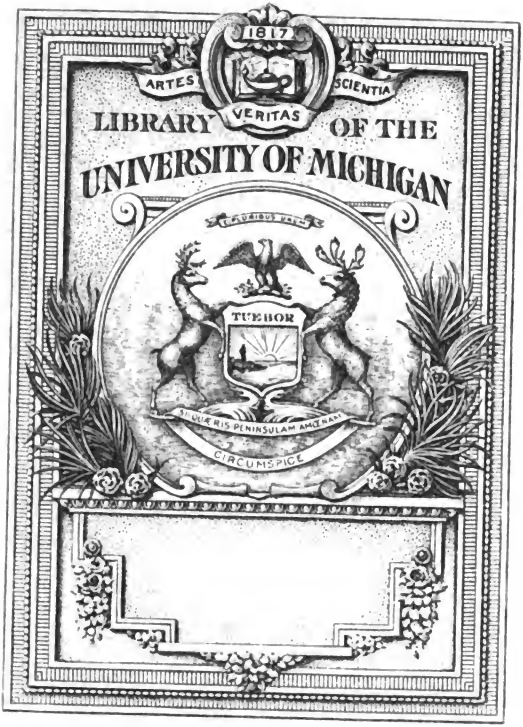
Taschenbuch zur verbreitung geographischer kenntnisse

Digitized by Google



Digitized by Google

G
1
.T19

Digitized by Google

Digitized by Google

COLUMBUS GRABMAL.

Verlag von J. G. Calve in Prag.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Taschenbuch

zur Verbreitung

geographischer

Kenntnisse.

Eine Übersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde.

Herausgegeben

von

Johann Gottfried Sommer.

Für 1835.

(Dreizehnter Jahrgang.)

Mit 5 Stahl- und 1 lithogr. Tafel.

Prag,

J. G. Calve'sche Buchhandlung.

1835.

Digitized by Google

Digitized by Google

Compl. sets
Hiersem.
5-20-30
21747

Inhalt.

Seite.

Einleitung. Allgemeine Uebersicht der neuesten Reisen und geographischen Entdeckungen . . . I

I. Streifzüge durch die Bretagne und Normandie . . . 1

II. Brasiliens Gold und Diamanten 98

III. Die Insel Cuba 187

IV. Zur Kenntniſs des russischen Volkslebens . . 238

V. Bemerkungen über Manila, die Hauptstadt der Philippinen 270

Digitized by Google

Digitized by Google

Stahl- und Kupfertafeln.

I. *Grabmahl des Columbus*, *in der Kathedrale der Havanna.* (Aus Alexanders Reisen in Amerika.) (Titelkupfer.)

II. *Ansicht von St. Malo.* (Zu S. 4. Aus Heath's *Picturesque Annual for* 1834.)

III. *Druiden - Steine bei Stonehenge.* (Als Beispiel ähnlicher Druiden - Denkmähler in der Bretagne; zu S. 11. Aus Passavant's Kunstreise.)

IV. *Fernansicht des Berges und festen Schlosses St. Michael.* (Zu S. 88. Aus Heath's *Picturesque Annual for* 1834.)

V. *Ansicht desselben Berges und Schlosses in der Nähe.* (Wird, da sich der Stich verspätigt, im folgenden Jahrgange nachgeliefert werden.)

VI. *Ländliche Belustigungen in Ruſsland.* (Zu S. 264. Aus Pinkerton's *Russia.*)

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Verlagshandlung dieses Taschenbuches zeigt hiermit allen verehrlichen Interessenten desselben ergebenst an: daſs die Ansicht des Berges und Schlosses von St. Michael, wegen unvollendeten Stiches der Platte, erst im folgenden Jahrgange dieses Taschenbuches nachgeliefert werden wird.

Digitized by Google

ALLGEMEINE ÜBERSICHT

DER NEUESTEN REISEN UND GEOGRAPHISCHEN ENTDECKUNGEN.

(FORTSETZUNG UND ERGÄNZUNG ZUM VORIGEN JAHRGANGE.)

Als wir im September vor. J. die Allgemeine Uebersicht der neuesten Reisen etc. des XII. Jahrganges unsers Taschenbuches beschlossen, waren wir, wie auch damals allgemein geglaubt wurde, der Meinung, daſs der, schon seit 1829 mit Erforschung einer nordwestlichen Durchfahrt des Polarmeeres beschäftigte, wackere Capitän *Roſs* verunglückt seyn möge. Erst kurz vor dem Abdrucke des letzten Bogens erfuhren wir aus öffentlichen Blättern die unvermuthete Rück-

Digitized by Google

kehr des kühnen Seefahrers nach England, und hatten eben noch Zeit, am Schlusse des Taschenbuches eine kurze Nachricht davon mitzutheilen. Unterdessen sind über die Schicksale des Capitän *Roſs*, obwohl sein Tagebuch selbst bis diesen Augenblick noch nicht im Druck erschienen ist, hinlänglich genaue Mittheilungen von seiner Hand in öffentlichen Blättern gemacht worden, aus welchen wir, zur Vervollständigung unserer Uebersicht der neuesten geographischen Entdeckungen, das Wesentlichste hier mittheilen wollen. Wir halten uns dabei an den, von *Roſs* selbst der Admiralität erstatteten, Bericht, dd. Baffins-Bay, am Bord der Isabelle von Hull, Septbr. 1833.

Cap. *Roſs* war bekanntlich im Mai 1829 auf dem Dampfboote *Victory*, dem das Transportschiff *John* beigegeben war, von England abgereist. *) Er erreichte am 13. Aug. dess. J. die Stelle, wo Cap.

*) S. den VIII. Jahrg. (1830) dieses Taschenb., S. CXXXIV. u. ff.

Digitized by Google

Parry am 1. Aug. 1825 auf seiner dritten Reise das Schiff *Fury* durch das Eis verloren hatte. *) Die Boote, die Vorräthe an Lebensmitteln etc. und alles Uebrige, was damals ans Land geschafft worden war und nicht auf dem zweiten Schiffe Parry's, dem Hekla, hatte untergebracht werden können, befanden sich noch alle in gutem Stande, aber von der gescheiterten Fury selbst war keine Spur mehr aufzufinden. *Roſs* nahm von den Vorräthen so viel auf sein Fahrzeug, als er davon bedurfte, und setzte am 14. August seine Reise durch die *Prinz-Regenten-Einfahrt* fort. Am 15. Morgens umschiffte er das *Cap Garry*, und hier begannen seine neuen Entdeckungen. Sich dicht an die Westküste der erwähnten Einfahrt haltend, verfolgte er dieselbe in südwestlicher und westlicher Richtung, bis 72° Breite und 94° westl. Länge von Greenwich, wo er einen beträchtlichen Meeresarm antraf, der nach Westen

*) S. d. V. Jahrg. (1827), S. XXXVII.

Digitized by Google

führte. Zwei Tage wurden zur Untersuchung desselben angewendet; aber hier stellte sich dem weitern Vordringen zum ersten Mal eine groſse Masse zusammenhangenden Eises entgegen, welche sich vom südlichen Cap des Meeresarmes nach Süden, Osten und Ostnordosten ausbreitete. Dieser Umstand, die geringe Tiefe des Wassers, die Heftigkeit der Fluth, das stürmische Wetter, die unregelmäſsige Beschaffenheit der Küste, voll Klippen und Durchfahrten, machten das Fortschreiten des Schiffes eben so gefährlich als langsam. Indessen gelangte man doch südlich bis 70° Breite und 92° westl. Länge. Längs der Küste östlich bis 90° L. hinfahrend, überzeugte sich *Roſs*, daſs das Land plötzlich eine Richtung nach Westen nehme, in einer Entfernung von 40 Meilen nach Süden aber sich nach Osten und Westen zu erstrecken schien. Am 1. Oktbr. hemmte hier eine undurchdringliche Eismasse jedes weitere Vordringen. Indessen entdeckte man einen vortrefflichen Hafen zum Ueberwintern,

Digitized by Google

welchem *Roſs*, seinem Freunde *Felix Booth* in London zu Ehren, der ihn mit 20,000 Pfd. St. bei der Ausrüstung seiner Expedition unterstützt hatte, den Namen *Felix-Hafen* beilegte.

Am Anfange des J. 1830 war er so glücklich, in freundschaftliche Verhältnisse mit einem interessanten Stamme eingeborner Eskimos zu treten, welche noch nie fremde Menschen gesehen hatten. *Roſs* erfuhr durch sie, daſs das Land, was er wahrgenommen, zum amerikanischen Festlande gehöre, und daſs etwa 40 Meilen weit nach Südwesten zwei groſse Meere vorhanden seien, eines westlich, das andere östlich, welche durch eine schmale Landzunge von einander getrennt würden. Die Bestätigung dieser Nachricht, ein Gegenstand, von welchem die künftigen Unternehmungen der Expedition abhängig waren, übertrug Cap. Roſs dem Commandeur *James Roſs*, welcher sich schon zu Anfang des April, in Begleitung eines Mastmeisters und zweier Eskimos, nach der bezeichneten Stelle begab und wirklich

Digitized by Google

fand, daſs das nördliche Land mit dem südlichen durch zwei hohe Landrücken von 15 Meilen Breite zusammenhing. Da jedoch eine Kette von Süſswasser-Seen den Zwischenraum einnahm, so konnte das eigentliche Land, welches beide Meere trennte, im Grunde nur zu 5 Meilen Breite angenommen werden. Cap. *Roſs* verfügte sich hierauf persönlich nach dieser merkwürdigen Landenge, während Comm. Roſs mit der genauen Aufnahme der Meeresküste südlich vom Isthmus beschäftigt war. Dieser verfolgte sie in der Richtung West gen Süd bis 99° Länge und 70° Breite, oder bis zu einem Punkte, welcher nur noch 150 Meilen von *Franklins Umkehrspitze (Point Tournagain)* entfernt war. *) Auf diesem Ausfluge erforschte er zugleich eine Strecke von 30 Meilen der benachbarten Nordküste des Isthmus, welche sich gleichfalls nach Westen zieht, so daſs das westliche Meer hier

*) S. den II. Jahrg. (1824) dieses Taschenb., S. 275.

Digitized by Google

einen Golf bildet. Der noch übrige Theil des Sommers wurde dazu verwendet, die nach Osten ziehende Strecke der Süd-küste des Isthmus zu verfolgen. Man gelangte dabei zu der Ueberzeugung, daſs, wie schon die Eskimos versichert hatten, diese Küstenstrecke sich mit dem *Obolly* und dem die *Repulse-Bay* bildenden Lande vereinige. Auch wurde bei diesen Untersuchungen bestätigt, daſs es bis 30 Meilen nördlich vom Felix-Hafen keine westliche Durchfahrt gebe.

Der Sommer des Jahres 1830 war zwar sehr schön, aber dennoch der Schiffahrt in jenen Polargegenden nichts weniger als günstig. Cap. *Roſs*, welcher gern weiter nordwärts vorgedrungen wäre, erwartete mit Ungeduld, aber vergebens, das Brechen des Eises. Trotz aller Anstrengungen kam er nicht mehr als 4 Meilen weiter nordwärts und erst um die Mitte des Novembers gelang es ihm, die Victory in einen sichern Hafen zu bringen, den er *Sherifs-Hafen* nannte. Das neuentdeckte Land in Sü-

Digitized by Google

den nebst dem Isthmus und der Halbinsel in Norden erhielt, dem erwähnten Freunde des Cap. Roſs zu Ehren, den Namen *Boothia.*

Der Winter von 1830 auf 1831 war ungeheuer streng, so daſs das Fahrenheitsche Thermometer bis 92° unter seinen Nullpunkt fiel, was mit — $55\frac{1}{9}$° Reaum. übereinstimmt. Auch der Sommer 1831 war ungewöhnlich rauh. Die mittlere Jahres-Temperatur war — 10° Fahr. (= — $18\frac{2}{3}$° Reaum.). Trotz dieser ungünstigen Witterung wurde das Land bis zum westlichen Meere, auf einer Kette von Seen, bis 30 Meilen nördlich von der obenerwähnten Landenge durchforscht, und dem Commandeur *Roſs* glückte es, überdieſs noch eine Küstenstrecke von 50 Meilen, die sich nach Nordwesten zog, aufzunehmen. Indem er den Strand nördlich von unserm Hafen verfolgte, bewies er vollständig, daſs südlich von 71° Breite keine Durchfahrt seyn könne.

Bis zum Herbste 1831 war es der Expedition gelungen, mit der Victory

Digitized by Google

wieder 14 Meilen weiter nach Norden zu kommen. Da man aber das *Ost-Cap (Cap Est)* nicht hatte umschiffen können, so verschwand jede Hoffnung, das bereits sehr gebrechlich gewordene Fahrzeug zu erhalten. Im folgenden strengen Winter ging es auch wirklich ganz und gar zu Grunde. Die noch vorhandnen Lebensmittel konnten höchstens nur bis zum 1. Juni 1833 ausreichen, und es wurde daher beschlossen, das Schiff in dem Hafen, worin es von 1831 auf 1832 lag und welcher *Victory-Hafen* genannt wurde, liegen zu lassen, die Lebensmittel und andern Vorräthe aber in der Richtung nach der Stelle, wo die *Fury* gescheitert war, vorauszuschicken. Cap. *Roſs* sah nämlich in seiner jetzigen bedrängten Lage keinen andern Ausweg, sich und die Seinigen vor dem Untergange zu schützen, als daſs sie sich sämmtlich nach jenem Punkte hin verfügten.

Am 29. Mai 1832 machte man sich auf den Weg. Die äuſserst holperige Beschaffenheit des Eises nöthigte die

Digitized by Google

Reisenden, am Lande hin zu gehen, und da sie auf diese Weise allen Krümmungen des Strandes folgen muſsten, so vergröſserte dieſs die Entfernung von 200 Meilen, welche zurückzulegen waren, fast um die Hälfte. Erst am 1. Juli erreichten sie, ganz von Hunger und Beschwerden erschöpft, das Ziel ihrer Wünsche. Es wurde sogleich eine Hütte aufgebaut. Drei Boote der *Fury* hatte das Meer fortgeschwemmt, aber zum Glück für unsere Reisenden wieder ans Land geworfen, welche nicht säumten, sie im Verlaufe dieses Monates auszubessern, obwohl das sehr fest zusammenhangende Eis keine sehr tröstlichen Aussichten darbot. Indessen schiffte man sich doch auf den drei Booten ein und erreichte am 1. Aug. glücklich die verhängniſsvolle Stelle, wo die *Fury* das erste Mal an die Küste geworfen worden war. Am 1. Septbr. landete man auf der *Insel Leopold*, welche, wie Cap. *Roſs* bemerkt, das nordöstliche Ende des amerikanischen Festlandes bildet und unter 73° 56′ Breite und 90°

Digitized by Google

westl. Länge liegt. Vom Gipfel des hohen Vorgebirges sah man die *Prinz-Regenten-Einfahrt*, die *Barrow-Straſse* und den *Lancaster-Sund*, welcher letztere, wie dieſs Roſs schon auf seiner ersten Polarreise, 1818, beobachtet hatte, eine einzige undurchdringliche Eismasse zeigte.

Die unglücklichen Reisenden befanden sich nun in einem unbeschreiblichen Zustande qualvoller Besorgniſs. Alle Anstrengungen, durch das Eis vorwärts zu kommen, waren vergebens, und sie sahen sich endlich durch die Annäherung des Winters und Mangel an Lebensmitteln gezwungen, wieder nach der *Fury-Spitze* zurückzukehren, dem einzigen Orte, wo noch etwas vorhanden war, ihr Leben zu fristen. Nach einer anstrengenden und ermüdenden Landreise, indem sie die Boote in der *Batty-Bay* hatten zurücklassen müssen, erreichten sie am 7. Oktbr. das Ziel ihrer Wanderschaft. Hier wurde nun sogleich zur Erbauung einer Winterwohnung geschritten. Diese bestand aus einem Gestell

Digitized by Google

von Sparren, 32 Fuſs lang und 16 Fuſs breit, mit einem Dache von Segelleinwand, welches, so wie das Gebäude selbst, mit einer 4 bis 7 Fuſs dicken Lage Schnee bedeckt und eingefaſst wurde, welche bald, nachdem die Temperatur bis auf — 15° F. herabgegangen war, in eine feste Eismasse verwandelt wurde, so daſs die Reisenden den ganzen Winter hindurch, der unter die strengsten gehörte, eigentlich eine Eishöhle bewohnten. Mangel an Betten, Kleidungsstücken und thierischer Nahrung steigerten das Elend der Reisenden zu einem unglaublich hohen Grade. Indessen war der Schiffszimmermann *Thomas* der Einzige, welcher diesen schweren Leiden unterlag; drei andere von der Mannschaft, ungerechnet einen, welcher ein Bein verloren hatte, geriethen in einen Zustand äuſserster Schwäche und nur 13 Mann waren fähig, in sieben Tagreisen, jede zu 62 Meilen, die Lebensmittel aus den Booten in der Battybay hieher zu schaffen.

Erst am 8. Juli 1833, also nachdem

Digitized by Google

sie neun Monate in der Winterwohnung zugebracht hatte, war die Expedition in der Lage, diesen Strand zu verlassen und nach einer Reise von sechs Tagen wieder die Boote an der Battybay zu erreichen. Hier erholten sich die Kranken, welche von den Uebrigen hatten getragen werden müssen, sehr schnell. Obwohl die Witterung sich angenehm bewies, so zeigten sich doch nicht eher als am 15. Aug. hoffnungsvolle Aussichten in die nächste Zukunft. Ein plötzlicher Windstoſs aus Westen öffnete schnell eine Durchfahrt längs der Küste und die Reisenden sahen, von einem Berge herab, zu ihren unaussprechlichen Vergnügen das Meer in einer fast geraden Linie im *Prinz-Regenten-Kanal* ganz frei von Eis. Am 17. Aug. überschifften sie denselben, entkamen 12 Meilen östlich von Cap York glücklich einem Sturm, und überschritten, als derselbe sich am nächsten Morgen gelegt hatte, die *Admiralitäts-Durchfahrt*. Sie wurden hierauf sechs Tage lang durch einen starken Nordostwind an der

Digitized by Google

Küste aufgehalten, bahnten sich aber doch am 25. einen Weg durch die Durchfahrt *Navy-Board*, und erblickten am nächsten Morgen zu ihrem gröſsten Jubel ein auf der hohen See durch Windstille zurückgehaltenes Schiff. Seltsames Spiel des Zufalls! Es war die *Isabelle*, von Hull, dasselbe Schiff, welches Cap. *Roſs* auf seiner ersten Nordpol-Reise im J. 1818 unter seinem Befehle gehabt hatte. Er erreichte es um die Mittagsstunde. *Humphreys*, der Befehlshaber desselben, welcher schon früher im Prinz-Regenten-Kanal vergeblich nach dem Schicksal der Expedition geforscht hatte, bewillkommte nebst seiner Mannschaft die neuen Gäste mit einem dreimaligen Freudengeschrei *(Cheer)* und überhäufte sie mit allen nur erdenklichen Beweisen von Zuneigung und Gastfreundschaft. Er segelte hierauf nach der *Possessions-Bay* und landete später an der Westküste des *Baffins-Meeres*, wodurch Cap. *Roſs* Gelegenheit erhielt, seine ältere Karte, die er schon 1818 von dieser Küste aufgenommen, in vielen Stücken zu vervoll-

Digitized by Google

ständigen und zu berichtigen. Die Rückkunft nach England erfolgte in den ersten Tagen des Oktobers.

Obschon diese Reise des Cap. *Roſs* nicht so wichtige Ergebnisse geliefert hat, als man anfangs zu erwarten geneigt war: so ist sie doch nicht ohne Gewinn für die Wissenschaft gewesen. Es ist eine nicht ganz unbeträchtliche Strecke neues Land im Norden von Amerika, so wie eine groſse Zahl von Inseln, Seen und Flüssen entdeckt und zugleich bewiesen worden, daſs das nordöstlichste Ende des amerikanischen Festlandes sich noch nicht völlig bis zum 74. Parallelkreise erstreckt. Der Commandeur *Roſs* hat wichtige astronomische und naturhistorische, und der Marine-Offizier *Thom* vollständige und genaue meteorologische und magnetische Beobachtungen gemacht. *) Auch behauptet Cap. *Roſs*, die wahre Lage des *magnetischen Pols* ausgemittelt zu haben, und er nährt die

---

*) *Nouv. Annal. de Voyages* etc. Nov., 1833, S. 265 u. ff.

Digitized by Google

Hoffnung, daſs in kurzer Zeit die englische Flagge auf diesem Punkte wehen werde. *)

Im Verlaufe des letzten Winters und Sommers hat *Roſs* eine Reise nach den Hauptstädten des nördlichen Europa unternommen, angeblich, wie fast alle öffentlichen Blätter versicherten, in der Absicht, bei den europäischen Monarchen Unterstützung zu einer zweiten Nordpol-Expedition zu erbitten. Diesem letztern Umstande wird jedoch durch die *Naval and Military Gazette* förmlich widersprochen und gesagt, Cap. *Roſs* habe jene Hauptstädte, nämlich Kopenhagen, Stockholm und St. Petersburg, nur auf die besondere Einladung einiger bei seinen Entdeckungen betheiligten gelehrten Gesellschaften besucht. Er wurde überall mit Auszeichnung empfangen und zum Mitgliede dieser Vereine aufgenommen. Die Monarchen selbst überhäuften ihn mit Ehrenbezei-

---

*) *Berghaus Annalen der Erd-Völker- und Staatenkunde* etc. Nr. 106 (Jan. 1834), S. 380.

gungen. Der König von Schweden ernannte ihn zum Commandeur des Schwert-Ordens; er ist der einzige Offizier von Kapitäns-Rang, der je diese Klasse des Ordens erhielt. Der Kaiser von Ruſs-land verlieh ihm den St. Annen-Orden in Diamanten. *) Auch sammelte *Roſs* auf dieser Reise eine beträchtliche Zahl von Subscribenten auf die Beschreibung seiner Nordpol-Expedition, für welche ihm der Londoner Verleger bereits 3000 Pf. St. Honorar zugesichert hat.

Cap. *Back*, der sich am 3. Febr. 1833 von England aus nach dem *Innern von Nord-Amerika* begeben hatte, um *zu Lande* gegen die Küsten des Polarmeeres vorzudringen und Nachrichten über das Schicksal des Cap. *Roſs* einzuziehen, hatte, wie schon im vorigen Jahrgange unsers Taschenbuches, S. XCXIII., gemeldet wurde, am 12. Mai dess. J. bereits die Stromschnellen von St. Mary, zwischen dem Huron- und

*) Beilage zur *Augsb. Allgem. Zeitung*, 1834, Nr. 261 (18. Septbr.)

Digitized by Google

Obern See erreicht. Es wurden von England aus, sobald Cap. *Roſs* wieder dahin zurückgekehrt war, sogleich Anstalten getroffen, den Cap. *Back* von diesem glücklichen Ereignisse in Kenntniſs zu setzen. Den Nachrichten zufolge, welche man von ihm während des letzverflossenen Winters erhalten hat, war er im Juni 1833 bis zum nördlichen Theile des *Winnipeg-Sees* gekommen, und noch spätere, im Frühling 1834 eingelaufene Berichte meldeten, daſs er im Dezbr. schon das östliche Ende des *Groſsen Sklavensees* erreicht hatte, wo er in *Fort Reliance* überwinterte. Dieses Fort liegt unter 62° 48′ 15″ Breite und 109° 10′ westl. Länge von Greenwich. Die Abweichung der Magnetnadel beträgt 25° 4′ östlich. *Back* hatte ein sehr festes Observatorium gebaut, wo die Magnetnadel ihre täglichen Verrichtungen mit mehr oder weniger Regelmäſsigkeit vollbrachte, je nachdem Nordlichter oder andere atmosphärische Ereignisse einwirkten. Die Neigung der Magnetnadel, die magnetische Kraft u. a. m.

Digitized by Google

wurden ebenfalls genau beobachtet. Cap. *Back* hatte sich vorgenommen, sobald die Schiffahrt wieder frei seyn würde, was in den dortigen und weiter nördlich gelegenen Gegenden mit Ende des Juni zu geschehen pflegt, auf dem *Fischflusse (Thloo-ee-cho, Thluitscho)* hinabzufahren, welcher entweder in die *Bathurst-Bay* oder weiter östlich davon ins Polarmeer auszumünden scheint. Auf jeden Fall wird die Wissenschaft durch diese Reise, wenn auch ihr ursprünglicher Zweck verändert worden ist, nicht unbedeutend gewinnen. *)

Wie man seit einigen Jahren über das Schicksal des Cap. *Roſs* in Ungewiſsheit war und ihn schon verloren glaubte, so schwebt man jetzt in ähnlicher Besorgniſs in Betreff des französischen Marinen-Lieutenants *Julius* von *Blosseville*. Dieser geschickte Offizier, als Begleiter d' Urvilles auf dessen Reise um die Welt durch treffliche Beobach-

*) *Bergh. Annalen* etc., a. a. O., S. 200 u. ff.; *Ausland*, 1834, Nr. 204 u. 205.

tungen über Magnetismus ehrenvoll bekannt, wurde im Sommer 1833 von der französischen Regierung beauftragt, als Befehlshaber der Brigg *Lilloise* zur Beschützung des französischen Walfisch- und Stockfischfanges sich nach den Küsten von *Island* zu begeben und bei dieser Gelegenheit zugleich eine Annäherung an die *Küsten von Grönland* zu versuchen und diese zu erforschen. Er erhielt zum Behufe seiner wissenschaftlichen Unternehmungen eine hinlängliche Zahl astronomischer und physikalischer Instrumente, so wie ihm auch noch zwei andere geschickte Offiziere beigegeben wurden, und verlieſs am 3. Juli dess. J. den Hafen von *Dünkirchen.* Schon am 19. schrieb er von der Küste *Islands* an seinen Bruder Ernst v. Blosseville, und meldete ihm unter andern, daſs er bereits sehr wichtige Sammlungen gemacht habe. Bis zum 29. Juli hatte er eine Strecke von 10 Stunden der *grönländischen Ostküste* entdeckt, die noch nicht auf den Karten verzeichnet ist. Sie liegt zwischen 68° 34′ bis 68° 55′

Digitized by Google

Br. und 27° 16′ bis 28° 2′ westl. L. von Paris. Der Reisende war im Begriff, seine Entdeckungen zu vervollständigen und weiter zu verfolgen. Das Eis, schrieb er, ist zwar undurchdringlich; wenn ich mich aber auſserhalb desselben, wie an einer Küste halte, so hoffe ich meine Recognoscirung in 20 Tagen beendigen zu können. Da jedoch kein weiterer Brief von ihm eingelaufen und auch sonst nichts über sein Schicksal bekannt geworden war, so ordnete die französische Regierung schon im April 1834 die Kriegsbrigg *La Bordelaise* ab, um die *Lilloise* aufzusuchen. Diese ist jedoch am 13. Septbr. von den Küsten Islands und Grönlands zurückgekehrt, ohne von *Blosseville* eine Spur gefunden zu haben. Man fürchtet nicht ohne Grund, daſs derselbe auf der Rückfahrt von Grönland an der nördlichen Küste Islands gescheitert und zu Grunde gegangen seyn möge. *)

*) *Allgem. Zeit. Beil.* Nr. 242, 1834 (30. Aug.) nach dem franz. *Moniteur;* — *Preuſs. Staats-Zeit.*, Septbr. 1834.

Digitized by Google

Prinz *Maximilian* von *Neuwied*, der in Begleitung des Malers *Karl Bodmer* aus Zürich seit 1832 *Nord-Amerika* bereist hat, (s. den vorigen Jahrg. S. XCIX.) ist nebst seinem Gefährten am 25. Aug. 1834 glücklich wieder nach *Neuwied* zurückgekommen. *)

Auch der Maler *Karl Nebel* aus Hamburg, von dessen Reise nach den *mexicanischen* Staaten und einigen daselbst gemachten antiquarischen Entdekkungen schon im XI. Jahrg. (1833), S. XXXIII., vorläufig die Rede war, ist im vorigen Winter nach *Paris* zurückgekehrt, und zwar mit einer Sammlung von Zeichnungen und mexicanischen Alterthümern, die er in den Jahren 1830 — 1832 zusammengebracht hat. So viel er einstweilen von seinem Reiseberichte mitgetheilt hat, erfährt man, dafs er von *Veracruz* aus, obwohl nicht immer in gerader Richtung, längs der Küste des Busens von Mexico nordwärts bis über *Tampico* hinausging, und auf

*) *Allgem. Zeit. Beil.* Nr. 244, 1834 (1. Septbr.)

Digitized by Google

dieser Wanderung Urwälder durchschnitt, in welchen er Ueberreste ehemaliger bewohnter Ortschaften antraf, die aber jetzt gänzlich mit dem diesem Klima eignen üppigen Pflanzenwuchse bedeckt sind. Es würde ungeheuern Aufwand brauchen, diese Alterthümer allgemein zugänglich und sichtbar zu machen. Von Tampico wandte sich *Nebel* in das Innere des Landes, besuchte den Staat *Zucatecas* und entdeckte 15 Lieues nordöstlich von der gleichnamigen Hauptstadt desselben eine alte Festung, welche die ganze Oberfläche eines Berges einnimmt und ehemals mit Tempeln und Pyramiden geziert war. Der Reisende hat die Ruinen dieser merkwürdigen Festung, welche wahrscheinlich der Wohnsitz eines mächtigen Häuptlings war, genau abgezeichnet. Als im J. 1832 der Bürgerkrieg von neuem ausbrach, gerieth der überall nach Alterthümern und interessanten Landschaften herumspähende Künstler in den Verdacht eines Kundschafters und wäre beinahe erschossen worden. Nur ein glücklicher Zufall rettete ihn

Digitized by Google

vom Tode. Indessen hat er noch immer frischen Muth und scheint, nachdem er seine erste Aerndte glücklich nach Europa gebracht, neuerdings nach Mexico zurückkehren zu wollen, wenn er nämlich einige Unterstützung zu dieser Reise erhält. *)

Die *Vereinigten Staaten* von Nord-Amerika werden gegenwärtig auch von einem teutschen Botaniker, Namens *Beyrich*, durchforscht, welcher am 24. April 1833 aus Europa in *Baltimore* angekommen war. Er fand in dem ehemaligen Reservat-Gebiete der *Tschirokis*, im Staate *Georgien*, welches um seines Goldreichthums willen 1832 ganz von den Georgiern in Besitz genommen worden, bereits zwei rasch aufblühend neue Städte. Die eine ist *Auroria*, zu welcher im Sept. 1832 der Grund gelegt war, die aber im Aug. 1833, als *Beyrich* sie besuchte, schon über 160 Häuser und mehr als 1000 Einwohner hatte; 20 Häuser waren überdieſs im

---

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1834, März, S. 395.

Digitized by Google

Bau begriffen. Die zweite Stadt ist *Neu-Mexico*, wo am 3. Juli 1833 der Grund zum ersten Gebäude gelegt wurde, nach 6 Wochen aber schon 40 ansehnliche, gröſstentheils zweistöckige Häuser aufgerichtet und der Vollendung nahe waren. In *Philadelphia* erfuhr unser Botaniker, daſs die Regierung der Verein. Staaten im Frühjahre 1834 eine *Militär-Expedition* nach den *westlichen Gegenden*, jenseits des *Missisippi* und des *Felsengebirges*, bis zum groſsen Weltmeer, abzuschicken Willens sei. Er begab sich sogleich nach Washington und bewarb sich um die Erlaubniſs, an dieser Expedition Theil nehmen zu dürfen. Sie wurde ihm unter der Bedingung gewährt, daſs er für die Ausrüstung und den Winter-Unterhalt selbst Sorge trage. Indessen war es noch nicht ganz gewiſs, ob die Unternehmung wirklich schon 1834 Statt finden würde, weil der Congreſs die nöthigen Gelder dazu bewilligen muſs. *)

---

*) *Bergh. Annal.*, Nr. 106 (Jan. 1834), S. 377. u. ff.

Digitized by Google

Unter dem Titel: „*Fragmente aus ei-
nem noch ungedruckten Werke über die
Vereinigten Staaten von Nord-Ameri-
ka und Mexico*“ hat die Zeitschrift *Aus-
land* in den Monaten Juli, August und
September des Jahrgangs 1834 recht be-
lehrende und unterhaltende Reisebemer-
kungen eines ungenannten Teutschen
mitgetheilt, welcher im Anfange des J.
1830 einen Theil der *nordamerikani-
schen Freistaaten* besuchte, sich dann
nach *Veracruz* einschiffte und von da
im Febr. und März seine Reise nach
Mexico fortsetzte.

Eine ziemlich unbestimmte Nachricht
aus *Peru* meldete im Herbste 1833, daſs
der Oberst *O'Brien* die Hauptstadt Lima
verlassen habe, um die weite Strecke
im Innern des Festlandes, zwischen
Cuzco (in Peru) und *La Paz* (in Boli-
via) als Naturforscher zu bereisen. Er
hoffe, im Verlauf des Jahres 1834 wie-
der in Cuzco einzutreffen. Der engli-
sche Botaniker *Mathews* sei ebenfalls
von einer Reise im Innern nach *Lima*
zurückgekommen, und stehe in Begriff,

eine zweite zu unternehmen, jedoch in einer andern Richtung, als die, welche O'Brien einschlagen werde. *)

Ueber neuere Forschungen im Innern von *Chili* erhielt man Nachrichten durch Privatbriefe aus *Valparaiso* vom 9. Mai 1833. Einer der bedeutendsten in Valparaiso ansässigen Kaufleute, ein Teutscher, dessen Name leider nicht angegeben wird, zeichnet sich durch lebhaftes Interesse an wissenschaftlichen Forschungen aus. Er hat einen Dänen, *Renous*, (welcher Name jedoch nicht dänisch klingt), eigentlich einen Matrosen, der aber viel Talent und männlichen Muth besitzen soll, mehrfach die unzugänglichsten Gegenden als Sammler bereisen lassen und auf diese Weise Veranlassung zu nicht unwichtigen Entdekkungen gegeben. *Renous* behauptet, in den Anden von *Chillan* eine Hochebene gefunden zu haben, auf welcher weit umher die Ruinen einer bedeutenden

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1833, Oktbr., S. 127.

Digitized by Google

Stadt zerstreut liegen, von der bisher noch Niemand etwas erfahren hatte. Unter den, freilich nicht sehr wissenschaftlich angelegten Sammlungen jenes Renous, der nicht einmal zeichnen konnte, befinden sich sonderbare *Dinge*, z. B. die Wurzel einer angeblichen Gattung von Rettigen aus den Anden, von welchen die kleinsten Exemplare 6 Pfund, die gewöhnlichen aber bis 25 Pfund wiegen. Sie bringt, auch in der kleinsten Gabe genommen, fast tödtliches Erbrechen hervor. Da diese Pflanze (oder nur Wurzel?), wie manche andere sonderbare, von *Renous* gesammelte, bereits in Teutschland angekommen ist, so wird man bald mit mehr Sicherheit darüber urtheilen können. *)

Nicht bloſs über *Chili*, sondern auch über einen sehr groſsen Theil von Süd-Amerika überhaupt, hat die groſse, schon im J. 1826 unternommene Reise des französischen Naturforschers *Dessalines d'Or-*

---

*) *Allgem. Zeit.*, Auſserord. Beil., Nr. 321.. 1833. (10. Sept.)

Digitized by Google

bigny sehr viel Licht verbreitet.*) Dieser Reisende verließs Frankreich im Juni 1826, begab sich nach einer kurzen Erholung in *Rio Janeiro* nach *Montevideo*, durchwanderte das Land am östlichen Ufer des *La Plata* und ging hierauf nach *Buenos-Ayres*, von wo er sich später, den Parana aufwärts, nach den Gränzen von Paraguay auf den Weg machte, und nach einander die Provinzen *Corrientes*, *Santa Fé*, die *Missionen* und *Entre-Rios* durchforschte. Abermals nach Buenos-Ayres zurückkehrend, begab er sich von hier nach *Patagonien*, wo er bis 43° Breite vordrang und acht Monate verweilte. Er ging darauf zum dritten Male nach Buenos-Ayres und schiffte sich hier nach *Chili* ein.

Hier langte *d'Orbigny* zu Anfange des J. 1830 an, verließs aber bald wieder diesen Freistaat, um sich nach *Bo-*

*) Man sehe den IX. Jahrg. (1831) dieses Taschenbuches, S. LVIII., wo jedoch, aus Mangel genauerer Nachrichten, nur von seiner Bereisung *Patagoniens* im J. 1829 die Rede war.

livia und *Peru* zu begeben, wo er zuvörderst die Häfen *Lobija* und *Arica* besuchte, um einen Theil seiner Sammlungen nach Europa zu versenden. Von hier stieg er den westlichen Abhang der *Anden* bis zu den obersten Regionen derselben hinauf und durchwanderte dann auf der andern Seite die groſse Hochebene, welche die Haupt- oder westliche Kette der Anden von der östlichen Cordillere trennt. Diese Letztere wurde ebenfalls überstiegen und *d'Orbigny* durchforschte hierauf an der östlichen Seite derselben eine Landstrecke von mehr als 60 geogr. Meilen, bevor er nach *Cochabamba* gelangte. Von hier begab er sich nach *Santa Cruz de la Sierra*, und dann weiter nach den Provinzen *Chiquitos* und *Moxos*, einerseits bis zu den Ufern des *Paraguay*, andererseits bis zum *Madeira*. Nach mehrmals wiederholten Streifereien aus diesen heiſsen Gefilden in die Schneebezirke der östlichen Cordillere, besuchte unser Reisende auch die Silberminen-Bezirke von *Potosi* und *Chuquisaca*, und ging

Digitized by Google

darauf wieder nach *Arica*, um die überaus reichen Sammlungen, die er auf diesen Reisen gemacht hatte, nach Frankreich einzuschiffen.

Obwohl als Naturforscher, und den vom Pariser Museum, in dessen Auftrage er die ganze Reise machte, erhaltnen Weisungen gemäſs, zunächst mit der Beobachtung und Einsammlung von Gegenständen der drei Naturreiche beschäftigt, unterlieſs *d'Orbigny* dennoch nicht, seine Aufmerksamkeit auch der Erweiterung unserer noch sehr beschränkten und mangelhaften *geographischen* Kenntnisse der von ihm bereisten Länder, namentlich Ober-Peru und Bolivia, zuzuwenden. Es fehlte ihm freilich an astronomischen Werkzeugen, die geographische Lage einzelner Punkte genau zu ermitteln; indessen suchte er diesen Mangel durch sorgfältige Bestimmung der Richtung seines Weges mittelst der Boussole und durch genaue Angabe der Länge desselben mittelst einer guten Uhr, so viel als möglich zu ersetzen. Auch hat er überall die Naturbeschaffenheit

Digitized by Google

des Landes durch genaue Zeichnungen sehr getreu angegeben. *Savary*, der der französischen Akademie am 21. April 1834 einen Bericht über den geographischen Theil der Reise *d'Orbigny's* erstattet hat, sagt in dieser Beziehung: „Ich nehme keinen Anstand, diese Aufnahmen dem Besten an die Seite zu stellen, was unser Kriegs-Dépôt in dieser Art über mehre Provinzen Spaniens besitzt. Die Wegebeschreibungen d'Orbigny's sind so vielfach und durchkreuzen sich in so verschiednen Richtungen, daſs sie sich dadurch entweder gegenseitig bewähren oder doch berichtigen." Ein Haupt-Hilfsmittel zu dieser Berichtigung, in Rücksicht auf Ober-Peru und Bolivia, und zur endlichen Ausarbeitung einer möglichst richtigen Karte dieses Hochlandes sind die von *Pentland* *) in den Jahren 1826 und 1827 ebendaselbst angestellten astronomischen Beobachtungen, wodurch von beinahe 100 Punkten die geographische Lage genau bestimmt

*) S. den VIII. Jahrg. (1830), S. CXII, u. ff.

Digitized by Google

worden ist. Savary versichert, daſs dieselben Punkte auf *d'Orbigny's* Papieren ziemlich genau mit den Angaben Pentlands übereinstimmen. Um nur Ein Beispiel zu geben, wie viel in diesen Gegenden auf unsern bisherigen Karten noch zu berichtigen seyn mag, führt Savary an, daſs die Stadt *La Paz* von dem Abhange der Cordillere, wo sie bis jetzt verzeichnet ist, auf den *entgegengesetzten* Abhang gebracht werden muſs.

Auſserdem hat *d'Orbigny* seine Blicke hauptsächlich auf die geognostische Beschaffenheit der von ihm durchwanderten Länder gerichtet und darüber sehr schätzbare neue Daten gesammelt. Eben so ist der Mensch, sowohl der wilde, als der gesittete, ein Gegenstand seiner Studien gewesen. Er hat unter andern mehr als 36 Wörterverzeichnisse von Sprachen verschiedner eingebornen Völker mitgebracht. Auch für die Geschichte der Kultur befinden sich sehr werthvolle Angaben und Gegenstände in den Papieren und Sammlungen des Reisenden.

Was diese *Sammlungen* insbesondere

Digitized by Google

anbelangt, so bestehen sie zuvörderst aus 157 Gattungen (Species) von Säugthieren, deren Lebensweise und Aufenthaltsorte *d'Orbigny* sorgfältig beobachtet hat; es sind darunter viel neue Gattungen. Das Studium der Vögel hat ihn nicht minder angelegentlich beschäftigt; er hat davon 786 Gattungen mitgebracht. Ferner enthalten seine Sammlungen 119 Reptilien-, 116 Fisch- und mehr als 700 Mollusken-Gattungen. Was sich nicht wohl aufbewahren lieſs, ist von ihm getreu nach dem Leben und mit natürlichen Farben abgebildet worden. Eben so wenig hat er die Botanik und die Mineralogie vernachlässigt. Die Zahl der Pflanzengattungen beläuft sich auf 2370. Beinahe 50 Palmen hat der Reisende mit allen Einzelnheiten des Stammes, der Blätter und der Blüthen, äuſserst genau abgebildet, und was sich nicht abbilden lieſs, durch Beschreibungen ersetzt. Die mineralogische Sammlung enthält mehr als 600 Exemplare. — Bedenkt man, daſs die Forschungen *d'Orbigny's* einen Raum von 11° bis 43°

Digitized by Google

südl. Breite und vom Meeresspiegel bis zu einer Höhe von 15,000 Par. Fuſs zum Gegenstande gehabt haben; so kann man sich von der Reichhaltigkeit seiner Sammlungen und überhaupt von der groſsen Wichtigkeit seiner ganzen Reise eine Vorstellung machen. *) Wir bemerken noch, daſs *d'Orbigny* im Jänner 1834 glücklich wieder in *Bordeaux* angekommen ist. **).

Auf der östlichen Seite des Continents von Süd-Amerika ist, im Auftrage der französischen Regierung, das Innere des *französischen Guyana* durch die HH. *Leprieur* und *Adam de Bauve* bereist worden, vornehmlich in der Absicht, die Zuflüsse der Ströme zu untersuchen, welche sich auf verschiednen Punkten der dortigen Küste ins Meer ergieſsen. *Leprieur* ist nach einem drei-

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1834, April, S. 388 u. ff., Mai, S. 237 u. ff.

**) *Allgem. Zeit.* 1834, Auſserord. Beil. Nr. 59. (11. Febr.)

Digitized by Google

jährigen Aufenthalte daselbst im Jänner 1834 wieder in *Nantes* angekommen, nachdem das Schiff Guyana, auf welchem er die Ueberfahrt gemacht hatte, am 15. dess. M. an der Küste von Bretagne gescheitert war. Zum Glück hatte er den gröſsten Theil seiner reichhaltigen Sammlungen vor der Abreise von Cayenne auf das Paquetboot Ferdinand gegeben, welches einen Monat nach ihm von dort absegeln sollte. *Leprieur* kam nach Frankreich zurück, um seine Gesundheit wieder herzustellen, die durch einen dreijährigen Aufenthalt in den Urwäldern Guyana's sehr gelitten hatte. Er hat nicht bloſs eine Menge schätzbarer und zum Theil ganz neuer Gattungen von Naturalien aller drei Reiche gesammelt, sondern auch merkwürdige Beobachtungen über einige, bisher noch unbekannt gewesene Indierstämme gemacht. *Adam de Bauve* hatte sich schon am 4. April 1833 von Leprieur getrennt, indem sie übereingekommen waren, daſs jeder eine besondere Gegend bereisen sollte. Sein letztes Schreiben ist vom 30. August 1833

aus *Belem de Gran-Para* (in Brasilien), wo er, nach einer unglücklichen Fahrt, auf dem *Gurupatuba* hinab in den *Amazonen-Strom*, am 15. dess. M. angekommen war. Das Fahrzeug war an einem Wasserfalle gescheitert und *de Bauve* selbst hatte seine Rettung nur einem Canot zu verdanken gehabt, das er glücklich genug war zu erreichen. Alle seine Sammlungen aber und Schriften waren ein Raub des Wassers geworden. *De Bauve* war Willens, den *Amazonen-Strom* aufwärts bis zum *Watuma* zu gehen, und, falls er auf diesem Flusse nicht bis zum *Essequebo* gelangen könnte, es auf dem *Rio Branco* zu versuchen, wo er seinen Zweck sicher zu erreichen hoffte. Späterhin wollte er auch den *Oronoko* und verschiedene Nebenflüsse des *Amazonen-Stromes* befahren, um an den Quellen derselben eine Menge noch gänzlich unbekannter Indier-Stämme zu besuchen. Da er die Sprachen mehrer Ureinwohner Guyana's redet, so hofft er, daſs es ihm leichter als vielen andern Reisenden werden dürfte, ihre

Sitten, Gebräuche und Eigenthümlichkeiten zu erforschen. *)

Wenden wir uns jetzt auf die andere Seite des Atlantischen Ozeans, zur Westküste von *Afrika*. Hier ist den vielen Opfern, welche der Erforschung des noch unbekannten Innern dieses Erdtheils gefallen sind, ein neues zugesellt worden. *Richard Lander*, von dessen letzter Expedition den Niger aufwärts (s. vor. Jahrg. S. VII u. ff.) man sich so schöne Erwartungen gemacht hatte, ist am 6. Febr. 1834 zu *Fernando Po* an den Folgen einer Schufswunde gestorben, die er von meuchelmörderischen Negern empfangen hatte. Ein Offizier dieser Expedition, *Mac Gregor Laird*, ist im Dezbr. 1833 nach England zurückgekommen und hat über den Fortgang des Unternehmens, so weit ihm dasselbe bis zu seiner Abreise aus Afrika, im Oktbr. dess. J., bekannt gewesen, der Geographischen Gesellschaft zu London Bericht erstattet.

Beide Dampfboote kamen am 7. Nov.

---

*) *Ausland*, 1834, Nr. 93.

Digitized by Google

1832 nach *Eboë*, ohne daſs die Mannschaft einen Verlust zu beklagen gehabt hätte, ungeachtet sie ein sumpfiges und ungesundes Land durchschifft und sich mehrmals gegen feindselige Angriffe der Eingebornen hatte vertheidigen und sogar, 30 Meilen unterhalb Eboë, zum abschreckenden Beispiel, ein ganzes Dorf niederbrennen müssen. Dennoch wurden die Reisenden von *Obir*, dem Könige von Eboë, sehr gut empfangen, denn das gesellschaftliche Band der verschiedenen kleinen Staaten längs den Ufern des Flusses ist durch den Sklavenhandel so lokker geworden, daſs keiner sich das Schicksal des andern sehr zu Herzen nimmt. Am 9. Nov. erreichte man eine Stelle des Flusses, die *Lander* auf seiner frühern Reise für einen groſsen See gehalten hatte, aus dem drei Flüsse abgingen; es zeigte sich aber jetzt, daſs es nur eine Erweiterung des Flusses war und daſs eine Insel den Fluſs in zwei, statt in drei, Arme theilte. Die Breite des Flusses beträgt hier an 3000 und die Tiefe 14 Mètres. *Laird* gesteht, es sei ihm un

greiflich, woher die ungeheure Waſsermenge komme, welche die zahlreichen Fluſsmündungen in den *Busen von Benin* ausschütten. Es scheint ihm unglaublich, daſs, wie man jetzt dafür hält, alle diese Gewässer Abflüsse oder Arme des *Niger* (oder *Quorra*) seyn sollen, da doch dessen mittlere Breite nicht mehr als 15- bis 1600 engl. Fuſs betrage.

Zwei Tage nach der Abfahrt von Eboe riſs die Sterblichkeit auf den Schiffen ein; der *Quorra* verlor bis zum 5. Dezbr. vierzehn, der *Alburka* aber nur drei Mann. Dieser groſse Unterschied zwischen beiden Dampfschiffen wird dem Umstande zugeschrieben, daſs der Alburka aus Eisen gebaut und also kühler war als der Quorra. Die ansehnliche Stadt *Atta*, welche man bald darauf erreichte, liegt malerisch auf einer Anhöhe am linken Ufer des Niger, und hat 15,000 Einwohner, während Eboë deren kaum 6000 zählt. Die Expedition befand sich hier schon im *Kong-Gebirge*, wo sich die Thalwände zu beiden Seiten des Flusses 2000 bis 2500

Fuſs erhoben. Zugleich war die Luft hier reiner und gesünder. Dieses Gebirge scheint aus zwei gleichlaufenden Ketten zu bestehen, welche den Fluſs von Nordwesten her durchschneiden, und nach Nordosten einen Ast aussenden, der oberhalb des Zusammenflusses des Quorra und Tschadda ins Innere des Landes fortgeht und das Tschadda-Gebiet von dem des Kudumia trennt. Die Hauptgebirgsart ist der Glimmerschiefer.

Der König von *Atta* empfing die Reisenden nicht so freundlich wie der von Eboë. Alle Versuche, Elfenbein gegen Waaren von ihm einzutauschen, schlugen fehl. Es zeigte sich hier, wie früher und später, der nachtheilige Einfluſs jener Verleumdungen, welche die Theilnehmer und Beförderer des Sklavenhandels gegen die Engländer verbreitet hatten. *Lander* suchte daher auch schnell wieder fortzukommen und gelangte bald nach *Bocqua*, einer kleinen Stadt, welche er auf seiner vorigen Reise am rechten Ufer des Niger angetroffen, die man aber nun, nachdem sie durch ein benach-

bartes feindliches Volk geplündert und verwüstet worden, an das linke Ufer verlegt hatte. Die neue Stadt beſaſs, wie die frühere, ihren Markt, der auf dem Flusse gehalten wurde. Ein Umstand verdient angeführt zu werden, als ein Beispiel, wie seltsam sich oft die Extreme von Barbarei und Civilisation berühren. Jener Markt ist nämlich ein *neutrales Gebiet*, wo die verschiedensten, selbst feindselig gegen einander gesinnten Volkstämme sich einfinden und ohne gegenseitige Störung oder Gefahr Handel mit einander treiben. Die Hauptartikel sind Pferde, Ziegen, Schafe, Reiſs etc.; auch wird aus dem Innern des Landes treffliche Butter hieher gebracht, die aber ungesalzen ist, weil das Salz in diesen Gegenden unter die gröſsten Seltenheiten gehört. Man ersetzt es durch eine Art von bitterer und krystallisirter Potasche.

Oberhalb Atta ist der Niger, wegen seines starken Gefälles in diesem Gebirgslande, schwer stromaufwärts zu beschiffen; weiter aufwärts aber, bis *Bous-*

Digitized by Google

sa, wurde sein Bett vergleichungsweise wieder flacher. Der *Quorra* stieſs hier an mehren Stellen auf Sandbänke und zuletzt so heftig, daſs er ganze sechs Monate lang sitzen blieb, indem alle Bemühungen ihn wieder flott zu machen, vergeblich waren. Glücklicher war der nur drei Fuſs ins Wasser gehende *Alburka*, welcher den Zusammenfluſs des *Tschadda* mit dem *Niger* erreichte. Man hätte wahrscheinlich noch weiter hinauf kommen können, aber die Jahreszeit war schon zu weit vorgerückt und man konnte auch den Quorra nicht im Stiche lassen. Unterdessen riſs auf beiden Schiffen die Sterblichkeit wieder ein; doch blieben glücklicherweise die Neger, welche man zu Sierra-Leone an Bord genommen hatte, von der Krankheit frei. Der Wundarzt und Naturforscher der Expedition, *Briggs*, starb an Bord des Quorra zu Anfange des Februars 1833. Seiner Nachlässigkeit, indem er nicht hinlänglich für Arzneimittel gesorgt hatte, wird das Ueberhandnehmen der Sterblichkeit Schuld gegeben.

Digitized by Google

Während der Quorra still liegen muſste, begab sich *Lander*, der ebenfalls von der Dyssenterie befallen worden war, auf dem Niger zurück nach der Insel *Fernando Po*, theils um seine Gesundheit wiederherzustellen, theils um Vorräthe von Arzneimitteln etc. einzukaufen und gute Dolmetscher anzuwerben, deren Mangel ihm bisher beim Verkehr mit den Eingebornen sehr nachtheilig gewesen war. *Lander* machte sich die schönsten Hoffnungen von der glücklichen Fortsetzung der Reise und schiffte sich auf dem englischen Cutter *Craven* im Juli 1833 ein, um sich wieder mit seinen im Innern des Landes zurückgelassenen Gefährten zu vereinigen.

Der Offizier *Laird*, der auf dem Alburka die Zeit nicht unnütz mit Warten hinbringen wollte, machte im April einen Ausflug nach der Stadt *Funda*, welche 25 Meilen nördlich vom Tschadda, an einem kleinen Nebenflusse desselben liegt. Er nahm nur einen Matrosen als Begleiter mit; die übrige Mann-

schaft bestand ganz aus Negern. Ein ansehnlicher Waarenvorrath wurde mitgenommen. Er fand den Tschadda breiter als den Quorra, aber nicht so tief, höchstens neun Fuſs; auch war das Wasser um 5 Grad kälter, was in Verbindung mit dem schnellen Lauf des Flusses auf seinen Ursprung in einem nicht weit entfernten Gebirgslande hindeutete. Etwa 30 Meilen oberhalb seiner Mündung in den Quorra, entdeckte *Laird* am rechten Ufer des Flusses die kleine Stadt *Dschammahar*. Sie ist mit einer 50 Fuſs hohen, sehr gut gebauten Mauer umgeben. *Funda* ist so groſs wie Liverpool und mag 60- bis 70,000 Einwohner zählen. *Laird* blieb zwei Monate hier, ohne, wie er gehofft hatte, ein Handlungscomtoir errichten zu können. Ueberdieſs wurde er von dem Könige, der als höchst roh geschildert wird, als Gefangner behandelt, indem er die ihm zur Wohnung angewiesene Hütte nicht verlassen und mit den Einwohnern durchaus keinen Umgang haben durfte. Da man sich immer auf die Götter be-

Digitized by Google

rufte, welche sich angeblich seiner Freilassung entgegensetzten, so verfiel er auf einen Kunstgriff, sich diesen drükkenden Verhältnissen zu entziehen. Er sagte, er wolle selbst einen Botschafter an die Götter absenden. Zu diesem Ende nahm er eine Rakete, mit einer römischen blauen Kerze, lieſs sie emporsteigen und verkündigte, daſs wenn die Götter in seine Freilassung willigten, eine blaue Flamme in der Luft erscheinen werde. Da dieſs wirklich erfolgte, so befahl der dadurch erschreckte abergläubische König augenblicklich *Lairds* Freilassung und die Zurückgabe aller seiner in Beschlag genommenen Waaren.

Als *Laird* zum Quorra zurückkam, erfuhr er *Landers* Hinabfahrt zur Meeresküste. Da dieser mehre Monate lang ausblieb und die Mannschaft des Quorra in einem sehr elenden Zustande war, indem, mit Ausnahme der Neger, nur noch zwei englische Matrosen sich auf den Beinen halten konnten, so beschloſs der ebenfalls kranke *Laird* mit dem Quorra, der nun wieder flott geworden, ebenfalls

Digitized by Google

den Strom ins Meer hinabzugehen. Auf dieser Fahrt begegnete er am 21. Juli, etwa 100 Meilen oberhalb der Mündung des Nun, dem stromaufwärts gehenden *Lander*. Sie kamen überein, daſs *Laird* auf dem Quorra an die Küste zurückkehren und einen Theil der Ladung der Brigg *Colombine* mitnehmen solle, während *Lander* selbst auf dem Alburka bis *Rabba* und *Boussa* hinaufzufahren beschloſs. Leider war es dem wackern Manne nicht vergönnt, diesen Beschluſs auszuführen. Bald nachdem er sich von Laird getrennt, kam er an eine Insel, wo das groſse Boot, auf dem er von der Küste aus sich eingeschifft hatte, wegen der Seichtigkeit des Wassers nicht vorwärts konnte. Hinter dem Gebüsch, womit die Insel und die beiden Ufer des Flusses bedeckt waren, hatten sich schon vorher mehre Abtheilungen von Eingebornen versteckt, und empfingen das Boot mit einem heftigen Musketenfeuer. Landers Vertrauen in die Redlichkeit der Eingebornen war so groſs, daſs er dieses Feuer im ersten Augenblick für eine

Digitized by Google

Begrüſsung seiner Ankunft zu Ehren hielt; aber bald überzeugten ihn einige verwundete Neger von seinem Irrthum, und von der groſsen Gefahr, in die er so unvermuthet gerathen war. Er und seine Leute begannen indessen sich tapfer zu vertheidigen; als er aber sich bückte, um Patronen vom Boden des Fahrzeugs aufzuheben, wurde er in der Nähe der Hüfte von einer Kugel getroffen. Er wankte zwar, fiel aber noch nicht und fuhr fort, seine Leute zu ermuthigen. Da indeſs die Munition zu Ende ging, so wagte er, als die einzige Möglichkeit, wenigstens das Leben zu retten, den Versuch, das unfern liegende kleinere Boot zu erreichen. Alle so viel noch am Leben waren, lieſsen daher ihr Eigenthum im Stich, sprangen in den Fluſs und die Meisten, worunter *Lander*, kamen glücklich in das Boot. Aber kaum hatten dieſs die im Hinterhalt liegenden feindlichen Neger bemerkt, als sie mit wildem Geschrei hervorsprangen, ihre bisher versteckt gewesenen Kähne bestiegen und die

Digitized by Google

Flüchtlinge mit überraschender Schnelligkeit verfolgten, während zahlloses Volk unter gräſslichem Geheul und mit wüthenden Gebärden längs dem Ufer hin tanzte. Die Verfolgung dauerte unter unausgesetztem Feuer, vier Stunden lang. Endlich gelang es den Flüchtlingen doch, den Feinden zu entrinnen, aber *Lander* überzeugte sich bald, daſs die empfangne Wunde tödtlich sei. Es gelang indessen, ihn den Fluſs hinab- und bis nach *Fernando Po* zu bringen, welches man am 27. Jäner 1834 erreichte, und wo er, wie schon gesagt, am 6. Febr. seinen Geist aufgab. Seinen Aussagen zufolge waren es Canots aus *Bonay*, *Braſs* und *Benin*, welche ihn verfolgten. Es ist nicht unwahrscheinlich, daſs die Bewohner dieser Ortschaften, aus Furcht, daſs ihr sehr einträglicher Transport-Handel mit der Bevölkerung des Innern durch englische Handelsunternehmungen vernichtet werden dürfte, sich zu diesem heimtückischen Angriff entschlossen haben mögen. Andere glauben, daſs die Eingebornen von

Digitized by Google

den Sklavenhändlern, die groſsen Einfluſs in diesen Gegenden haben und deren Interessen durch Zulassung brittischer Waaren ins Innere des Landes sehr gefährdet seyn würden, zu der schändlichen That angestiftet worden wären. Vielleicht ist Beides der Fall gewesen. *) *Richard Lander* war am 8. Febr. 1804 zu *Truro* in Cornwallis geboren. Schon frühzeitig kam er nach St. Domingo (Haiti), wo er sich einige Zeit aufhielt. Späterhin machte er eine Reise im Innern von Süd-Afrika, von der Capstadt aus bis zu den äuſsersten Gränzen der brittischen Colonie. **) Seine Reise nach Mittel-Afrika, als Begleiter *Clappertons*, und seine Entdekkung der Quorra- oder Niger-Mündung sind den Lesern unsers Taschenbuches aus den vorigen Jahrgängen desselben hinlänglich bekannt.

---

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1833, Oktbr., S. 124 u. ff.; 1834, Jäner, S. 133 u. ff., Mai, S. 274 u. ff., Juni, S. 401 u. ff.; — *Ausland*, 1834, Nr. 234.

**) *Nouv. Ann.* etc., 1834, August, S. 267.

Digitized by Google

Bei der gespannten Aufmerksamkeit, mit welcher man in den letzten Jahren die Reisen Clapperton's und Lander's verfolgte, ist es nicht zu verwundern, dafs ein ähnliches Unternehmen des jungen Engländers *Coulthurst*, welches freilich schon im Beginnen verunglückte, nur wenig Theilnahme gefunden hat, und von den meisten öffentlichen Blättern gar nicht beachtet worden ist. Dieser junge Mann fafste, von einem Freunde, *Tyrwhitt*, begleitet, im Dezbr. 1831 den Entschlufs, auf eigne Kosten vom Meere aus den Quorra hinaufzufahren und dann ostwärts nach dem *Bahr el Abiad* oder Weifsen Flusse (dem westlichen Arme des Nils) vorzudringen. Mit guten Empfehlungen versehen, reisten Beide am 1. Jäner 1832 aus England ab und kamen am 28. dess. M. nach *Bathurst*, am Gambia, wo aber Tyrwhitt's Gesundheit schon so gelitten hatte, dafs man ihm den Rath gab, die weitere Reise aufzugeben. *Coulthurst* setzte diese nun (nachdem er ein flüchtig gefafstes Projekt, mit einer Handels-Karawane am

Gambia aufwärts bis zum *Dscholiba* zu gehen und in die Fuſsstapfen Mungo Park's zu treten, aufgegeben hatte) allein fort, kam im Febr. nach *Fernando Po*, erhielt hier Empfehlungen an den Häuptling von *Alt-Kalabar* und schiffte sich, von diesem unterstützt, auf dem Flusse Kalabar ein, um ins Innere bis nach *Funda* vorzudringen. Der Kalabar selbst hängt nicht mit dem *Quorra* zusammen, soll aber, wie *Coulthurst* schrieb, einen parallelen Lauf mit demselben haben, und von dem Punkte, wo der Reisende den Kalabar zu verlassen gedachte, soll bis nach Funda nur eine kurze Landstrecke von wenig Tagreisen über hügeliges Land zu durchwandern seyn. Leider meldete schon ein Schreiben aus *Fernando-Po*, vom 22. April 1832, den am 15. dess. M. erfolgten Tod des jungen Coulthurst. Der König von *Eboe* hatte ihn nicht weiter reisen lassen, so daſs er zur Rückkehr nach der Küste gezwungen war, wo er in einem kranken Zustande ankam. Er starb auf der Ueberfahrt nach *Fernando Po*. Von

Digitized by Google

seinem Gepäck war nichts verloren gegangen, dagegen aber von einem Tagebuche oder sonstigen Papieren keine Spur aufzufinden. *)

Ueber die Erfolge dessen, was der Engländer *Welford* und der Franzose *Linant* von *Aegypten* aus seit dem J. 1830 zur Erforschung des Innern von Afrika unternommen haben, (s. den X. Jahrg. (1832), S. IX. und X.) ist bis jetzt nichts Näheres bekannt geworden. *Linant* hat sich bei dieser zweiten Reise **), da ihm von der Pariser Geographischen Gesellschaft einer ihrer jährlichen groſsen Preise zugesichert worden, entschlossen, wo möglich bis zu den Quellen des *Bahr el Abiad* und zum östliohen Ufer des *Tschad-Sees* vorzudringen. ***).

---

*) *The Journal of the Royal Geographical Society of London*, II. Band, S. 305 u. ff.

**) Ueber *Linant's* erste Reise in Aegypten und Nubien, von welcher er im J. 1827 nach Kairo zurückkam, sehe man den VIII. Jahrg. (1830), S. LII. u. ff.

***) *Revue des deux Mondes*, 1834, II. Band, S. 458.

Am Anfange des J. 1834 traf in Alexandrien der Engländer *Burton* ein, um sich daselbst nach seiner Heimath einzuschiffen. Er hat eilf Jahre lang die verschiedenen Theile *Aegyptens*, namentlich die Gegenden zwischen dem *Nil* und dem *Rothen Meere* durchwandert und nicht bloſs zahlreiche Sammlungen von Mineralien und Thieren gemacht, sondern auch den Hieroglyphen seine Aufmerksamkeit gewidmet. Eine Menge derselben sind durch den ihn begleitenden Künstler *Humphries* abgezeichnet und zum Theil auch schon in Kairo durch Steindruck bekannt gemacht worden. *)

Der unermüdete Naturforscher *Rüppell* aus Frankfurt a. M., der den letzten Nachrichten zufolge, die wir am Schluſs unserer allgemeinen Uebersicht zum vorigen Jahrgange besaſsen, über *Aegypten* und *Arabien* nach *Abyssinien* gegangen und in der Hauptstadt *Gondar* eingetroffen war (s. das. S. XII. u. f.),

*) *Ausland*, 1834, Nr. 44.

ist im verflossenen Sommer glücklich wieder in seiner Vaterstadt angelangt, welche ihm nunmehr eine äuſserst belehrende, reichhaltige und kostbare Naturalien-Sammlung, vorzüglich im Fache der Zoologie, verdankt. Der Aegyptische Moniteur hat, nachdem *Rüppell* auf seiner Rückreise wieder in *Kairo* eingetroffen war, einen vorläufigen Bericht über seine Wanderungen geliefert, *) aus dem wir hier, da die Reisebeschreibung selbst noch nicht erschienen ist, das Wesentlichste ausheben wollen.

Das Erste, was unserm Reisenden bei seiner Ankunft in Abyssinien auffiel, war die vulkanische Beschaffenheit des Bodens. Das ganze Land ist sehr gebirgig; einige Gipfel erheben sich, nach barometrischen Messungen, bis 13,000 Par. Fuſs über das Meer. Sie sind fast immer mit Schnee bedeckt, und wenn dieser auch zur Zeit der gröſsten Hitze am Tage wegschmilzt, so wird er, bei dem

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1834, Juli, S. 91. u. ff.

Digitized by Google

stets feuchten Zustande der Atmosphäre, des Nachts durch neuen ersetzt. In den tiefern Bezirken der Gebirge fällt statt des Schnees das ganze Jahr hindurch Regen, am häufigsten in den Monaten Mai bis September, welche die zahlreichen Flüsse des Landes, namentlich den *Bahr el Azrek*, den vornehmsten Quellenfluſs des Nils, mit Wasser versorgen. Indessen ist keiner von diesen Strömen schiffbar, wodurch die Handelsverbindungen mit Abyssinien auſserordentlich erschwert werden. Die Haupterzeugnisse bestehen in Getraide, dessen meiste Gattungen bei uns unbekannt sind, und aus welchen die Eingebornen ein ziemlich gutes Brod bereiten. Dieser Anbau, obwohl nicht sehr ausgedehnt, würde dennoch zum Unterhalt der Einwohner hinreichen, wenn das Land nicht fortwährend durch bürgerliche Unruhen verheert würde. Seit 70 Jahren ist Abyssinien ununterbrochen der schrecklichsten Anarchie preisgegeben. Ueberall gilt das Recht des Stärkern. Städte und Dörfer werden niedergebrannt, ausgeplündert und die Einwohner fortge-

Digitized by Google

schleppt, um als Sklaven verkauft zu werden.

Dennoch hat das abyssinische Volk eine hohe Meinung von seiner Wichtigkeit und bildet sich besonders viel auf sein hohes Alterthum ein. Es führt seinen Ursprung auf die Völkerzerstreuung nach der Sprachenverwirrung beim Thurmbau zu Babel zurück. Da zu jener Zeit, sagen die Abyssinier, 80 Sprachen geredet wurden, und gegenwärtig etwa 40 verschiedene Mundarten in ihrem Lande herrschen, so schlieſsen sie daraus, ihrer Logik gemäſs, ganz richtig, daſs sie allein so viel werth seien, als alle übrige Völker des Erdbodens zusammengenommen. Sie behaupten auch, daſs ihre Könige und mehre andere Familien in ununterbrochener Linie vom Könige Salomon und von den Richtern abstammen, die an die Spitze der zwölf Stämme Israels gestellt waren. *Rüppell* hat an 30 verschiedene abyssinische Handschriften mitgebracht, mit deren Hilfe er eine ziemlich genaue Chronologie entwerfen konnte, die bis

Digitized by Google

zum XIII. Jahrhunderte, theilweise selbst bis zu Christus Geburt hinaufreicht. Nur das X. Jahrh. bietet eine Lücke dar, weil damals das Land durch einen fremden feindlichen Einfall gänzlich verwüstet wurde. Alle diese Handschriften, von welchen indeſs die älteste nicht über das XV. Jahrh. hinausgeht, sind auf Pergament geschrieben; mehre sind ganz neu. Eines derselben enthält eine allgemeine Geschichte und Beschreibung der ganzen Erde. *Rüppell* hält sie für eine Uebersetzung aus dem Arabischen, da die Abyssinier selbst nie in der Lage gewesen zu seyn scheinen, ein ähnliches Werk zu verfassen.

Die wichtigsten aber unter diesen von Rüppell mitgebrachten Manuscripten sind eine Bibel und ein Gesetzbuch (Codex). Die Bibel enthält ein neues Werk Salomons, ein oder zwei neue Bücher Esra's und einen bedeutenden Zusatz des Buchs Esther, welche Werke bis jetzt in Europa ganz unbekannt gewesen sind. Auſserdem befindet sich auch ein Buch Enoch und die 15 Psalmen darin, von

Digitized by Google

deren Vorhandenseyn unsere Theologen schon Kenntniſs haben, nur daſs man sie für unecht hält. Das Gesetzbuch der Abyssinier soll zur Zeit der Kirchenversammlung von Nicäa durch einen König von Abyssinien bekannt gemacht worden seyn. Es besteht aus zwei Theilen, von welchen der eine das Kirchenrecht oder die Verhältnisse der Kirche zur weltlichen Macht behandelt; der andere das bürgerliche Recht, oder die Verhältnisse der verschiednen Staatsbürger zum Gegenstande hat.

Die Handschriften sind in der alten Sprache *Ghiz* abgefaſst, welche heut zu Tage nur noch von wenig Personen verstanden und gesprochen wird. Das Gesetzbuch hat *Rüppell* von dem Haupte einer jener Familien erhalten, die, wie oben bemerkt, ihren Ursprung von den Richtern der zwölf Stämme Israels herleiten. *Rüppell* nennt ihn — merkwürdig genug — den einzigen rechtschaffnen Mann, den er in Abyssinien angetroffen habe. Ueberhaupt ist das Gemälde, das er von dem sittlichen und häus-

Digitized by Google

lichen Zustande der Abyssinier entwirft, im höchsten Grade empörend. Es giebt kein Laster, das hier nicht ungescheut und ungestraft ausgeübt würde. Das Christenthum ist zwar schon in frühen Jahrhunderten nach Abyssinien gekommen, aber es hat längst aufgehört, ein Zügel für die Leidenschaften des entarteten Volkes zu seyn. Die meisten Einwohner bekennen sich äuſserlich zur Parthei der koptischen Christen und erkennen den zu Kairo residirenden Patriarchen als ihr Oberhaupt an. Er soll jährlich einen Legaten nach Abyssinien schikken, um die Kirchen zu untersuchen und neue Priester zu weihen; es scheint aber, daſs man, wegen der groſsen Kosten, die diese Reise verursacht und die sich auf 4000 Talaris*) belaufen sollen, schon seit langer Zeit keinen Legaten mehr verlangt hat. Seit dem XV. Jahrh., wo ein mohammedanischer Sultan von der Küste der Somaulis einen Einfall in Abys-

*) Der ägyptisch-türkische Talari gilt 1 Fl. 43$\frac{1}{8}$ Xr.; 4000 Tal. sind also 6870 Fl. C. M.

sinien machte und nur durch Hilfe der, an der Ostküste Afrika's angesiedelten Portugiesen vertrieben werden konnte, giebt es auch viel Mohammedaner in Abyssinien. Eben so leben seit undenklicher Zeit eine Menge Juden zerstreut unter den Abyssiniern. Ihr Cultus ist aber ein Gemisch von Juden- und Christenthum. Sie verehren die Jungfrau Maria und eine groſse Zahl von Heiligen.

Gewerbfleiſs und Handel sind höchst unbedeutend. *Massuah*, der einzige Hafen, wo Ein- und Ausfuhr Statt findet, bringt an Zollgebühren jährlich nicht über 35,000 Talaris ein. Die Zahl der Einwohner daselbst ist 2000. Die Hauptstadt des Landes, *Gondar*, hat höchstens 6000. *Bruce*, den in den Jahren 1768 bis 1773 seine bekannte Reise zur Entdeckung der Nilquellen nach Gondar führte, gab dieser Stadt 50,000 Einwohner. Indessen haben seit jener Zeit Krieg und Barbarei mehr als zwei Drittel derselben in einen Ruinenhaufen verwandelt.

Digitized by Google

Abyssinien hat nirgends Denkmähler von der Art aufzuweisen, wie man sie in Nubien und Aegypten findet. Nur in *Axum* sind einige sehr schöne Obelisken anzutreffen, so wie einige Marmortafeln mit altgriechischen Inschriften, die aber den Gelehrten schon vor Rüppells Reise bekannt waren. Indessen ist es ihm gelungen, drei neue Tafeln mit Inschriften in der *Ghiz*-Sprache zu entdecken, welche aus dem IV. Jahrh. herrühren und sich auf Begebenheiten der damaligen Zeit beziehen. Nach der Versicherung der Eingebornen sollen sich im südlichen Theile des Landes sehr bedeutende Ueberreste alter Bauwerke vorfinden; es ist aber, wegen der feindlichen und räuberischen Völkerschaften, die daselbst hausen, nicht möglich, als Reisender bis so weit vorzudringen. Unter diesen Völkern haben sich vorzüglich die *Gallas*, ein nomadisches wildes und rohes Hirtenvolk, am weitesten ins Land hineingedrängt, so zwar, daſs die ganze abyssinische Provinz *Kaffe* von dem übrigen Abyssinien gegenwärtig ganz

Digitized by Google

abgeschnitten ist. Diese Provinz hat dem *Kaffeh* seinen Namen gegeben. Der hier wachsende soll an Güte den von Mokka noch übertreffen, aber leider ist die Ausfuhr dieser köstlichen Bohne theils durch die Länder, welche sie passiren, theils durch die ungeheuern Abgaben, welche man auf dem Wege durch Nubien bis Aegypten entrichten müſste, ganz unmöglich gemacht.

Das Innere von *Süd-Afrika* immer genauer zu erforschen, ist der Zweck mehrer Expeditionen, die in den letzten Jahren von Einwohnern der brittischen Cap-Colonie unternommen worden sind. Auch einzelne Männer haben Vieles zur Erreichung dieses Zwecks beigetragen. Der Engländer *Kay*, ein Missionär der Wesleyanischen Methodisten-Gesellschaft, hat im Jahr 1833 zu London *Reisen und Forschungen in der Kafferei**) herausgegeben, welche über diesen,

*) *Travels and Researches in Caffraria; describing the Character, Customs and moral Constitution of the Tribes inhabiting that portion of the Southern Africa* etc. etc. Die

Digitized by Google

bisher noch ziemlich unbekannt gewesenen Theil von Süd-Afrika viel neue Aufschlüsse liefern. Der Verf. begreift unter der Benennung *Kafferei* die östliche Küste nordwärts von der Gränze der brittischen Besitzungen, unter 33° südl. Br., bis zur Delagoa-Bay, und das Innere des Landes bis zum Gebiete der Marutzis, welches sich in Norden bis an den Wendekreis erstreckt. Seine Beobachtungen über die Einwohner dieser Landstrecke betreffen indeſs, mit Ausnahme einiger oberflächlichen Bemerkungen über die Zulas und Betschuaras, nur die drei an einander gränzenden Stämme der *Amakosas*, *Amatembus* und *Amapondas*, welche das Land von der brittischen Gränze bis in die Nähe von *Port Natal* inne haben. Der Verf. lebte mehre Jahre unter diesen drei Stämmen, welche er mit dem Gesammtnamen *Kaffern* bezeichnet, da sie, seiner Ver-

Zeitschrift *Ausland* hat in den Nr. 167, 168, 170, 171, 172 und 173 einen lesenswerthen Auszug aus diesem Werke geliefert.

Digitized by Google

sicherung nach, in Sprache, Sitten und Gebräuchen fast gar nicht von einander zu unterscheiden sind. *)

Der im vorigen Jahrgange dieses Taschenbuches, S. XXXIV. erwähnte Dr. *Smith*, Wundarzt beim brittischen Generalstabe der Cap-Colonie, ist jetzt auf einer groſsen Reise in das *Innere von Süd-Afrika* begriffen, welche sich so weit als möglich nach Norden, vielleicht bis an den Aequator, erstrecken soll und zum Zwecke hat, die Naturbeschaffenheit, die Erzeugnisse und die Handelsverhältnisse dieser Gegenden zu untersuchen. Der Entwurf zu diesem Unternehmen ist von der *Literary-Institution* der *Kapstadt* gemacht worden, welche im Juni 1832 die Einwohner aufgefodert hat, Aktien zu 3 Pf. St. zu

*) Die Colonisten *Bain* und *Biddulph*, welche in den letzten Jahren einen Theil der Kafferei bereist haben, (s. den vor. Jahrg. S. XXIX u. ff.) behaupten, daſs die *Amapondas* von kleinerem Wuchse als die übrigen Kaffern seien, und sich auch in der Kleidung unterscheiden.

Digitized by Google

nehmen, wofür sie einen Theil der von der Expedition zurückzubringenden Sammlungen erhalten sollten. Was hauptsächlich zu dieser Reise aufmunterte, war die im Mai dess. J. erfolgte glückliche Rückkunft zweier Kaufleute, *Hume* und *Müller*, welche von Lättäku aus eine Handelsreise nach Norden unternommen hatten und in ganz unbekannte Gegenden bis jenseits des Wendekreises vorgedrungen waren. Sie fanden das Land gröfstentheils eben, mit Gras und Wald bedeckt, aber nur von wenig Flüssen durchzogen. Von den Einwohnern wurden sie überall mit Freundlichkeit behandelt, und selbst der gefürchtete Häuptling *Massalikathi*, (? soll unstreitig *Mosolekatsi* heifsen, s. unten;) der gegenwärtig alle Stämme an der nördlichen Gränze der Cap - Niederlassung beherrscht, legte den Reisenden keine Hindernisse in den Weg. Sie lebten meistens von der Jagd, namentlich von Giraffen, die sie in Heerden zu Hunderten antrafen. Ueberall fanden sie die Sprache und die Gebräuche der *Betschua-*

nas. In den nördlichsten Gegenden gab es baumwollne Zeuge, welche die Einwohner durch den Verkehr mit *Mozambique* und der *Delagoa-Bay* erhielten. Man sagte ihnen, daſs früher ein bedeutender Elfenbeinhandel mit den portugiesischen Besitzungen Statt gefunden habe. Die Reisenden brachten selbst eine Ladung Elfenbein mit zurück. *)

Die neue Expedition, an deren Spitze, wie erwähnt, Dr. *Smith* gestellt worden, hat lebhafte Theilnahme gefunden, ungeachtet sich die Kosten zu wenigstens 1000 Pf. St. berechnen lassen. **) Die Vorbereitungen dazu waren mit der gröſsten Sorgfalt geschehen, und schon am 18. Sept. 1833 erfolgte die Abreise der Gesellschaft aus der Capstadt. Sie besteht, auſser Dr. *Smith*, aus dem Capitän *Edye* vom 98. Regimente, den HH. *Bell* und *Burrow*, und zwei ostindischen Herren, die aber nur bis Lättäku mitgehen wollen. Zur Bedeckung dient

*) *Ausland*, 1834, Nr. 112.

**) — *Nouv. Ann.* etc., 1834, Mai, S. 261.

Digitized by Google

eine kleine Abtheilung brittischer Infanterie und Cavallerie, nebst 30 bewaffneten Hottentotten. Zum vorläufigen Sammelplatze war *Graff Renet*, im östlichen Bezirk des brittischen Caplandes, bestimmt, von wo aus die weitere Reise angetreten werden sollte. *)

Dafs diese weitaussehende, wahrscheinlich nicht unter zwei Jahren zu beendigende Expedition zur Ausführung gekommen ist, liefert zugleich den Beweis, dafs die Furcht, welche man bisher noch an den Gränzen der Kolonie vor den räuberischen Einfällen der grausamen *Zulas* hegte, jetzt gänzlich verschwunden seyn müsse. Diese Zulas (oder *Métébélé's*, wie sie von den französischen Missionären genannt werden,) hatten unter der Anführung ihres Königs *Tschaka* in den letzten Jahren einen allgemeinen Schrecken unter den Nachbarvölkern der Kolonie verbreitet. Wir verweisen den Leser in Betreff dieses

*) *Leipziger Zeitung*, 1834, Nr. 240. (7. Oktbr.)

Digitized by Google

Gegenstandes auf die nächst vorhergehenden Jahrgänge unsers Taschenbuches, namentlich auf das, was wir im VIII. Jahrg. (1830), S. LX. u. ff. über *Thompsons* Reise mitgetheilt haben. Der blutdürstige Eroberer *Tschaka* ist seit dem von seinem eignen Bruder *Dingaan*, dem er seine Weiber und Kinder geraubt hatte, meuchelmörderischerweise ermordet worden. Dagegen hat sich ein anderer Häuptling der Métébélé's, Namens *Mosolekatsi*, der bisher schon durch seine Raubzüge und Grausamkeiten ein Schrecken der Nachbarn gewesen war, aber an Tschaka einen furchtbaren Gegner gehabt hatte, neuerdings erhoben. Dieser *Mosolekatsi*, obwohl noch im Kriege mit *Dingaan* begriffen, hatte am Anfange des J. 1833 das ganze Land der *Baharutzi's*, nördlich von Lättäku, in Besitz genommen und die Einwohner in die Flucht gejagt, so daſs ihm der Weg nach Lättäku ganz offen stand. Briefe aus der Capstadt vom 27. Febr. 1833 meldeten, daſs der bloſse Name *Mosolekatsi* die Völkerschaften, welche

die brittische Kolonie begränzen, in Schrecken setze. *)

Asien, dessen Inneres in einer vielleicht nicht gar fernen Zukunft sich in manchen Beziehungen neu gestalten dürfte, ist der Gegenstand vielfacher Forschungen, besonders von Seiten der brittischen und der russischen Regierung, deren beiderseitige Interessen hier an den äuſsersten Gränzen ihrer Besitzungen, obwohl noch durch fremdes Gebiet getrennt, in Berührung kommen. Von groſser Wichtigkeit ist in dieser Hinsicht die nunmehr vollendete Reise des engl. Capitän *Burnes* und des Dr. *Gérard*. Wir haben das Wesentliche dieser Reise, so weit sie damals durch öffentliche Blätter und Zeitschriften bekannt war, bereits im vorigen Jahrgange, S. LXI. bis LXXXV. mitgetheilt. Die vollständige Beschreibung derselben ist nunmehr

*) Umständlicheres über *Mosolekatsi* und seine Eroberungszüge enthalten die Berichte der französischen Missionäre, namentlich *Pellissier's*, welche das *Ausland*, 1834, Nr. 120, 121, 122, 263 und 264 mittheilt.

Digitized by Google

zu London erschienen und wir hoffen, im nächsten Jahrgange interessante Bruchstücke daraus mittheilen zu können. Um jedoch dasjenige, was wir (am angeführten Orte, S. LXXXV.) in Beziehung auf den Weg vom Hindukusch bis *Khiwa* und *Teheran* nur kurz angedeutet haben, einigermaſsen zu vervollständigen, möge hier ein Auszug aus Briefen des Dr. *Gérard* folgen, welche das *Asiatic Journal* im Oktober 1833 bekannt gemacht hat.

..... „Kurz nach Sonnenaufgang" (am 26. Mai 1832) „betraten wir die Ebenen von *Turkestan*. Die ersten Gegenstände, welche sich unsern Blicken darboten, waren die Gebirge, an deren Fuſse der *Oxus* hinströmte; doch sahen wir den Fluſs selbst noch nicht, sondern nur ein dicker Nebel verrieth uns die Richtung seines Laufs. In *Khoulm* *) angelangt, kehrten wir in einem Kara-

---

*) Bei *Burnes* führt diese Residenz des Usbeken-Häuptlings Morad Beg den Namen *Khoulloum* (Khullum).

wanserail ein, welches ganz mit Reisenden angefüllt war, und machten es uns hier zwischen russischen Thee- und Pelzhändlern und Reisenden aller Nationen so bequem als möglich. . . . . Die Straſse nach *Mazar* führte durch unfruchtbares, dürres Land, wo es weder Wasser noch Schatten gab. Das Thermometer zeigte im Schatten an 100° F. (= $30\frac{2}{9}$ R.); mein Gesicht war ganz verbrannt. Unsere Schutzwache verlieſs uns an der einsamsten und gefährlichsten Stelle des Weges. . . Wir ritten nach *Mazar* hinein, ohne daſs jemand Europäer in uns vermuthet hätte, was auch wahrscheinlich recht gut war, da die hiesigen Einwohner nicht bloſs als unduldsame Fanatiker, sondern auch überhaupt als ein höchst ehrloses Volk verschrien sind. Es ist dieſs dieselbe Stadt, wo *Moorcroft* seines Gepäcks beraubt wurde. Wir waren sehr begierig zu wissen, was aus seinen Büchern und Papieren geworden sei, und erfuhren, daſs sie sich im Besitz des Oberhauptes befänden. Es wäre unklug von uns

Digitized by Google

gewesen, weitere Schritte deshalb zu thun."

. . . . . „Als wir in *Balkh* einritten, kamen zwei Zollbeamte zu uns, schöne Männer, einer davon ein Turkoman, aber, wie es ihr Amt mit sich brachte, lebhaft und barsch. Sie hielten unsere Pferde an und baten uns abzusteigen, indem wir durchsucht werden müſsten. Vergebens erwiederten wir, daſs wir keine Kaufleute wären. Mein Gefährte wurde zuerst visitirt; der Turkoman fand seine Uhr. „Ach," sagte er, „das ist ein sehr nützliches Ding für Reisende; aber habt ihr nichts weiter? keine Tillas (Goldstücke)?" Ehe mein Gefährte noch antworten konnte, fuhr jener fort: „Na, ihr wiſst so gut wie ich, daſs man ohne Geld nicht reisen kann; also wie viel habt ihr bei euch?" — „Zwanzig Tillas!" antwortete mein Gefährte, und schickte sich an, den Gürtel zu öffnen. „Das ist nicht nöthig," sagte der Zöllner, „euer Wort ist mir genug." Dann zeigte er mit dem Finger auf mich: „Wieviel hat euer Begleiter?" — „Eben

Digitized by Google

so viel!“ war meine Antwort. „Ich danke,“ versetzte der Turkoman, „ihr seid Leute, wie sich’s gehört; ich wollte, jeder Reisende antwortete so schnell und bestimmt, dann würde er sich und mir viel Mühe ersparen. Eure Namen?“ — „*Sikander Armeni* und *Gérard*.“ — Die Abgabe von unserm Gelde war ein Zehntel; Hindus bezahlen den zwanzigsten und Mohammedaner den vierzigsten Theil. Wir hatten keine andern Tillas, als die im Gürtel steckten. „Laſst es gut seyn; ich werde euch schon im Karawanserail aufsuchen.“ Dieses Benehmen von Seiten eines Turkomanen überraschte uns in der That sehr angenehm.“

„Wir befanden uns jetzt in einer der ältesten und berühmtesten Städte der Welt. Als wir ihre Ruinen betrachteten, die Erinnerungen an die alten Beherrscher von *Baktra* und hierauf an die spätern Eroberer *Dschingis - Khan* und *Timur*, so wie die Begebenheiten zurückruften, deren Schauplatz die benachbarten Städte *Samarkand* und *Bokhara* gewesen waren, erhielten wir eine

Digitized by Google

lebhafte Vorstellung von den zahllosen Umwälzungen, die hier Statt gefunden hatten. .... *Balkh* scheint jetzt mehr zu einem Aufenthalte der Todten, als der Lebenden geeignet zu seyn. Die wenigen noch vorhandnen, gröſstentheils mit Erde bedeckten, Ruinen erstrecken sich weit über den Umfang der jetzigen Stadt hinaus. Die ungesunde Lage von Balkh ist zum Sprichwort geworden, aber leicht zu erklären. Die ehemaligen achtzehn schönen Wasserleitungen werden schon lange nicht mehr unterhalten und das Wasser breitet sich jetzt wohl über die Hälfte des umliegenden Landes aus, welches dadurch in einen Sumpf verwandelt worden ist.“

„Von Balkh bis an den *Oxus* ist das Land fast eine Wüste; an einigen Stellen findet man Lagerplätze der Turkomanen; die sandigen Hügel und Anhöhen sind mit Gesträuch bewachsen. Die Hauptstraſse gilt für ziemlich unsicher; wir zogen längs dem Thale hinab. Nur an einer einzigen Stelle bedurften wir einer Schutzwache von Turkomanen. Ob-

Digitized by Google

wohl sie selbst Räuber sind, finden sie es doch vortheilhafter, sich gegen ein leicht zu verdienendes Geschenk ihrer schlechten Gewohnheit zu enthalten."
..... „Der *Oxus* ist ein prächtiger Fluſs. Seine Gröſse und Wassermasse an der Stelle, wo wir ihn erreichten, entsprachen zwar unsern Erwartungen; vergleicht man aber Beides mit der weiten Ausdehnung seines Gebiets, so ist es dennoch nicht sehr bedeutend. Die Ursache davon ist, daſs ein beträchtlicher Theil dieses Gebiets aus Wüsten und kahlen Gebirgen besteht. Vom Hindukusch empfängt der Oxus nur einen geringen Tribut an geschmolzenem Schnee, und die Zuflüsse von Norden her sind höchst unbedeutend. Das meiste Wasser erhält er aus Südosten und Osten. Seine damalige Gröſse lieſs sich kaum mit der des *Indus* bei Attock vergleichen. An der Stelle, wo wir den Fluſs passirten, war er durch Inseln in mehre Arme getheilt; der gröſste hatte eine Geschwindigkeit von drei (engl.) Meilen in der Stunde und eine Tiefe von 20 Fuſs.

Digitized by Google

Die Fahrzeuge zum Uebersetzen glichen unsern Sloops; aber die Fährleute hatten keinen Begriff von Schiffahrt. Die Hauptarbeit verrichteten die Pferde, welche schwimmend zu beiden Seiten des Vordertheiles angebunden waren. Weiter abwärts bietet der Fluſs bis zu seiner Mündung in den Aral-See keine Durchfahrt mehr dar; im Winter aber gefriert er an mehren Stellen, und das Eis ist — ein merkwürdiger Umstand unter 40° Breite und bei einer so geringen Meereshöhe — so stark, daſs ganze Karawanen darüber ziehen können.“

„Vom Oxus bis *Bokhara* ist das Land mehr oder weniger wüst. . . . Die ersten vier Tage sieht man kein Dorf, nur einzelne Turkomanen-Lager. Das Wasser war brakisch; der Wind der Wüste trocknete uns aus wie Pergament, aber die Nächte waren frisch und nicht selten kalt. . . . Die Oberfläche des Landes war sehr uneben, beinahe bergig. Wir kamen zuletzt an reine Flugsand-Hügel, die, wie man uns sagte, ihre Stelle eben so verändern sollen, wie in der

Digitized by Google

Afrikanischen Wüste. . . . In *Karchi* (Karschi), auf dem halben Wege nach Bokhara, sahen wir ein Muster jener Gärten, welche die Dichter in ihren Beschreibungen der Städte Samarkand und Bokhara verherrlicht haben.“ . . . .

„Die vier übrigen Tagereisen von hier bis *Bokhara* führten uns durch weniger wüstes Land. Am 27. Juni erreichten wir diese schöne Stadt, welche uns vor einigen Monaten noch so fern lag, daſs wir sie kaum zu sehen hoffen durften. Die Gebote des Islamism werden hier mit furchtbarer Strenge beobachtet. Den Ungläubigen ist ihre Kleidung mit gröſster Genauigkeit vorgeschrieben. Unsere Tracht war daher den Einwohnern sehr anstöſsig. Nach einigen Einwendungen erhielten wir die Erlaubniſs, in einem besondern Hause zu wohnen; aber zu Pferde durften wir uns innerhalb der Stadt nicht sehen lassen. Noch ärgerlicher war für uns das Verbot, zu schreiben; wir hätten es zwar zur Nachtzeit umgehen können, indessen hielten wir es für besser, uns diesen Beschränkun-

Digitized by Google

gen willig zu unterwerfen. Wenn wir überhaupt in Bokhara nicht mit Auszeichnungen und Begünstigungen empfangen und behandelt worden sind, auf welche wir nicht die mindesten Ansprüche machen durften, so war doch das Benehmen gegen uns immer artig und selbst achtungsvoll. Unsere Namen und unser Vaterland waren vielmehr Empfehlungen, anstatt Beweggründe zu Beleidigungen, und zwar in einer Stadt, welche durch ihre bigotte Anhänglichkeit an den Islam bekannt ist, und wo in der Vollstreckung seiner Gebote selbst die abscheulichste Willkür herrscht. Wir haben auf unserer ganzen Reise nirgends das Schimpfwort *Kafir* (Ungläubiger) gehört. Ueberall, wo wir als Europäer auftraten, waren wir als solche geachtet, und der Name *Engländer*, wenn er auch durch *Firinghi* oder *Anghers* ausgedrückt wurde, diente uns als Paſs."

„Die Bazars in Bokhara sind prachtvoll und die Polizei-Anstalten bewundernswerth. Die Stadt ist groſs und volkreich; sie hat einen Umfang von acht

Digitized by Google

Meilen und übertrifft alle Städte, die wir auf unserer Reise gesehen haben. Es giebt hier viele Schulen und andere schöne Gebäude. Die Usbeken sehen sehr gut aus, aber der Preis der Schönheit gebührt den Juden und namentlich den Jüdinnen. Leben und Güter sind in Bokhara mehr in Sicherheit, als in den meisten, sowohl civilisirten, als barbarischen, groſsen Städten der Welt."

„Die Bewohner von Bokhara stehen mit den Russen in genauerm Verkehr, als mit den Engländern. Man erwartet bald wieder eine russische Gesandtschaft. *) Auſserdem sieht man hier Menschen aus beinahe allen Ländern der Welt, nur keine Chinesen, obschon jedermann Thee trinkt. Es ist dieſs eine eigne Sorte, welche *Banka* heiſst; sie kommt über *Ruſsland* aus China, kostet das Pfund 10 Rupien und hat einen sehr angenehmen Geschmack, der durch die Fahrt übers Meer

---

*) Nachrichten über die frühere Gesandtschaft im J. 1820 findet man im I. Jahrg. dieses Taschenbuches (1823), S. 147. u. ff.

Digitized by Google

verloren gehen soll. Da dieser Thee in kleinen Kisten verpackt wird, so kann er nicht über die *Gebirge* und über *Yarkend* gebracht werden, sondern er geht von China gerade nach Ruſsland und kommt über *Orenburg* nach Bokhara, wodurch er natürlich sehr vertheuert wird. Dennoch ist der Theehandel von auſserordentlicher Ausbreitung und Wichtigkeit. In Khulm sahen wir zum ersten Mal Zucker in Broden; es war derselbe wie in Europa. Viele Leute in Bokhara tragen Taschenuhren, alle aus Londoner Fabriken. Auf den Bazars fanden wir Theemaschinen mit einem Eisen in der Mitte, welches glühend gemacht wird, um das Wasser warm zu erhalten. Ueberhaupt erinnerte uns recht Vieles an Europa. Wir haben Pferdefleisch gegessen, und obwohl wir zu gleicher Zeit auch Rindfleisch hatten, so gaben wir doch jenem den Vorzug. Was *Elphinstone* behauptet, daſs nämlich Pferdefleisch die Hauptnahrung eines Theils der Einwohner (von Afghanistan und Kabul) ausmache, fanden wir nicht gegrün-

Digitized by Google

det. Auch Rindfleisch ist keine gewöhnliche Speise.“

„Das Klima“ (eigentlich das Wetter; Gérard schrieb dieses am 15. Juli 1832) „ist unangenehm heiſs und fast erstickend, übrigens trocken. Man sieht den ganzen Tag kein Wölkchen am Himmel. Die Nächte sind gewöhnlich kühl; wir fanden es sehr angenehm, im Freien zu schlafen. Die gewöhnliche Temperatur der äuſsern Luft wechselt zwischen 74 und 103° F. ($18\frac{2}{3}$° und $31\frac{5}{9}$° R.); in den engen und von Menschen angefüllten Straſsen steigt sie auch bis 106° F. ($32\frac{8}{9}$° R.). Uebrigens fanden wir diese Hitze, bei der groſsen Trockenheit der Atmosphäre, weniger drückend, als es eine Temperatur von 80° F. ($21\frac{1}{3}$° R.) zu derselben Jahreszeit in Indien ist. Die merkwürdigste Eigenthümlichkeit des hiesigen Klima's ist die strenge Winterkälte, welche den Oxus und die andern Flüsse des Landes zum Stehen bringt, so daſs groſse Eismassen auf den Bazars zum Verkauf ausgeboten werden. Diese Kälte kann wohl nur durch die auſserordent-

Digitized by Google

liche Trockenheit der Luft“ (und den Mangel an Hochgebirgen, die gegen die Nordwinde schützen) „erklärt werden.“ *)

Unsere Engländer hatten sich einen Monat lang in Bokhara aufgehalten und machten nun Anstalten zur Abreise. Die gerade Straſse zum Kaspischen Meere war durch die Armee des Khan von *Khiwa* gesperrt, und die Reisenden waren daher genöthigt, südwärts durch die Wüste zu gehen, um nach *Merw (Mawri)* und *Mesched* zu kommen, von wo sie *Teheran* erreichen konnten. Sie verlieſsen die Stadt mit einer Karawane von 150 Personen und 80 Kameelen, die von einem turkomanischen Offizier geführt wurde, dem der bokharische Minister die Beschützung der beiden Engländer ganz besonders eingeschärft hatte. Allein schon nach drei Tagereisen erfuhr man, daſs die vorhergehende Karawane von den Truppen des Khan von Khiwa geplündert worden sei, und man beschloſs daher zu warten, bis man Ant-

*) *Nouv. Ann.* etc., 1833, Novbr., S. 199 u. ff.

Digitized by Google

wort auf einen Brief, den die Kaufleute an den khiwesischen Anführer schrieben, erhalten haben würde. Diese Antwort kam zwar erst nach einem Monate, welchen Burnes und sein Begleiter in einem gastfreundlichen turkomanischen Dorfe zubrachten, bei der Karawane an, fiel aber so günstig aus, daſs dieselbe sich sogleich wieder auf den Weg machte, über den Oxus setzte und nach *Chartjuih* (Tschardschui), der letzten Stadt im Gebiete von Bokhara gelangte, wo sie vier Tage anhielt, um sich mit Allem zu versehen, was zur Reise durch die Wüste nöthig war. Es ist eine hübsche Stadt, von 4- bis 5000 Einwohnern; sie liegt auf der Gränze der Vegetation und der Wüste, welche letztere am 22. August betreten wurde. Sie bestand gröſstentheils aus Sandhügeln, alle in Form eines Hufeisens, ganz locker, aber nicht staubig; die Kameele glitten mit ihrer Last an ihnen hinab. Bisweilen kam man an Stellen von hartem Thon, mit einigen Strauencharten, welche die Kameele gierig abweideten. Bald zeigten

Digitized by Google

sich auch Gerippe von Kameelen und Pferden, die vor Hunger umgekommen waren. Die Beschaffenheit des Weges macht, daſs man ihn leicht verfehlt, und dann ist der Reisende gewöhnlich verloren. Dem Khan von *Urgendsch* waren auf seinem letzten Zuge über 2000 Kameele zu Grunde gegangen.

„Eine Karawane“ — sagt *Burnes* — „ist eine vollkommene Republik; aber ich glaube nicht, daſs viele Republiken so friedlich sind wie diese. Man hört nie Streit über die Einrichtung des Zuges und es gilt als eine Ehrensache, auf einander zu warten. Wenn ein Kameel seine Last abwirft, so hält die ganze Linie, bis sie wieder aufgepackt ist, und man fühlt sich von der allgemeinen Theilnahme angenehm ergriffen. Je mehr ich Asiaten in ihrer eignen Sphäre sah, desto vortheilhafter war der Eindruck, den sie auf mich machten. So weit Gastfreundschaft im Spiel ist, giebt es unter den Mohammedanern weder Groſse noch Kleine; der Khan lebt wie der Sklave, und führt nie die Hand zum Munde, oh-

Digitized by Google

ne mit den Umstehenden zu theilen. Die Mittel, welche die Frommen ergriffen, um durch ihre Gebete den Zug nicht aufzuhalten, sind der Erwähnung nicht unwerth. Die Linie war zu ausgedehnt, um zu erlauben, daſs man zur Zeit des Gebetes anhielt; man sah daher zur bestimmten Stunde jeden Einzelnen auf dem Rücken seines Kameels oder in seinem Korbe seine Gebete verrichten, so gut es sich eben thun lieſs.“

Die jetzt nur noch den Anblick von Ruinen darbietende Provinz *Merw* bildete lange Zeit eine groſse und reiche Oase in der Mitte der Wüste. Sie verdankte ihre Entstehung und Blüthe dem Flusse *Murghab*, der sich nordwärts in einem See verliert. Mit dem zunehmenden Verfalle des persischen Reichs wurden die Gränzprovinzen allmählich den Einfällen der Turkomanen preisgegeben. Der Fluſs war ehemals oberhalb Merw gedämmt und ein System von künstlicher Bewässerung verbreitete weithin Fruchtbarkeit und Reichthum; aber vor 45 Jahren zerstörte *Murad*, Khan von

Digitized by Google

Bokhara, den Damm, legte die Gegend wüste, überfiel die Stadt und führte die ganze Bevölkerung nach Bokhara in Gefangenschaft. Das Land liegt jetzt fast ohne Ausnahme öde und ausgedorrt, aber dennoch zog es die Augen des Khan von *Khiwa* auf sich. Dieser unternahm im J. 1832 einen Zug durch die Wüste, verlor zwar viel Menschen und Lastthiere, erreichte aber doch *Merw* und errichtete zwei Zollstätten auf den beiden Handelsstraſsen, die vom *Oxus* nach *Persien* führen, nämlich in der Nähe von *Merw* und in *Schurukhs* (Serakhs?), wo er von allen durchziehenden Waaren $3\frac{1}{2}$ Prozent erhebt, und von wo seine Unterthanen ihre Einfälle in Persien machen. Er thut aber nichts, um die Karawanen gegen Raub und Miſshandlungen zu schützen, und eben so wenig sorgt er für die Unterhaltung der Brunnen.

Als die Karawane bis Schurukhs gekommen war, machte sie Halt, um die Rückkunft eines Raubzuges abzuwarten, den der khiwesische Befehlshaber mit 350 Reitern nach Persien unternommen hatte.

Digitized by Google

Burnes benutzte diesen Aufenthalt zur Beobachtung der *Lebensweise* und *politischen Verfassung* der *Turkomanen*. Sie haben das Südufer des Oxus von *Balkh* bis *Khiwa* inne, welches immer das streitige Gränzland zwischen Persien und der Tatarei gewesen ist, und gegen Süden von den Gebirgen begränzt wird, die die Fortsetzung des Hindukusch bilden. Sie erkennen nur die patriarchalische Herrschaft ihrer Stammes- und Familienhäupter *(Aksukal)* an, und haben daher, zum Glück für die Nachbarstaaten, kein gemeinschaftliches Oberhaupt, welches ihre Kraft nach Einem Punkte hin lenken könnte. Die Zahl der *Familien* des ganzen Volks beträgt etwa 140,000, welche in 9 *Stämme* vertheilt sind, von denen aber 2 dem Namen nach zu Persien gehören. Jeder Stamm zerfällt in eine Menge besonderer Lager. Sie sind fast im Naturzustande, ohne Wissenschaften und Schriftsprache, selbst ohne Moscheen, doch nicht ganz ohne Religion. Ihre Nahrung ist einfach und besteht aus Milch und Fleisch. Einige

Digitized by Google

Juden aus Mesched führen ihnen biswei-len Branntwein zu; er ist glücklicher-weise zu theuer für die groſse Masse. Die Pferde der Turkomanen besitzen eine Ausdauer, wie keine andere Pferderasse in der Welt; es ist nichts Seltenes, zu hören, daſs ein Reiter auf demselben Pferde acht oder selbst nur sechs Tage hintereinander 600 engl. Meilen ge-macht hat.

Nach acht Tagen, welche die Kara-wane in Schurukhs zugebracht hatte, ka-men die Räuber einer nach dem andern aus Persien zurück. Sie hatten bei *Me-sched* am hellen Tage, um 10 Uhr Mor-gens, unter den Mauern der Stadt 115 Menschen, 200 Kameele und eben so viel Stück anderes Vieh weggetrieben, ohne daſs sich Jemand widersetzt gehabt hätte. Ein Fünftel dieser Beute gehörte dem Khan von Khiwa. Als Dankopfer für den glücklichen Erfolg des Unterneh-mens war ein Perser gemordet worden; denn sie halten den Mord eines Ketzers für eine Gott gefällige That. In *Me-sched* (nicht in Asterabad, wie irriger-

Digitized by Google

weise im vorigen Jahrg. S. LXXXV. gesagt wurde) trennten sich die Reisenden. Dr. *Gérard* ging nach *Kandahar*, um von da nach Indien zurückzukehren; *Burnes* aber begab sich in das Lager *Abbas Mirza's*, der so eben die kurdische Festung *Kuschan* eingenommen hatte, hierauf durch das Gebiet der persischen Turkomanen nach *Asterabad* und von hier über *Teheran* auf dem gewöhnlichen Wege nach *Abuschir* am persischen Meerbusen, wo er sich nach *Bombay* einschiffte. Die brittische Regierung hat ihn seitdem nach *London* berufen. *)

Die Leser erinnern sich aus dem vor. Jahrg. der Bemerkungen des Cap. *Burnes* über den politischen Zustand von *Kabul*. Er glaubte damals (1832), daſs *Dost Mohammed Khan*, der Beherrscher von Kabul, wenn er es klug anfinge, nicht nur sich behaupten, sondern auch *Peschaur* und *Kandahar* von sich abhängig machen könne. Burnes hielt die

*) *Ausland*, 1834, Nr. 227, 229, 233, 235 und 236.

Digitized by Google

Lage von Kabul für weit ruhiger, als man zu glauben geneigt sei, und war der Meinung, daſs die Britten einen groſsen Fehler begehen würden, wenn sie es länger verschmähten, sich um die Freundschaft des *Dost Mohammed* zu bewerben. Es sei lächerlich, auf die Wiedereinsetzung der vorigen Dynastie zu hoffen, und der arme *Schah Schudschah* sei trotz seiner vielen guten Eigenschaften allzuschwach, als daſs er sich jemals des Thrones bemächtigen könne. Neuere Vorfälle beweisen jedoch, daſs sich Cap. *Burnes* in seinen Urtheilen über die Lage Kabuls und des vertriebnen *Schah Schudschah* geirrt habe.

Diesem Letztern, welcher sich zeither in den brittisch - ostindischen Besitzungen aufgehalten hatte, ist es gelungen, allmählich wieder eine Kriegsmacht zusammenzubringen, die den letzten Nachrichten zufolge, aus 2 Bataillonen regelmäſsiger Infanterie, 15,000 Mann unregelmäſsiger Truppen zu Pferd und zu Fuſs, und 10 Stück Geschütz

Digitized by Google

bestehen soll. Er hat damit im Spätjahre 1833 zunächst die Emirs von *Sind* angegriffen, sie bei *Kosedschih* in einem Treffen gänzlich geschlagen und sich darauf der Stadt *Schikarpur* bemächtigt. Sein Hauptaugenmerk ist jedoch auf *Kandahar* gerichtet, um von dort aus sein ehemaliges Königreich Kabul wieder zu erobern. *Schah Schudschah* hatte zu dem Ende gleich nach dem Tode *Mir Murad Ali's*, des vornehmsten der beiden Emirs, welche noch 1828 Sind beherrschten, *) von dessen Nachfolgern eine Summe von 20 Lak Rupien, wahrscheinlich als rückständigen Tribut, zu dem Sind ehemals an Kabul verpflichtet gewesen, verlangt. Als hierauf eine abschlägige Antwort erfolgte, schritt er sogleich zu Feindseligkeiten und es kam zu der eben erwähnten Schlacht. Man betrachtet diesen Sieg als auſserordentlich förderlich für seine Unternehmungen, und glaubt nicht mit Unrecht, daſs alle jene, wel-

*) S. den X. Jahrg. (1832), S. LVIII. u. ff.

Digitized by Google

che bisher nur den Gang der Ereignisse abgewartet, nun haufenweise seinen Fahnen zuströmen werden. Den neuesten Nachrichten zufolge sah man mit jedem Tage einer Hauptschlacht zwischen *Schudschah* und den *Sindiern* entgegen und war der Meinung, daſs wenn diese zu seinem Vortheile ausfiele, ihn nichts mehr hindern werde, ganz Sind seiner Herrschaft zu unterwerfen. *Dost Mohammed*, der jetzige Beherrscher von *Kabul* und der mächtigste unter allen Häuptlingen Afghanistans, soll eine Verschwörung zu seiner Absetzung fürchten und durch die tyrannischen Erpressungen, zu welchen ihn der schlechte Zustand seiner Finanzen genöthigt, groſsen Unwillen gegen sich erregt haben. „Europäer, welche unlängst durch Afghanistan reisten," — (sagen ostindische Zeitungen, und sie meinen darunter *Burnes* und *Gérard*), „haben die Nachricht verbreitet, daſs das Volk mit seinen gegenwärtigen Beherrschern ungemein zufrieden sei; allein dieſs ist grundfalsch und man sieht im Gegentheil sehn-

Digitized by Google

suchtsvoll einer Aenderung entgegen. Diese Reisenden waren meist *Gäste* der Gewalthaber und hielten sich nicht lange genug im Lande auf, um ein auf Ueberzeugung gegründetes Urtheil über die Gesinnungen und die Lage des Volks fällen zu können.“ *)

Ein Unternehmen von ganz eigner Art war die in den Jahren 1829 und 1830 vollführte Reise des englischen Lieutenants *Arthur Conolly* über *Ruſsland* und *Persien* nach *Ostindien*, welche derselbe vor einiger Zeit in London durch den Druck bekannt gemacht hat. **) Diese Reise ist in Hinsicht des vom Verf. eingeschlagnen *Weges* vielleicht die erste dieser Art. Anstatt nämlich von *Tabriz*, wohin er im Herbste und Winter 1829 und 1830 von London aus über *Petersburg* und den *Kaukasus* ge-

*) Umständlicheres hierüber enthält das *Ausland*, 1834, Nr. 276.

**) *Journey to the North of India overland from England, through Russia, Persia and Affghaunistan.* (sic). By Lieut. *Arthur Conolly*. 2 Volls. 8vo. London, 1834.

Digitized by Google

langt war, auf der gewöhnlichen Straſse durch *Persien* über *Schiras* nach *Abuschir* zu gehen und sich hier nach *Bombay* einzuschiffen, fiel es ihm ein, sich östlich über *Khiwa*, *Bokhara* und *Balkh* nach *Afghanistan* zu begeben und von dort aus auf dem *Indus* hinabzufahren. Am 6. März 1830 verlieſs er Tabriz und kam bald nach *Teheran*, wo er sich den Kopf scheeren lieſs und überhaupt ganz das Aeuſsere eines Kisilbaschen anzunehmen beflissen war. Er ging darauf nach *Asterabad*, und trat hier als Kaufmann auf, welcher mit rothseidnen Schärpen, Kerman-Shawls, Pelzen, Gewürzwaaren etc. nach *Khiwa* zu reisen gedachte. Es wäre vielleicht klüger gewesen, in dem ärmlichen Aufzuge eines zurückkehrenden Mekka-Pilgers sich unter die habsüchtigen Turkomanen zu begeben; indessen hatte das Wagstück eben keine besonders unangenehmen Folgen. Die Schilderung, welche *Conolly* von den Turkomanen entwirft, ist keineswegs geeignet, den Leser günstig für sie zu stimmen. Er schildert sie als

Digitized by Google

ein treuloses, hinterlistiges, habsüchtiges und räuberisches Volk. Ihre Gastfreundschaft kann er zwar nicht in Abrede stellen, aber „derselbe Mann“ — sagt er — „welcher dir jetzt in seinem Zelte zu essen und zu trinken giebt, wird kein Bedenken tragen, dich, wenn du es wieder verlassen hast, zu überfallen und auszuplündern.“ Eben diese Raubsucht der Turkomanen machte es dem Verf. unmöglich, seinen Weg nach *Khiwa* fortzusetzen, von wo er nach Bokhara und Balkh zu gehen Willens gewesen war. Er entschied sich nunmehr für den Weg nach *Meschedi* und schloſs sich einer Pilger-Karawane an, die zum Grabe des *Imam Reza* wallfahrtete. Acht Monate im Jahre, vom März bis in den November, ziehen auf dieser Straſse von und nach Meschedi an 60,000 Personen, meistens Pilger, hin und her. Obschon sie gröſstentheils durch Wüsten führt, findet man doch auf jeder Rast hinlängliche Lebensmittel für Menschen und Vieh. *Herat*, wohin *Conolly* seinen Weg von Meschedi aus fortsetzte,

Digitized by Google

ist, seiner Meinung nach, die schmutzigste Stadt der Welt. Viele von den kleinen Queergassen sind oben ganz überbaut und dienen zum Sammelplatz aller möglichen Unreinlichkeiten. Nirgends sieht man Abzugsgräben für das Wasser, welches daher an vielen Stellen ganze Teiche bildet. Der Verf. sah mehre Tage hindurch ein todtes Pferd auf einer Straſse liegen. Die Einwohner schienen wenig Kenntniſs von europäischen Nationen und Verhältnissen zu haben; nur die *Russen* waren ihnen etwas genauer bekannt, und sie hielten diese für das vorzüglichste Volk in ganz Europa. Namentlich hatten sie eine sehr hohe Meinung von den Kriegsthaten des russischen Heeres. *)

Ueber die, schon im IX. Jahrgange (1831), S. XVII. gemeldete Ermordung des gelehrten Prof. *Schulz* aus Gieſsen, auf dessen Reise durch Persien, sind von dem ehemaligen englischen Ge-

*) *The Quarterly Review*, Nr. CIII. (1834, August), S. 38 — 57.; *Ausland*, 1834, Nr. 159 u. 160.

Digitized by Google

schäftsträger Major *Willock*, am Hofe des Abbas Mirza zu Tabriz die nähern Umstände bekannt gemacht worden. Die französische Regierung hatte den Prof. Schulz abgesendet, um wissenschaftliche Nachforschungen über persische Alterthümer anzustellen. Dieser richtete seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf den sehr wenig bekannten Theil von *Kurdistan*, welcher südlich von *Urmia* liegt. Es ist dieſs der Gebirgs-Distrikt *Albagh*, dessen Bewohner aus mohammedanischen *Kurden* von der Sekte der Sunnis bestehen, unter welchen man aber auch ansehnliche Niederlassungen *nestorianischer Christen* findet, die dem Khan der *Hirki*- und *Hirkari-Kurden* zinspflichtig sind. Die Kurden leben hier, durch die natürliche Beschaffenheit ihrer gebirgigen Wohnsitze begünstigt, in einer gewissen Unabhängigkeit und leisten nur zu Zeiten der Türkei oder Persien eine Art von Gehorsam, wenn nämlich eine dieser Mächte Anstalten macht, sie anzugreifen. Selbst dem Khan sind sie nur unter groſsen Beschränkungen

Digitized by Google

unterwürfig. Prof. *Schulz* hatte sich einen Geleitsbrief vom damaligen persischen Kronprinzen *Abbas Mirza* geben lassen und auch zwei Offiziere desselben, die aus Urmia gebürtig waren, als Führer erhalten. Er begann seine Forschungen in den erwähnten Niederlassungen der Nestorianer. Die Kurden aber, welche, wie alle barbarischen Völker, es nicht für möglich hielten, daſs ein Mann von Wohlstand aus weiter Ferne kommen und eine beschwerdenvolle Reise unternehmen könne, bloſs um seine Kenntnisse zu vermehren, erblickten in dem Fremden einen Kundschafter des Abbas Mirza und fürchteten, daſs die Nachrichten, welche er diesem mittheilen werde, ihre Freiheit und Sicherheit gefährden dürfte. Der Khan empfing zwar unsern Reisenden sehr freundlich, machte ihm aber eine sehr abschreckende Schilderung von den Gefahren, welchen er bei der Fortsetzung seiner Nachforschungen ausgesetzt seyn werde und drang ihm, dem Anscheine nach besorgt für seine Sicherheit, eine

Digitized by Google

Schutzwache auf. Diese führte, unstreitig erhaltnen Befehlen gemäſs, den Reisenden nach einem abgelegnen Orte, unter dem Vorwande, ihm merkwürdige Alterthümer zu zeigen. Hier wurde er von rückwärts erschossen und seine persischen Begleiter hieb man in Stücken; auch diejenigen von seinen Leuten, welche unterdessen mit dem Gepäck vorausgegangen waren, hatten ein gleiches Schicksal. Einige armenische Bauern, welche die Kurden zum Begraben der Leichen gebraucht hatten, gaben einem Priester ihrer Nation, auf der persischen Gränze, Nachricht von diesem Vorfalle, und so wurde auch Major *Willock* davon in Kenntniſs gesetzt. *Abbas Mirza* schickte sogleich einen drohenden Brief an den Khan von Albagh, welcher zur Antwort gab, daſs *Schulz* von Räubern ermordet worden sei, welche man bereits verfolgt und deren Häuser man niedergebrannt habe. Zugleich schickte er fünf Pferde, zwei Flinten und sieben Bücher an Abbas Mirza. Einen Theil seines Gepäckes

Digitized by Google

hatte Schulz bereits, ehe er *Urmia* verlieſs, nach *Salmas* geschickt, wo er es auf seiner Rückreise mitnehmen wollte. Major *Willock* hat den sämmtlichen Nachlaſs des Reisenden an die französische Gesandtschaft in Konstantinopel geschickt. Es ist zu wünschen, daſs die Tagbücher und andere wichtige Papiere darunter seyn mögen.*)

Von Seiten *Ruſslands* geschieht fortwährend sehr Vieles zur Erforschung der weitläuftigen Provinzen dieses ungeheuern Reiches. Auch Privatunternehmungen fremder Reisenden werden begünstigt und unterstützt. In den ersten Tagen des August-Monats 1834 kam der Geognost *Dubois* von einer nach dem *Kaukasus* unternommenen Reise nach *Sympheropol* (in der Krim) zurück. Er war im Sommer 1833 aus *Sebastopol* zu Schiffe nach der *abchasischen Küste* gegangen. Nachdem er diese ihrer ganzen Länge nach beschifft

*) *Ausland*, 1834, Nr. 213 und 214; nach dem *Asiatic Journal*.

Digitized by Google

hatte, und, wo es thunlich, ans Land gestiegen war, untersuchte er die Gegend zwischen dem *westlichen Kaukasus* und dem Gebirge um die Quellen des *Kur*, beschrieb die merkwürdigen Ruinen von *Uplis-Zichi*, und ging nach *Tiflis*, um daselbst den Winter zuzubringen. Im Febr. 1834 reiste Dubois von Tiflis nach *Eriwan* und weiter in Armenien, welche Provinz er bis an die Gränzen Ruſslands, Persiens u. der Türkei nicht bloſs in geognostischer, sondern auch in antiquarischer Hinsicht durchforschte. Dann kehrte er über *Karabagh* und *Elisabethpol* nach *Tiflis* zurück, machte noch eine Reise nach *Kachetien*, ging zum dritten Male nach Tiflis und reiste nunmehr auf dem gewöhnlichen Wege (über *Wladikaukas* und *Jekatharinogrod*) zu den kaukasischen *Mineralquellen*, untersuchte diese und die benachbarten Gebirge, und bestieg den *Beschtau.* Von hier ging Dubois über *Stawropol* und längs dem Flusse *Kuban* wieder nach der *Krim.* Er ist Willens, sich nach *Berlin* zu be-

Digitized by Google

geben und dort die Beschreibung seiner Reise erscheinen zu lassen. *)

Der vollständige Bericht über die vom Prof. *Parrot* d. j. aus Dorpat, in Begleitung der HH. *Behaghel* von *Adlerskron*, *Fedorow*, *Schiemann* und *Hehn*, im J. 1829 nach dem *Ararat* unternommene Reise ist im Verlaufe des letzten Sommers zu *Berlin* erschienen. Wir haben einige Resultate dieser Reise schon im IX. Jahrg. (1831), S. XIII., mitgetheilt. Das wichtigste derselben aber erfahren wir erst jetzt, aus der Reisebeschreibung selbst. Es ist dieſs die Berichtigung eines Irrthums, dessen Urheber Prof. *Parrot* selbst gewesen, als er, gemeinschaftlich mit seinem Collegen *v. Engelhardt* im J. 1811 die Kaukasischen Provinzen bereiste. Beide wollten damals durch barometrische Messungen gefunden haben, daſs das *Kaspische Meer* beiläufig 300 Par. F. *tiefer* liege als das *Schwarze Meer*. Auf der letzten Reise aber hat sich durch

*) *Leipziger Zeit.*, 1834, Nr. 240. (7. Oktbr.)

Digitized by Google

ein neues barometrisches Nivellement des Laufes der *Wolga* und des *Don* ergeben, daſs die Mündung des *Don* (in das *Schwarze* Meer), weit entfernt, 300 F. *höher* zu liegen, vielmehr $3\frac{6}{10}$ F. *tiefer* liegt als die Mündung der *Wolga* (in das *Kaspische* Meer).*)

Sibirien wird gegenwärtig von zwei Reisenden, obwohl in verschiedenen Beziehungen, wissenschaftlich untersucht. Der Botaniker *Lessing* aus Berlin, durch seine Reise nach Norwegen und Schweden, so wie durch andere Arbeiten vortheilhaft bekannt, entschloſs sich im Sommer 1832, auf eigene Kosten nach Sibirien zu gehen, bot aber der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften seine Dienste an, falls sie ihm Aufträge dahin ertheilen wollte. Die Akademie nahm nicht nur dieses Anerbieten an, sondern bewilligte ihm auch einen Beitrag von jährlichen 1000 Ru-

---

*) *Reise zum Ararat*, von Dr. *Friedrich Parrot* etc. etc., II Theile. Mit 1 Karte und 7 Kupf. Berlin, 1834. Man sehe daselbst II. Theil, S. 12 — 33, und S. 192 — 198.

Digitized by Google

bel und gesellte ihm einen Schüler ihres zoologischen Laboratoriums zu. Nicht minder interessirte sie sich für die Forschungen *Fedorow's*, des Begleiters *Parrots* (s. oben) und eines Schülers des Astronomen Struve in Dorpat, welcher auf Kosten der Regierung das westliche Sibirien bereist, um von *Orenburg* und *Katharinenburg* ostwärts bis an den *Jenissei* geographische Ortsbestimmungen zu machen. Die Akademie hat ihn aufgefodert, sich zugleich mit magnetischen Beobachtungen zu beschäftigen und ihn zu dem Ende mit einem vollständigen magnetischen Apparat versehen. *)

Der Astronom *George Fuſs*, welcher im J. 1830 die, damals nach *Peking* abgehende, neue geistliche Mission **) begleitete, ist im Juni 1832 wieder in St. Petersburg eingetroffen, nachdem er während eines Zeitraums von 2½ Jahren mehr als 20,000 Werste (beinahe 3000 teut-

---

*) *Recueil des Actes de la Séance publ. de l'Acad.* tenue le 10. Janv. 1833, bei *Berghaus*, in den *Annalen* etc. etc. Nr. 101 u. 102, S. 507.

**) Man vergleiche den V. Jahrg., (1827), S. 2.

Digitized by Google

sche Meilen) in wenig bekannten und zum Theil bisher unzugänglich gewesenen Gegenden durchwandert hatte. Die Akademie hatte ihn beauftragt, zunächst auf der Hinreise in den Statthalterschaften *Tobolsk*, *Tomsk*, *Jenisseisk* und *Irkutsk*, bis *Kiachta*, so wie in der *Mongolei* auf dem Wege bis *Peking*, möglichst viele astronomische Ortsbestimmungen zu machen, und namentlich die geographische Lage des von ihm in Peking zu errichtenden magnetischen Hauses genau zu ermitteln. Ferner sollte *Fuſs* auf der ganzen Reise magnetische und meteorologische Beobachtungen anstellen, und auf dem Rückwege ein doppeltes Nivellement vom *Ochotskischen Meere* bis zum *Kaspischen Meere* vornehmen. Der letzte Theil dieser Aufträge war aus mehr als Einer Ursache nicht ausführbar. Dagegen aber begab sich der Reisende im März 1832 nach dem *südöstlichen Sibirien*, um zwischen dem *Baikal-See* und dem Zusammenflusse der *Schilka* und des *Argun* (welche hier an der Gränze der Mand-

Digitized by Google

schurei den Amur bilden) astronomische Ortsbestimmungen und andere physikalische Beobachtungen zu machen. *Fuſs* überschritt das *Jablonnoi - Gebirge* da, wo die *Uda* entspringt, besuchte die Bergwerke von *Nertschinsk*, errichtete daselbst ein ähnliches magnetisches Haus, wie das in Peking, reiste dann längs den Flüssen *Schilka* und *Argun*, und hierauf weiter am *Amur* abwärts bis zur Mündung des *Oldoi*, und wandte sich von hier längs der südöstlichen Gränze Sibiriens zurück bis zur Mündung der *Selenga* in den Baikal - See. Von hier aus seinen Weg längs dem östlichen Ufer dieses Sees nach Norden nehmend, erreichte *Fuſs* die Steppe *Bargusin* und endigte seine Reise, die 6 Monate gedauert und eine Ausdehnung von 5000 Werst gehabt hatte, mit der Gränzfestung *Tunka* (oder *Tunkinsk*), südwestlich vom Baikal - See. Er hat auf einem Raume von 20 Längen - und 5 Breitengraden 50 Punkte geographisch bestimmt, worunter 10 durch unmittelbare astronomische Beobachtungen, die übrigen aber

Digitized by Google

mittelbar durch den Chronometer. Eben so ist die Abweichung der Magnetnadel an 30 verschiednen Orten genau beobachtet und der Stand des Barometers während der ganzen Reise von Tag zu Tag sorgfältig aufgezeichnet worden. *)

Ein zweiter Gelehrter, welchen die Petersburger Akademie der Gesandtschaft nach *Peking* beigegeben hatte, war der, schon durch seine Reise ins Altai - Gebirge **) bekannte Botaniker Dr. *Bunge*. Er hat vorzüglich interessante Beobachtungen über die *Mongolei* gemacht. In den nördlichen Gegenden der Mongolei beginnt der nördliche Abfall von Hoch - Asien, welcher sich in den Ebenen Sibiriens verliert. Die politische Gränze Ruſslands und China's ist hier keineswegs eine Naturgränze; denn die ganze Beschaffenheit des Landes ist dies - und jenseits die nämliche. Der Weg geht in der Mongolei noch immer

*) *Berghaus Annalen* etc. , a. a. O., S. 450 — 457, und S. 503 — 505.

**) S. d. VII. Jahrg. (1829), S. LXII. und den XI. Jahrg., (1833), S. 137 u. ff.

Digitized by Google

sanft aufwärts, bis *Urga* (oder *Kuren*), die Hauptstadt der Khalkhas-Mongolen. Sobald man diesen Ort verlassen und den *Tola* überschritten hat, trifft man keine flieſsenden Gewässer mehr an, und hat man die nördlichen und bewaldeten Abhänge des *Khan-ohla* hinter sich, so sieht man sich auch in der weiten Ebene, die man jetzt betritt, vergebens nach einem Baume um.

Hier beginnt nun die *Gobi*, ein mongolischer Name, der, wie der arabische *Sahara*, eine durchaus von Wasser und Waldungen entblöſste Gegend bezeichnet. (Das Gegentheil ist der Name *Khanggäï*, welcher ein waldiges, gut bewässertes, mit fruchtbaren Wiesen und Thälern erfülltes Gebirgsland bedeutet.) Indessen ist dieser nördlichste Theil der Gobi noch keine völlige Wüste, sondern zeigt noch einige Mannichfaltigkeit des Bodens. Die Gegend erhebt sich fortwährend allmählich bis *Dzirgalangtu*, welches bereits 770 Toisen über dem Meere liegt. Von hier an geht es allmählich abwärts, was man beson-

Digitized by Google

ders bei *Olon-Baïsching* gewahr wird. Man erblickt hier in der Ferne eine schwärzliche Linie, die man bei näherer Betrachtung bald für einen Felsenwall erkennt, der sich steil aus dem Boden emporhebt, nur eine geringe Höhe hat und aus wagrechten Schichten von Selenit besteht. Die Mongolen nennen ihn, nicht unpassend, *Bussutschilohn*, d. h. *Steingürtel.* Er erstreckt sich, ohne bedeutende Unterbrechungen, beträchtlich weit von Osten nach Westen, und bildet die Scheidelinie zwischen der nördlichen und mittlern Mongolei, oder der eigentlichen *Gobi.* Die Gegend wird hier ganz flach; keine Felsenerhöhungen sind mehr zu sehen; der Boden ist entweder mit kleinen Trümmern von Porphyr, Jaspis etc. bedeckt, zwischen welchen einzelnes Strauchwerk kümmerlich zum Vorschein kommt, oder er besteht aus festem, nacktem Lehm mit leichtem Salzanfluge und, als Folge der immerwährenden Dürre, von zahlreichen Spalten durchschnitten, die oft so regelmäſsig aussehen, daſs man sie für Men-

Digitized by Google

schenwerk halten sollte. Auf diesem Lehmboden wachsen verschiedene Salzpflanzen, und die Gräser werden immer seltner. Die Meereshöhe dieses Theils der Gobi ist 580 Toisen, doch hat diese noch nicht ihren tiefsten Punkt erreicht; es scheint im Gegentheil der Rand eines Beckens zu seyn, welches ehemals ein *groſses Binnenmeer* enthielt. Die niedrigsten Punkte sind die Bezirke *Erghi*, *Ude*, *Durma*, *Schara budurghuna* etc. in der Mitte der Gobi; sie erheben sich kaum 400 Toisen über den Meeresspiegel. Der Boden ist hier noch salzhaltiger, als am Rande, und die Vegetation besteht bloſs aus Salzpflanzen; auch findet man eine Menge kleiner *Salzseen*, wahrscheinlich die letzten Ueberbleibsel des ehemaligen Meeres.

Zwischen *Schara budurghuna* und *Durma*, und ungefähr unter derselben geographischen Breite, dehnt sich die eigentliche *Wüste Gobi* oder die *Schamo* der Chinesen aus. Die Breite derselben ist im Verhältniſs zur übrigen Gobi nicht beträchtlich. Der Sand die-

Digitized by Google

ser Schamo ist kein Flugsand, sondern zieht wegen seines starken Salzgehaltes leicht die Feuchtigkeit an sich und bildet auf diese Weise feste und ziemlich dauerhafte Hügel. Dieser Sandgürtel zeichnet sich auch durch seine Vegetation aus. Viele, sonst nur an den Küsten des Ozeans anzutreffende Pflanzengeschlechter finden sich hier, obwohl in andern Gattungen; sie kommen mit denen am Kaspischen Meere überein, und beweisen deutlich das ehemalige Vorhandenseyn eines *Binnenmeeres*, worauf auch die chinesische Benennung *Han haï*, d. h. *ausgetrocknetes Meer*, hindeutet. Die Mongolen bewahren sogar noch eine alte Ueberlieferung, daſs hier ein Meer vorhanden gewesen, und glauben, daſs es bald wiederkommen und dieses Becken anfüllen werde.

Südlich von *Tsakildak* fängt der Boden der Gobi an, sich eben so allmählich wieder zu erheben, als er nordwärts sich gesenkt hatte. Auch die Beschaffenheit des Bodens und des Pflanzenwuchses zeigt sich hier stufenweise

Digitized by Google

wie dort, obwohl in umgekehrter Ordnung. Bei *Dzameïn ussu* gleicht der Boden völlig dem in Norden bei *Olon Baïsching* und *Dzulghété;* auch ein Felsengürtel, obwohl nicht so deutlich als der nördliche, kommt zum Vorschein, und die Pflanzen, die man auf einer Strecke von 100 bis 115 Lieues nicht gesehen, werden wieder sichtbar. Weiter südlich, bei *Tsaghan balgasun*, beobachtet man dieselbe Meereshöhe wie bei *Ghiltegenteï*; noch weiter stöſst man auf fruchtbare Dammerde, und ist man endlich zum Gipfelpunkte der Straſse, zwischen der russischen Gränze und *Peking*, gelangt, wo sich noch Reste der ältesten Groſsen Mauer zeigen, so findet man, beiläufig in einer Erhebung von 850 Toisen, schon einige subalpine Gewächse.

Sehr merkwürdig ist nun von hier aus der plötzliche Uebergang nach *China*, am südlichen Abhange von Hoch-Asien, wo auf Ein Mal ein ganz anderes Naturleben auftritt. Es giebt vielleicht auf dem ganzen Erdboden keine

Digitized by Google

so scharf gezeichnete *natürliche Gränze* zwischen zwei Ländern, als diese hier, zwischen der Mongolei und China. Leider war Dr. Bunge's Aufenthalt im nördlichen China von zu kurzer Dauer, als daſs er ausgebreitete Untersuchungen über die so eigenthümliche und fast noch ganz unbekannte Flora dieses Landes hätte anstellen können. Er konnte nämlich nur acht Monate hier verweilen, und von diesen fielen fünf in den Winter, wo sich keine botanischen Ausflüge machen lieſsen. Indessen hat er doch manches Schätzbare gesammelt, welches zur Grundlage eines künftigen Herbariums von China dienen kann. Es ist zu hoffen, daſs die jetzige geistliche Mission in Peking, unter welcher sich kenntniſsreiche Männer befinden, zur Fortsetzung und Vervollständigung des Angefangenen beitragen werde. *)

Ein Unter-Lieutenant des russischen Steuermanns-Corps, Namens *Pachtus-*

*) *Nouv. Ann.* etc. August und Septbr., 1833, S. 223 u. ff.

Digitized by Google

sow, hat im Sommer 1833 die *Ostküste* von *Nowaja-Semlja* untersucht und aufgenommen; eine Arbeit, die bis jetzt schon oft versucht worden, aber noch Niemandem gelungen war. Er hatte seine Fahrt, nur von fünf Mann begleitet, am 1. Aug. 1832 von *Archangel* aus, und zwar auf dem Schiffe *Nowaja-Semlja* angetreten, welches von dem dasigen Handlungshause *Wilhelm Brand und Sohn* und dem gelehrten Forstmeister *Peter Klokow* eigens für diese Reise ausgerüstet und mit allen nöthigen Vorräthen und Instrumenten versehen worden war. Schon am 10. Aug. bekam *Pachtussow* die Südküste des Landes zu Gesicht, aber die Hindernisse, welche er in der Waigaz-Straſse antraf, wo er am 1. Septbr. ganz vom Eise eingeschlossen wurde, nöthigten ihn, in der Bucht *Kamennoi*, an der südöstlichen Spitze der Insel, zu überwintern, zu welchem Ende er aus Treibholz ein Haus aufführen lieſs. Erst im April 1833 gelang es ihm, diese Wohnung zu verlassen, worauf er theils zu Lande, theils auf dem Eise die Südkü-

Digitized by Google

ste der Insel längs der Waigaz-Straſse aufnahm. Bei dieser Arbeit wurden die Reisenden am 2. Mai von einem fürchterlichen Schneesturm überfallen, der bis zum 5. anhielt. Sie konnten sich aus der augenscheinlichsten Todesgefahr nur dadurch retten, daſs sie sich diese ganzen drei Tage und Nächte über mit zur Erde gekehrtem Antlitz auf den Schnee legten. Am 11. Juli endlich konnte auch das Fahrzeug den Winterhafen verlassen und *Pachtussow* brachte nun, unter mancherlei Hindernissen und Gefahren, bis zum 13. Aug. mit Untersuchung und Aufnahme der Ostküste zu; doch war es ihm wegen Erkrankung seiner Leute nicht möglich, dieselbe ganz zu vollenden, sondern er kam nur bis zur *Straſse Mototschkin*, welche vom Steuermann *Rosmislow* im J. 1769 und vom Flotten-Capitain *Litke* im J. 1823 aufgenommen worden ist. Am 2. Dezbr. 1833 traf *Pachtussow* wieder in *Archangel* ein. *)

*) *Nouv. Ann.* etc., 1834, März, S. 385; *Berghaus Annalen* etc. Nr. 107, S. 512.

Digitized by Google

Während das unermeſsliche Gebiet des russischen Reiches nach verschiednen Richtungen in physikalischer Hinsicht bereist und erforscht wird, ist (wie schon im XI. Jahrg. (1833), S. LXXIX. gesagt worden) ein anderer Gelehrter, der Collegienrath *Stroïeff*, schon seit beinahe fünf Jahren im Auftrage der Regierung beschäftigt, Ruſslands Archive und Bibliotheken zu untersuchen und, was sich an alten Urkunden und Werken, die auf die Geschichte des Landes, auf Gesetzgebung etc. Beziehung haben, vorfindet, zu verzeichnen, zu copiren oder zu sammeln. Er hat bis zum Schluſs des Jahres 1832 acht Statthalterschaften bereist. Die Stadt *Moskau* und die Statthalterschaften *Nowgorod*, *Pskow* und *Twer* waren im Verlauf des genannten Jahres der Gegenstand seiner forschenden Thätigkeit. Sehr lange beschäftigte ihn die s. g. Patriarchen-Bibliothek in Moskau und die der berühmten Kathedrale zu St. Sophia in Nowgorod, welche an 3000 Handschriften enthält. Hr. *Stroïeff* wandte sich hierauf zur Durch-

Digitized by Google

sicht der alten Kriegs-Archive, die unter dem Namen *Puschkarsky Prikaz* bekannt sind. Auch mit einer Menge neuer und merkwürdiger Materialien zu einer Geschichte der slawo-russischen Literatur sind mehre Portefeuilles des Reisenden angefüllt worden, und es sollte in der St. Petersburger Zeitung eine vollständige Uebersicht derselben mitgetheilt werden. Die Sammlung historischer und juridischer Aktenstücke ist gleichfalls sehr vergröſsert worden. Hr. *Stroïeff* hatte sich vorgenommen, im J. 1833 die Durchforschung des nordöstlichen Theils vom europäischen Ruſsland zu beendigen. Die Akademie wird hierauf einen umständlichen Bericht über die Menge und den Werth der auf dieser archäologischen Reise von Pskow bis zum Ural, und von Moskau bis zum Weiſsen Meere gesammelten literärischen Schätze öffentlich bekannt zu machen. *)

Zur Erweiterung unserer noch immer sehr mangelhaften Kenntnisse von *China*

---

*) *Bergh. Annal.* etc., Nr. 101 und 102, S. 503.

ist im Verlaufe des J. 1832 auch von Seiten der *Engländer* ein wichtiges Unternehmen ausgeführt worden, an welchem der schon im vorigen Jahrgange dieses Taschenbuches, S. LV. u. ff. erwähnte teutsche Missionär *Gützlaff* wesentlichen Antheil gehabt hat. Es ist dieſs die von dem brittisch - ostindischen Schiffe *Lord Amherst* ausgeführte Reise nach den *östlichen* und *nordöstlichen Häfen von China.* Der Hauptzweck dieser Reise war, zu versuchen, ob diese Häfen nicht allmählich dem englischen Handel zugänglich gemacht werden könnten und ob die Stimmung der Einwohner und Ortsbehörden, trotz den strengen und beharrlichen Verboten der Regierung, nicht einem Unternehmen dieser Art günstig seyn dürfte. Zu diesem Ende wurde in *Calcutta* das Schiff Lord Amherst ausgerüstet, und unter den Oberbefehl eines Supercargos der Ostindischen Compagnie, Namens *Hugh Hamilton Lindsay* gestellt, den der erwähnte Missionär *Gützlaff* begleitete. Sie hatten die Weisung, Alles zu vermeiden,

Digitized by Google

was die Sitten und Gebräuche der Einwohner verletzen und Zwistigkeiten mit denselben herbeiführen könnte. Die Ladung des Schiffes bestand in gemeinen Tüchern, Camelots, Calicos, Baumwollenzeugen und einigen andern Waaren. Die Expedition ging am 26. Febr. 1832 unter Segel, kam aber widriger Winde halber erst am 30. März nach *Namo* oder *Nan ngao*, an der Gränze der Provinzen *Kuang tung* und *Fu kian*, welches nur 220 Seemeilen von Canton entfernt ist. Das stürmische Wetter nöthigte sie auf diesem Wege häufig, an günstigen Stellen vor Anker zu gehen. Bei solchen Gelegenheiten wurden stets eine Anzahl Leute ans Land gesetzt, welche nach der Umgebung kleine Streifzüge machten. Sie zogen entweder in Abtheilungen, oder schifften stromaufwärts in Booten bis zu den nächstgelegnen Städten, welche sie ohne Zaudern betraten, aber sich sogleich in die Wohnung des Mandarins verfügten, und diesem den Zweck ihrer Reise und welcher Nation sie angehörten, erklärten. Man

Digitized by Google

hatte bisher geglaubt, daſs jeder Fremde, der es wagte, das Gebiet des himmlischen Reiches zu betreten, entweder sogleich mit Gewalt zurückgewiesen werde, oder doch auf seiner Weiterreise unübersteigliche Hindernisse antreffen würde. Wahrscheinlich ist dieser Glaube Ursache gewesen, daſs bisher so selten dergleichen Versuche gemacht worden sind. Indessen zeigte sichs hier, daſs die Engländer überall, wo sie hinkamen, von einer erstaunten Volksmenge umgeben und begleitet wurden, für welche diese Ausländer ein ganz neues und unerklärbares Schauspiel waren, denen man aber doch im Allgemeinen mit groſser Freundlichkeit begegnete. Ganz anders verhielt sichs dagegen mit den Mandarinen und sonstigen obrigkeitlichen Personen. Diese betrachteten die „Barbaren" nur mit äuſserstem Widerwillen und drangen heftig auf ihre baldige Abreise. Aber *Lindsay* und *Gützlaff* verstanden vollkommen Chinesisch (Letzterer wurde sogar für einen verkleideten Eingebornen gehalten), und mit Hilfe

Digitized by Google

dieser unschätzbaren Kenntniſs gelang es ihnen, den Amherst mitten durch die Menge chinesischer Kriegsfahrzeuge, die bei den Häfen aufgestellt waren, hindurch zu bringen. Gegen die Mandarine beobachteten sie ein gemessenes aber festes Betragen und wuſsten ihren Einwendungen so nachdrücklich zu begegnen, daſs diese von den heftigsten Drohungen und beleidigendsten Aeuſserungen allmählich zu einem höflichen Benehmen übergingen. Augenscheinlich war es nur die Furcht vor schwerer Verantwortung und Strafe, welche sie abhielt, sich nachsichtig gegen die Engländer zu bezeigen. Einige gaben ihnen sogar mit klaren Worten zu verstehen, sie möchten sich nur mit dem Schiffe aus dem Hafen entfernen und ins offene Meer hinausbegeben, wo man ihnen recht gern durch die Finger sehen wolle. Die Neigung der Einwohner, mit den Engländern Geschäfte zu machen, sprach sich überall sehr deutlich aus, aber zwei Umstände waren Ursache, daſs dieser Verkehr nur unvollkommen zu Stande kam und der

Digitized by Google

Amherst nicht mehr als etwa ein Achtel seiner Ladung absetzte. Fürs Erste hatte man kein *Opium* an Bord, ein Artikel, der trotz des schweren Verbotes desselben von allen Chinesen leidenschaftlich gesucht wird; fürs Zweite besaſs *Lindsay*, was bei einem zwölfjährigen Handlungs-Beamten der Ostindischen Compagnie allerdings höchst auffallend war, nur geringe Kenntniſs vom *Theehandel*, und Thee war gerade ein Hauptartikel, den die Chinesen als Tausch angeboten hätten. Indessen hat diese Expedition, obgleich ihr merkantilischer Zweck nur unvollkommen erreicht wurde, doch den wichtigen Vortheil gehabt, eine vorläufige genauere Kenntniſs der chinesischen Häfen an jener Küste, so wie der Einwohner und Behörden erlangt und künftigen Handelsunternehmungen den Weg gezeigt und gebahnt zu haben. Auch hat sich schon jetzt das glückliche Resultat ergeben, daſs die chinesische Regierung, in Folge der Berichte, welche die Ortsbehörden über die von *Lindsay* allenthalben laut ausgesprochnen Be-

Digitized by Google

schwerden gegen das Benehmen der Mandarine zu *Canton* erstattet haben mögen, diesen Letztern strenge Verweise ertheilt und ihnen ein glimpfliches Betragen gegen die Europäer zur Pflicht gemacht hat. — Die Häfen, welche von der Expedition des Amherst auf dieser Reise besucht wurden, waren, von Süden nach Norden, *Namo (Nan ngao)* auf der gleichnamigen kleinen Insel, an der Gränze von Kuang tung und Fu kian; *Emui (Hia men)*, in Fu kian; *Wu teu kiang*, auf der Insel Formosa; *Fu tscheu fu* in Fu kian; *Ning pho*, in Tsche kiang; *Schang haï* in *Kiang su;* ein Hafen auf der Insel *Hutton*, an der Westküste der Halbinsel *Korea*, und ein anderer in der Bay *Nyan kiang* an derselben Küste. Von hier aus wandte sich der Amherst wieder nach Süden und ging am 22. Aug. in der Bay *Na pa kiang*, an der Küste der grofsen Insel *Lieu khieu* vor Anker. Die Rückkunft nach *Macao* erfolgte am 5. Septbr. *)

*) *Nouv. Annales* etc., 1834, Jäner, S. 32, und Aug., S. 166 u. ff.

Digitized by Google

Ohne sich durch den geringen Erfolg dieser ersten Reise abschrecken zu lassen, haben es seitdem mehre andere englische Schiffe gewagt, den vom Lord Amherst geöffneten Weg zu betreten und sollen mit dem Erfolge zufrieden gewesen seyn. Sie sind indessen nicht über *Ning pho*, in der Provinz Tsche kiang, hinausgegangen, und nur ein einziges, der *Sylphe*, ist im November 1833 bis an die Küste der zur Mandschurei gerechneten, aber von Chinesen bewohnten Provinz *Liao tung* (welche gegenwärtig den Namen *Sching yang* führt) gekommen, wo er jedoch das Unglück hatte, auf einer Sandbank zu stranden und überdieſs die hier schon ziemlich starke Winterkälte sehr schmerzlich empfand, so daſs die an ein so rauhes Klima nicht gewöhnten indischen Matrosen (Lascars) beinahe erfroren wären. Der englische Capitain rühmte sehr die Menschenfreundlichkeit, mit welcher die auf einem Boote nach der Küste gekommene, von Hunger, Krankheit und Kälte gepeinigte Mannschaft des Sylphe von den

Digitized by Google

Einwohnern aufgenommen wurde. Indessen gelang es, das Schiff wieder flott zu machen und am 3. Dezbr. den Rückweg anzutreten. *)

Ueber das nicht minder wenig als China bekannte *Tübet* erhalten wir einige neuere Nachrichten durch eine kurze Reisebeschreibung, welche ein Dolmetscher mitgetheilt hat, der die Handels-Karawanen von *Khatmandu*, der Hauptstadt von *Nepal*, nach *Tazedo* in Tübet zu begleiten pflegt. *Parabasi*, welches die Karawane am Ende des vierten Tages erreicht, ist ein von Brahmanen, worunter viele Eisenarbeiter, bewohntes Dorf, in welchem sich eine Kugelgieſserei für Rechnung der Regierung der Gorkhas befindet. In *Tschurku*, der fünften Station, ist ein mit Steinen ausgemauerter Brunnen, von 10 Geviertfuſs Oberfläche und 4 bis 5 Fuſs Tiefe. Das Wasser soll so heiſs seyn, daſs man Fleisch darin kochen kann; es verbreitet einen sehr widrigen Schwefelgeruch und wird als Bad gegen Hautkrankheiten ge-

*) Ebendas., Juli, S. 16 u. ff.

Digitized by Google

braucht. Am achten Tage erreicht man einen Fluſs, der die Gränze zwischen Tübet und Nepal bildet. Man überschreitet ihn auf einem rohen Brette und hat von hier bis zur Station *Dum* noch sieben Kos. *) Dieſs ist ein Dorf von etwa 150 Strohhütten und wird von Tübetern bewohnt, welche aus dem hier wachsenden Holze *Zabiah* die kleinen runden Tassen verfertigen, aus denen man in Tübet den Thee zu trinken pflegt. Eine halbe Kos von hier kommt man zu einem schauerlichen Abgrunde von 40 Fuſs Breite, über welchen man nur auf schmalen Brettern gelangt, die auf eisernen, in den Felsenabhängen zu beiden Seiten befestigten, Pflöcken ruhen, daher dieser Steg die „Eisenbahn des Lama" genannt wird. *Kutti*, die 10. Station, beschreibt der Dolmetscher als eine ansehnliche Stadt, wo alle Bedürfnisse im Ueberfluſs zu haben sind. Die meisten Einwohner sind Tübeter, es halten sich aber auch viel

*) Eine *Kos* oder bengalische Meile = 5660 Wiener Fuſs, also 7 Kos = beiläufig $1\frac{2}{3}$ niederöstr. Postmeilen.

Kaschmirer und Newaris, nebst einigen Chinesen hier auf, die durch den Handel hergezogen werden. Jedermann trägt Wollenkleider und spricht Tübetisch; in physisch-geographischer und volksthümlicher Hinsicht ist hier erst die eigentliche Gränze von Tübet. Die Besatzung besteht aus 500 Flinten- und Bogenschützen mit einigen Offizieren und 4 Feldstücken. Die Reisenden müssen dem Militär-Befehlshaber ihre Pässe ausliefern und erhalten, wenn nichts zu erinnern ist, neue Geleitscheine, die dann dem Gouverneur von *Tingri* auszuhändigen sind.

Um zur 12. Rast zu gelangen, muſs der hohe Berg *Yelum thung la* überstiegen werden; der Weg hinauf beträgt 5 Kos, und hinab ist er eben so lang. Er ist immer mit Schnee bedeckt und die Heftigkeit des hier herrschenden Windes ist zum Sprichwort geworden. Am jenseitigen Fuſse dieses Berges dehnt sich auf 2 Kos weit eine schöne grüne, mit Blumen bedeckte Fläche aus, auf welcher zahlreiche Heerden s. g. Tübetischer

Digitized by Google

Maulesel weiden. *Tingri*, die 13. Rast, ist eine ansehnliche Stadt, wo eine durch Pferde unterhaltene Postlinie anfängt, die über *H'lassa* nach China geht. Der Winter ist hier auſserordentlich streng. In *Schegar*, einer von Tübetern bewohnten Stadt von 9000 Häusern, giebt es viele Lama's. Sie liegt auf dem Gipfel eines Hügels, der für heilig gehalten wird. Er soll eine Goldmine haben, zu welcher der Weg durch eine goldne Thüre führt, die von den Lama's streng bewacht wird. Der Gouverneur von H'lassa unterhält hier 1000 Mann Besatzung.

Sakya, die 20ste Station, ist eine groſse Stadt am Fuſse eines Berges. Die Häuser werden mit Kohlen gerieben, so daſs sie ganz schwarz aussehen; auch kleiden sich die Einwohner in schwarze Wolle. Die Stadtvorsteher sind zwei Lama's, welche mit der jetzigen kaiserlichen Familie in China einerlei Ursprung haben. Sie werden als Gottheiten betrachtet, leben ganz abgesondert von der Welt und widmen sich, bei gänzlicher Abtödtung des Fleisches, nur der geisti-

Digitized by Google

gen Selbstbeschauung. Es giebt in Sakya ein ungeheures Gebäude, *Ukan* (das Haus der Todten) genannt. Es ist ein Begräbniſsort, von dem der Aberglaube schreckliche Geschichten zu erzählen weiſs. Zu Ende jeden Jahres wird eine Liste der Verstorbenen nach H'lassa geschickt. Bei dieser Gelegenheit feiert man ein groſses Todtenamt zur Erlösung der abgeschiednen Seelen.

Um nach *Natan*, der 22sten Station, zu gelangen, muſs ein Fluſs von 40 Schritt Breite durchwatet werden, wobei das Wasser bis an den Gürtel geht. *Natan* ist eine groſse Stadt und soll 300,000 Einwohner, gröſstentheils von der Lama-Caste, enthalten; eine Kos davon liegt *Teschu lumbu*, die Residenz des Groſs-Lama und Statthalters über diesen Theil von Tübet. Bei *Dighartschi*, einer groſsen Stadt, die noch eine Kos weiter liegt, beginnt eine neue Mundart, das *Tschanghi*. Hier liegen als Besatzung 1000 tübetische und 2000 chinesische Soldaten. Etwa 200 oder 300 Schritte östlich von Dighartschi kommt man an den von Nor-

Digitized by Google

den nach Süden strömenden Fluſs *Tschur Erku*, der 300 Schritte breit und sehr tief ist. Man übersetzt ihn auf einer eisernen Brücke von 13 Bogen *(„sur un pont en fer de treize arches“)*, welche schon vor alter Zeit ein Lama erbaut hat. Von hier aus führt der Weg zwei Tage lang durch fruchtbare ebene Gegenden, wo Waizen, Gerste und Erbsen gebaut werden. In der Stadt *Kyangzhé*, wo verschiedne Wollenzeuge gewebt werden, giebt es sehr geschickte Färber, die dem Tuche eine so schöne Rosenfarbe zu geben wissen, daſs sie der Farbe der natürlichen Rosen den Rang streitig machen soll.

Südlich vom Dorfe *Lagantsché*, der 27. Rast, liegt ein groſser See, *Yamzo* genannt. Er enthält drei Inseln, auf welchen Fischer und Hirten wohnen und zahlreiche Heerden von Yaks unterhalten werden. Das Wasser ist salzig und bitter, aber reich an mancherlei Fischen. Die Fischerkähne sind aus Leder gemacht. Am 30. Tage übersetzt man, entweder auf einer eisernen Brücke *(pont de fer*)*)

*) Wahrscheinlich ist eine Drahtbrücke gemeint.

Digitized by Google

oder auf einer Fähre, den groſsen und reiſsenden Fluſs *Yeko tschango*, der fast eine Kos breit ist. *) Hierauf führt der Weg noch zwei oder drei Tage durch ein fruchtbares Land, wo besonders viel Aepfel, Pflaumen und andere Früchte wachsen; dann folgt am 35. Tage eine sandige Ebene und am 36. erreicht die Karawane die Stadt *H'lassa.* An der Straſse erhebt sich der Berg *Pu ta la*, auf dem das Kloster des Groſs-Lama steht, dessen vergoldete Dächer und silberne Säulen weithin einen prachtvollen Anblick gewähren. *H'lassa* (sonst auch *Lassa*) ist eine bedeutende und prächtige Stadt, und hat eine steinerne Ringmauer. Der Ober-Statthalter wohnt in der Mitte des Klosters; die vier nächsten Oberbeamten haben die vier Ecken dieses Gebäudes inne. Aus diesen 5 Personen, wozu noch zwei s. g. *Taschin* (Richter) kommen, besteht der Staatsrath. Kleine Vergehungen werden mit der Kangue bestraft, die der Zücht-

*) Unstreitig ist dieſs der *Yaro Dzangbo tsu*, so wie auch unter dem eben genannten See der *Palte-See* gemeint seyn wird.

ling 4 bis 5 Tage lang öffentlich tragen muſs, worauf er ausgepeitscht und entlassen wird. Mörder werden enthauptet. Schwere politische Verbrechen werden an den Kaiser von China berichtet. Die Stadt H'lassa hat 5 Thore, welche streng bewacht werden, besonders das nach China führende. Um hier durchzukommen, muſs der Reisende wohl einen ganzen Tag lang bitten und angemessene Geschenke machen. Der Winter ist sehr kalt, der Sommer aber, wegen der stets wehenden Winde, gemäſsigt. Die Einwohner sind vornehmlich Tübeter und Chinesen.

Sechs Tagreisen weiter von H'lassa liegt die Station *Schu ba du.* Ehe man dahin kommt, muſs der Fluſs *Kung dschu* passirt werden, welches auf einer eisernen Brücke von 25 Bogen geschieht. Das Wasser dieses Flusses ist, kohlschwarz, aber gut, und man schreibt ihm Heilkräfte gegen den Kropf zu. *Schu ba du* ist eine Stadt von mittler Gröſse, meistens aus hölzernen Häusern bestehend, die mit Stein gedeckt sind. Obgleich alle Lebensbedürfnisse sehr wohlfeil sind, giebt

Digitized by Google

es doch eine Menge Räuber und Diebe hier. Die folgenden sechs Tagreisen, bis man nach *Tazedo* kommt, führen durch wohlangebautes ebenes Land, wo besonders viel Getraide, Obst und Küchengewächse erzeugt werden. *Tazedo* ist eine bedeutende Stadt an der chinesischen Gränze. Die Einwohner sind Khataïer (chinesische Mohammedaner), Tübeter und Chinesen. *)

Das Gebirgsland *Butan (Bhotan)*, welches bisher ebenfalls nur selten von europäischen Reisenden besucht worden, ist der Gegenstand eines Aufsatzes im *Asiatic Journal*, welchen die Zeitschrift Ausland in Nr. 250, 1834, mittheilt. Der ungenannte Verfasser, der als solcher für die Glaubwürdigkeit seiner Nachrichten freilich keine Bürgschaft darbietet, gelangte von der Gränze Bengalens aus, über eine hohe Bergkette, durch ein schönes und herrlich angebautes Thal, nach *Tassisudon*, der Hauptstadt des Landes, wo der *Dharma-Radschah*, der höchste

---

*) Ebendas., S. 44 u. ff.

oder geistliche Fürst des Landes und Oberpriester, nebst dem *Daeb-Radschah*, dem weltlichen Oberhaupte oder Stellvertreter des Oberpriesters, residirt. Die Bevölkerung Butans läſst sich in 15 *Stämme* theilen, von welchen die *Scha* und *Waa* die vornehmsten sind. Auf diese folgen die *Scharheb* und *Togab*. Die übrigen sind von untergeordnetem Range. Die *Pevva* haben das Vorrecht, mit Kuchen und andern geringern Eſswaaren nebst gebrannten Wassern zu handeln. Der Stamm *Zongsob* besteht aus Dienstboten und Sklaven. Die Bewohner Butans sind von starkem Körperbau und haben schwarze, kurze Haare. Sie sind sehr thätig und verschmähen keine Art von mühsamer Arbeit; nur einzelne Beschäftigungen werden für unedel gehalten und, z. B. das Handwerk der Fleischhauer, der verachteten Kaste *Phaptschemi* überlassen. Das gesunde Aussehen der ganzen Bevölkerung, auf dem Lande wie in den Städten, beweist, daſs das Klima dem Leben der Menschen sehr zuträglich sei. Der Himmel ist gröſstentheils heiter und wenn er

Digitized by Google

sich bedeckt, so sind es meist nur dichte Nebel, die ihn verdunkeln und als feiner Regen niederfallen. Gewitter sind äuſserst selten.

Die Privatgebäude sind von roher Bauart, mit Brettern gedeckt, auf welchen groſse Steine liegen. Die schönsten Gebäude sind die zu den Residenzen des Dharma-Radschah gehörigen, von welchen einige bis sieben Stockwerke haben. Für das schönste Bauwerk erklärt der Verfasser den Tempel in *Tassisudon*, der mit einer vergoldeten Kuppel geschmückt ist. Auf mehren Punkten des Landes erheben sich ansehnliche Forts, mit Schieſsscharten, Artillerie, Kasematten etc. Sie enthalten zusammen an 10,000 Mann Besatzung. Die Soldaten sind geschickte Bogenschützen und auſserdem auch in der Führung des Dolches sehr geübt. Sie tragen eiserne Helme, Panzerhemden und 4 oder 5 Dolche, die in Gift getaucht werden. Im Kriege führt der *Daeb - Radschah* den Oberbefehl und schlägt sich wie der gemeine Soldat. Der Verf. glaubt, daſs bei einem feindlichen Einfall durch

Digitized by Google

allgemeines Aufgebot eine furchtbare Macht dem Feinde entgegengestellt werden könnte und daſs die Festungen selbst einem europäischen Kriegsheere zu schaffen machen dürften.

Die Religion der Butaner ist der Buddhaismus. Das Institut der Priester (die hier *Ghelums* heiſsen) steht Kindern aus allen Stämmen offen, die wenigstens 5, aber nicht über 10 Jahr alt seyn dürfen und eine bestimmte Summe Geldes beim Eintritt erlegen müssen. Die geistlichen Verrichtungen der Ghelums sind zwar mit dem Feldbau unverträglich, schlieſsen jedoch weder den Handel noch die Annahme öffentlicher Aemter aus. Der Ghelum kann auch in das weltliche Leben zurücktreten und behält in diesem Fall sein gesammtes Privat-Eigenthum. Der oberste Ghelum führt den Titel *Lanskham* und hat seinen Rang unmittelbar nach dem Dharma-Radschah. Man rechnet 2000 Ghelums, die auf Staatskosten unterhalten werden; die Zahl aller Ghelums zusammen ist 5000. — Die Heirath wird von den

Digitized by Google

Butanern nur als bürgerlicher Vertrag angesehen und ohne religiöse Feierlichkeiten geschlossen. Es herrscht sowohl Vielweiberei als Vielmännerei; im letztern Falle wird der älteste Ehemann als Vater der gesammten Kinder angesehen. Feierlicher als bei Heirathen geht man bei Todesfällen zu Werke. Nachdem der Leichnam drei Tage lang in der Wohnung geblieben, wird er durch einen Ghelum verbrannt. Besonders feierlich ist die Verbrennung eines Vornehmen. Drei Tage vorher giebt es Feste, an welchen reichlich Branntwein ausgetheilt wird. Die Asche wird in ein kupfernes, mit einem seidnen Tuch bedecktes Gefäſs gethan, in Prozession an das Ufer des nächsten Flusses getragen und ins Wasser geschüttet. Den Topf mit dem seidnen Tuch behalten die Ghelums.

Die Gerechtigkeitspflege ist sehr schlecht. Beschimpfungen, Angriffe, selbst Verwundungen, führen keine gerichtliche Ahndung herbei. Der Mörder muſs 126 Rupien an den Daeb - Radschah und eine andere Summe an jeden Staats-

Digitized by Google

rath bezahlen, auch der Familie des Gemordeten eine Entschädigung leisten. Ist er zu arm dazu, so bindet man ihn an den Leib des Getödteten und wirft Beide in den Fluſs. Strenger wird der Diebstahl bestraft. Man kerkert den Dieb sechs Monate lang ein und verkauft ihn dann als Sklaven. Zuweilen werden selbst die Aeltern des Schuldigen mit in seine Verurtheilung hineingezogen.

Der brittische Lieutenant *Kennedy*, welcher im November 1832 von Bombay nach *Mokka* reiste und von dort einen Ausflug nach *Senna* machte, hat Bemerkungen über diesen Theil von Arabien mitgetheilt, welche nicht ohne Interesse sind. Der Anblick Mokkas vom Meere aus, in gewisser Entfernung, ist sehr einladend; kommt man aber näher und ins Innere der Stadt, so wird die Täuschung augenblicklich zerstört. Die dem Anscheine nach steinernen weiſsen Gebäude sind übertünchte Erdhütten; die Gassen sind voll Schmutz und herrenloser Hunde, die Einwohner mit ekelhaften Beulen und andern Krankheiten behaftet.

Digitized by Google

Die Stadt liegt in einer Wüste, wo nur einige verkrüppelte Palmen wachsen, und das Wasser ist salzigbitter. Gutes Wasser wird für schweres Geld weit aus dem Innern geholt. Der Markt ist schlecht versehen mit elendem Gemüse und magern Hühnern. Es giebt kein einziges sehenswerthes öffentliches Gebäude. Die Haupthandels-Artikel sind Kaffeh und Gummi, die aber weit her aus dem Innern kommen, denn bekanntlich hat der s. g. Mokka-Kaffeh seinen Namen nur deshalb von dieser Stadt erhalten, weil er von hier aus in den Handel kommt. Das Sonderbarste ist, daſs man nirgends so schlechten Kaffeh trinkt als hier; indem die Mokkesen nicht die Bohne, sondern die Hülse brennen und daraus ihr Getränk bereiten. Der Kaffehhandel ist aber von Bedeutung. Der gröſste Theil geht nach Aegypten und der Türkei, vieler auch nach Persien, einiger nach Bombay und äuſserst wenig nach Europa. Auſserdem ist auch der Handel in Korn, Gummi, Arzneimitteln und Früchten mit den übrigen Häfen des Rothen Meeres nicht unbe-

Digitized by Google

[illegible]. Es wird meistens arabische Schiffe erwähnen, die bis 400 Tonnen halten, aber nie in die hohe See gehen, sondern nur längs der Küste fahren und jeden Abend Anker werfen. [illegible] machen grosse Schaaren von Pilgern die Reise nach Mekka in solchen Schiffen, und die Europäer müssen sich, wenn sie die Häfen am Rothen Meer besuchen, ebenfalls derselben bedienen, da europäische Schiffe es nur äusserst selten befahren.*)

Der Weg von Mokka nach *Sanaa*, welchen Lieut. *Kennedy* in Gesellschaft einer kleinen Handels-Karawane zurücklegte, führte den ersten Tag durch eine traurige Oede; allmählich aber wurde das Land besser und anmuthiger. Die Gegend ist meistentheils gebirgig, und hat fruchtbare Thäler mit schönen Kaffee-pflanzungen. Die Einwohner sind *Beduinen*, die aber kein Nomaden-Leben führen, sondern in zerstreuten sehr festen Bergschlössern wohnen und von hier aus

*) Vom Febr. 1835 an soll eine Dampf-Schifffahrt von *Bombay* aus durch das Rothe Meer nach *Suez* eingerichtet werden.

Digitized by Google

fortwährend Raubzüge unternehmen. (Zu Anfange des Jahres 1834 haben sie sogar, wie öffentliche Blätter meldeten, *Mokka* überfallen und ganz ausgeplündert.) *Senna* liegt in einem fruchtbaren Thale, ist von ansehnlicher Gröſse, und gut gebaut. Der Imam nahm den Reisenden sehr wohlwollend auf, lieſs ihn in einem an seinen Palast stoſsenden Hause wohnen und sorgte für seinen Tisch. Die Kälte war damals so stark, daſs Wasser in einem Becken während der Nacht zu einem Eisklumpen gefror. Aepfel, Birnen, Pflaumen, Aprikosen, Trauben etc. giebt es hier in Ueberfluſs und von groſser Vortrefflichkeit. Die Einwohner schienen wohlgenährt zu seyn, trugen aber alle Waffen. Indessen ging *Kennedy* überall in vollkommner Sicherheit herum. Die Märkte sind wohl versehen mit Fleisch, Geflügel, Obst, Getraide und Küchengewächsen. Der Imam war zwar ein groſser Trunkenbold, wurde aber sonst als ein milder und beim Volke beliebter Fürst geschildert. *)

*) *Ausland*, 1834, Nr. 253 und 254.

Digitized by Google

Der schon durch seine frühere, im J. 1829 herausgegebne, Reise nach der asiatischen Türkei bekannte *Fontanier*, französischer Konsul in *Trebisonde*, hat vor Kurzem die Beschreibung einer zweiten Reise geliefert, welche er in den Jahren 1830 bis 1833 auf Befehl der französischen Regierung durch die Gegenden an der südöstlichen Küste des *Schwarzen Meeres* unternommen hat. *Trebisonde* bietet keine Denkmähler des klassischen Alterthums dar; was sich von Ruinen noch vorfindet, scheint aus den Zeiten des morgenländischen Kaiserthums herzurühren. *Fontanier* ist der Meinung, daſs das heutige Trebisonde *(Trapezunt)* nicht an derselben Stelle liege, wohin *Xenophon* sein Trapezunt versetzt, sondern daſs das Letztere an einer Stelle, 30 Lieues weiter östlich zu suchen sei, welche die Türken noch jetzt *Eski* (Alt)- *Trapezund* nennen. Ihren Sagen zufolge sollen die Einwohner diese Stadt verlassen und darauf das heutige Trapezunt gegründet haben. *Fontanier* theilt über türkische Verfassung, Rechtspflege, Sitten und Gebräuche man-

Digitized by Google

che neue Bemerkungen mit, die den unter uns bisher allgemein verbreiteten Vorstellungen widersprechen. So sagt er z. B., daſs die türkische Rechtspflege keineswegeges überall und stets so einfach und kostspielig sei, als man gewöhnlich behaupte. Das bekannte Werk von *Muradschah d' Ohsson* schildere den Stand der Dinge mehr wie er seyn solle, als wie er sich wirklich darstelle. Es wird zwar in allen Elementarschulen Lesen und Schreiben, auch das Arabische gelehrt, aber eine hinreichende Kenntniſs dieser Sprache ist selbst bei den meisten Beamten sehr selten. In *Trebisonde* sogar, welches doch die Hauptstadt einer wichtigen Provinz ist, findet man höchstens drei Personen, die den jetzt in Konstantinopel herauskommenden *Moniteur Ottoman* lesen können, und die darin zuweilen vorkommenden arabischen Ausdrücke machen ihn für Viele unverständlich. Die Vorstellungen, welche wir noch immer von der strengen Eingezogenheit der türkischen Frauen und Mädchen haben, sind ebenfalls unrichtig. Der Verf. behauptet, daſs junge

Digitized by Google

Leute beiderlei Geschlechts, die sich zu heurathen bestimmt seien, schon lange zuvor Gelegenheit fänden, sich zu sehen und zu sprechen. Auch gehen verheurathete Frauen oft unverschleiert auf die Straſse und nur wenn ihnen ein Fremder begegnet, ziehen sie den Schleier über das Gesicht oder wenden sich gegen eine Mauer. *Fontanier* machte auch von Trebisonde einen Ausflug an der östlichen Küste bis *Batum* und in das von Europäern nur selten besuchte *Lazistan.* Die ursprünglich griechischen Einwohner des Gebietes von *Off* und der benachbarten Distrikte reden noch immer ihre alte Muttersprache, obschon sie zu der Zeit, wo die Türken diese Gegenden eroberten, den Islam anzunehmen gezwungen wurden. Auch führen fast alle Ortschaften noch griechische Namen. Weiterhin beginnt das Gebiet *Rizé* , wo lauter Türken wohnen, die sich durch Betriebsamkeit und Wohlstand auszeichnen. Dann folgt die Landschaft *Lazistan*, von einem besondern Volke bewohnt, das eine mit dem

Digitized by Google

Georgischen verwandte Sprache, das Mingrelische, redet. Diese Lazis sind Mohammedaner, leben aber in Wäldern und sind in höchstem Grade roh und wild. Sie führen beständig Krieg mit einander, und es vergehen wenig Tage, wo nicht eine Mordthat vorfiele. In Bezug auf *Rizé* theilt Fontanier eine für die Statistiker wichtige Bemerkung mit. Den *öffentlichen Registern* zufolge hatte dieses Gebiet nur 4000 Häuser; aber die Nachrichten, welche er vom Aga erhielt, belehrten ihn, daſs diese Angabe um mehr als die Hälfte zu gering sei. Der Aga gestand ganz treuherzig, daſs die Sache nicht wichtig genug sei, um alle Häuser genau zu zählen und von den alten Registern, wie sie die Väter überliefert hätten, abzugehen. Der Verf. glaubt, daſs man die Anwendung davon auf alle Provinzen des türkischen Reiches machen und die amtlichen Angaben getrost verdoppeln könne. Sehr wichtig, vorzüglich für Frankreich, sind die Bemerkungen des Verf. über die *Handelsverhältnisse* der Asiatischen

Digitized by Google

Türkei, namentlich der Gegenden am Schwarzen Meere.*)

Ueber das *Niederländische Ost-Indien* sind von einem bairischen, daselbst angestellten Arzte sehr anziehende Nachrichten vom J. 1832 in der Zeitschrift Ausland (1834, August, September und Oktober) mitgetheilt worden.

Notizen über *Manila*, die Hauptstadt des *Spanischen Ost-Indiens*, vom brittischen Schiffs-Wundarzt *G. Bennet*, enthält ein eigner Artikel des vorliegenden Jahrganges unsers Taschenbuches. (S. unt. S. 270–293)

Die Kenntniſs des Innern von *Neu-Holland* ist durch die, schon in den Jahrgängen 1831 und 1832 erwähnten Reisen des Cap. *Sturt*, deren Beschreibung zu London erschienen ist, nur unbeträchtlich erweitert worden.**) Die erste Reise bestätigte die schon von *Oxley* gemachte Entdeckung, daſs der *Macquarie*-Fluſs sich in einer unab-

*) *Voyages en Orient*, entrepris par ordre du Gouvernement Français, de 1830 à 1833; par *V. Fontanier.* Paris, 1834; s. *Nouvelles Annales* etc., 1834, Aug. S. 211 u. ff.

**) *Two Expeditions into the Interior of Southern Australia*, during the year 1828 —

Digitized by Google

sehbaren sumpfigen Ebene verliere. Bei der damals herrschenden Dürre aber war der Fluſs völlig ausgetrocknet und man erkannte nur das Bett desselben. *Sturt* wandte sich von hier nordwestlich und erreichte die Ufer eines unbekannten Flusses, den er *Darling* nannte und auf eine lange Strecke verfolgte, ohne bis zur Mündung zu kommen. Mangel an Trinkwasser nöthigte die Reisenden nach *Sidney* zurückzukehren, nachdem sie beinahe 250 geogr. Meilen ins Innere vorgedrungen waren. Im folgenden Jahre erhielt Sturt neuerdings den Auftrag, sich nach Cambden zu begeben und dem Laufe des *Morumbidgee* nachzugehen, von dem man vermuthete, daſs er in den *Darling* flieſse. Diese Vermuthung wurde theilweise bestätigt. Sturt fand, daſs der *Morumbidgee*, nach einem Laufe von mehren hundert engl. Meilen sich mit einem Fluſs vereinigt, der den Namen *Murray* erhielt und weiter abwärts

1831, etc. 2 Volls. Mit vielen Abbildungen und einer Karte. S. *Nouv. Ann.*, 1834, März, S. 265 u. ff., *Revue des deux M.*, etc. 1834, Tom. I. S. 77.

Digitized by Google

von dieser Stelle den *Darling* aufnimmt, welcher Letztere, nachdem er den *See Alexandrina* durchströmt, sich beim *Cap Jervis* ins Meer ausmündet. Aufser diesen wenigen physisch-geographischen Entdeckungen enthält das Werk verschiedene nicht unwichtige Beobachtungen über die Eingebornen des Landes und über die Naturgeschichte desselben. Wir hoffen im nächsten Jahre Bruchstücke daraus mittheilen zu können.

Der schon im Juli 1832 von seiner *Reise um die Welt* glücklich wieder in England eingetroffene blinde Engländer *Holman* hat zu London die Herausgabe seines Tagebuches begonnen, welches in 4 Bänden erscheinen soll. Bis jetzt ist der erste Band herausgekommen, welcher den Aufenthalt des Reisenden an der Westküste von Afrika zum Gegenstande hat und einen Zeitraum von etwa 13 Monaten umfafst.

Werfen wir nach dieser Uebersicht dessen, was in *fremden* Erdtheilen zur Erweiterung unserer geographischen Kenntnisse geschehen ist, einen Blick auf *Europa*, so finden wir auch hier ein immer

Digitized by Google

fortgesetztes Streben, allen Veränderungen, die sich in schon bekannten Ländern und Gegenden zutragen, sorgfältig nachzuforschen und den Schleier, mit welchem noch einzelne Parthieen des europäischen Staaten- und Völkergemäldes bisher bedeckt waren, vollends wegzuziehen. Nicht bloſs Tageblätter und Monatschriften tragen das Ihrige, mehr oder minder vollständig, dazu bei, sondern einzelne Reisende legen das Ergebniſs ihrer Beobachtungen auch in besondern Werken nieder. So sind (um nur bei Letztern stehen zu bleiben, denn eine Uebersicht der periodischen Literatur würde nicht in dem engen Raume unsers Taschenbuches Platz finden) im Verlaufe des letzten Jahres über *Spanien* erschienen: *Sketches on Spain* etc. *By Capt. Cook*, etc. London, 1834; — über *West-Teutschland* und die *Niederlande: Voyage en Allemagne et dans les Pays-Bas pendant les années* 1829, 1830 *et* 1831; *par Sir Arthur Browne Faulkner*; 2 *Voll. Londres*, 1833; — über *Nord-Teutschland: Magnus von Pontin: Bemerkun-*

gen über Natur, *Kunst und Wissenschaft*, auf einer Reise über *Berlin* und den *Harz* nach *Hamburg*, im J. 1830 etc.; nebst der Rückreise über *Kopenhagen.* Aus dem Schwed. von *Ericson.* Hamburg, 1833; — über *Teutschland*, *Holland* und *England: Duchesne*: *Voyage d'un Iconophile* (seit dem 20. Aug. 1827); *Revue des principaux Cabinets d'Estampes, Bibliothèques et Musées d'Allemagne, de Hollande et d'Angleterre.* Paris, 1834; — über *Belgien* und *England: Passavant's Kunstreise durch England und Belgien.* Mit 10 Abbildungen. Frankfurt a. M., 1833; — über *Schweden: Daumont: Voyage en Suède* etc.; 2 Theile mit Atlas. Paris, 1834; — über *Ost-Europa: v. Behr: Meine Reise durch Schlesien, Galizien, Podolien nach Odessa, der Krim, Konstantinopel und zurück über Moskau, Petersburg durch Finnland und die Insel Rügen*, im Sommer 1832; 2 Theile. Leipzig, 1834; — über *Ruſsland: Pinkerton: Russia*, or *Miscellaneous Observations on the past and present State of that Country and*

its Inhabitants. (Mit Abbild.) London, 1833; *Jäger: Reise von St. Petersburg in die Krim und die Länder des Kaukasus*, im J. 1825. Leipzig, 1830; *Brunner: Ausflug über Konstantinopel nach Taurien*, im Sommer 1831. St. Gallen und Bern, 1833; — über *Ruſsland*, *Schweden* und *Dänemark: Woltmann, Beschreibung einer Reise nach St. Petersburg, Stockholm und Kopenhagen.* Hamburg, 1833; — über die *Türkei: Tietz*, (Legationsrath): *Reiseskizze, entworfen auf dem Wege von Bucharest über den Balkan durch die europäische Türkei nach Konstantinopel*, im Dezember 1833; (s. Zeitschrift Ausland, 1834, Nr. 235 bis 242.); *Heine* (M.): *Bilder aus der Türkei.* St. Petersburg, 1833; — über *Italien: Graf v. Moltke: Reise durch das obere und mittlere Italien*, 1832. Hamburg, 1833; *Wanderungen durch Sicilien und die Levante*, 1ster Theil (Sicilien, Malta). Berlin, 1834.

Geschlossen am 10. Novbr. 1834.

Der Herausgeber.

I.

STREIFZÜGE DURCH DIE BRETAGNE UND NORMANDIE.

(NACH RITCHIE, MICHELET, LOEVE-VRIMARS UND SOUVESTRE.)

Man hat nicht mit Unrecht behauptet, ***Paris***, ***Rouen*** und ***Le Havre*** seien zusammen nur eine einzige groſse Stadt, deren Hauptstraſse durch die ***Seine*** vorgestellt wird. Entfernt man sich südwärts von dieser prachtvollen Straſse, wo Schlösser an Schlösser, Dörfer an Dörfer sich reihen, und begiebt man sich aus dem Departement der Unter-Seine nach Calvados, und aus Calvados nach La Manche, so findet man zwar noch überall reiches und fruchtbares Land; aber der Städte werden immer weniger und auch die Zahl der angebauten Felder nimmt ab, während sich dagegen die Hutweiden vermehren. Der Anblick des Landes ist ernst; weiterhin wird er traurig und zuletzt gar wild. Auf die stolzen Schlösser der Normandie folgen die bescheidnen Herrenhäuser der Bretagne. Auch die Volkstrachten verändern sich mit der Bauart der Ortschaften. Die hochfahrende Haube der

Digitized by Google

Frauen in Caux, welche auf eine so würdige Weise an ihre Abstammung von den Eroberern Grofs-Britanniens erinnert, wird gegen Caen, und weiterhin von Villedieu abwärts, immer flacher, bis sie endlich in St. Malo bald wie die Flügel einer Windmühle, bald wie die Segel eines Schiffes aussieht. Die Waldungen, die immer häufiger und dichter werden, die Einsamkeit von La Trappe, die rauhe Lebensweise seiner Bewohner, die ausdrucksvollen Namen der Städte, *Fougères* und *Rennes* (auch Rennes bedeutet so viel als Fougères, d. h. Farnkraut): Alles verkündigt hier ein halb wildes Land.

Der gebirgige Theil der Bretagne, dieses widerspenstigen Elements von Frankreich, erstreckt sich von den Schieferbrüchen bei *Chateaulin*, nächst Brest, bis zu denen von *Angers*. Von *Angers* bis *Rennes* ist Uferland, oder was die Engländer *Border* nennen, wie in England und Schottland. Die Breton-Sprache beginnt auch noch nicht bei Rennes, sondern erst gegen *Elven*, *Pontivy*, *Loudéac* und *Chatelaudren*. Von hier an bis zum *Cap Finistère* erstreckt sich die eigentliche wahre, ursprüngliche Bretagne (*la Bretagne bretonnante*), ein Land, welches durch seine starre Anhänglichkeit an den ursprünglichen Zustand Galliens dem heutigen Frankreich ganz fremd geworden ist, und demselben schon längst entschlüpft wäre, wenn es nicht zwischen den Städten *Nantes* und *St. Malo*, *Rennes* und *Brest*, gleichsam wie mit einer Zange, festgehalten würde.

Digitized by Google

Und doch hat diese arme und rauhe Provinz das Land, zu dem sie noch immer gehört, mehr als Ein Mal vom Verderben gerettet. Die Engländer wurden im vierzehnten Jahrhunderte durch *Duguesclin*, im fünfzehnten durch *Richemont* zurückgetrieben, und im siebzehnten durch *Duguay-Trouin* auf allen Meeren verfolgt. Es war ein Nanteser, welcher bei Waterloo heldenmüthig ausrief: „Die Garde stirbt, aber ergiebt sich nicht!"

Der Geist der Bretagne ist der Geist eines unbezähmbaren, unerschrocknen, oft blinden, Widerstandes. *Moreau*, *Abailard* und *Descartes* waren Bretagner. Der Theil des Landes, wo St. Malo, Dinan und St. Brieux liegen, und welcher unter Ludwig XV. einen *Duclos*, *Maupertuis* und *Lamétrie* hervorbrachte, hat in unsern Tagen dem Katholicismus seinen Dichter und seinen Redner gegeben, *Chateaubriant* und *Lamennais*.

Die beiden Eingänge zur Bretagne sind zwei Waldungen, das s. g. *Bocage der Normandie* (*Bocage normand*) und das *Bocage der Vendée* (*Bocage vendéen*); eben so zwei Städte, dort *St. Malo*, hier *Nantes*.

Der Anblick von St. Malo ist ganz besonders widrig und abstoſsend. Es ist eine kleine, zwar wohlhabende, aber düstere und traurige Stadt, ein wahres Geier- und Rabennest, bald Insel, bald Halbinsel, je nachdem gerade Fluth oder Ebbe ist, überall mit schmutzigen Klippen eingefaſst, auf welchen das Varech (eine Art Meergras) nach Herzenslust wuchert; weiterhin eine Küste von weiſsen

Digitized by Google

und eckigen Felsen. Der Krieg ist die schönste Zeit für die Bewohner von St. Malo; sie kennen kein herrlicheres Fest. Als im Herbste 1831 die Aussicht vorhanden war, auf holländische Schiffe Jagd zu machen, standen sie den ganzen Tag auf ihren schwarzen Mauern und blickten sehnsüchtig auf die hohe See hinaus. Der ganze Felsen, auf dem St. Malo steht, ist nach allen Seiten mit Wällen und Festungswerken bedeckt, und es kann nicht leicht eine Stadt geben, die einen ödern, aber auch zugleich drohendern und kriegerischeren Anblick darböte als diese.

Als die Bewohner dieses Theils der Bretagne vor uralter Zeit durch die Einfälle der Normannen vom Festlande vertrieben wurden, flüchteten sie sich auf die Felsen des Meeres, und ehe sie sich hinlänglich hier befestiget hatten, waren sie schon im Stande, einem flüchtigen Prinzen, dem Grafen von *Richmond*, nachmaligen König von England, ein Asyl zu gewähren. Zur Zeit der Ligue waren sie bereits so unabhängig geworden, daſs sie gleich weit von beiden Partheien abstanden. Sie erklärten voll Stolz, daſs sie sich Niemanden unterwerfen würden, bevor nicht die allgemeinen Stände des Reichs sich in gesetzmäſsiger Form versammelt und einen König gewählt hätten. Nachgiebiger zeigte sich der Befehlshaber des Castells, Graf von *Fontaine*, so daſs die Soldaten und die Bürger innerhalb der Mauern zwei feindliche Partheien bildeten. Der Streit wurde dadurch beendigt, daſs funfzig junge Männer mittelst eines an den Wällen befe-

Digitized by Google

[illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google

ST. MALO.

stigten Seiles das Schloſs in der Nacht erstiegen und die Besatzung überwältigten. Von dieser Zeit an blieb St. Malo unter eigner Regierung, bis zum J. 1594, wo es sich der Herrschaft *Heinrichs* IV. unterwarf.

Es läſst sich denken, daſs der fortwährende Anblick einer rauhen und wilden Natur nicht ohne Einfluſs auf die Gemüthsart der Einwohner bleiben konnte. Diese haben in der That den schroffen und unbeugsamen Charakter, der ihre Felsen auszeichnet, treulich bewahrt. Vergebens suchten die Engländer und ihre Verbündeten, die Holländer, im J. 1693 St. Malo durch ein Bombardement zu überwältigen. Als sie, voll Wuth über den schlechten Erfolg, eines Tages einen neuerfundenen Brander gegen diesen stolzen Pygmäen des Meeres aussendeten, wurde derselbe auf eine Klippe getrieben, flog hier mit seinem Erfinder und der ganzen übrigen Mannschaft in die Luft und zerschmetterte wirklich eine Menge Fensterscheiben in St. Malo. Die hier ausgerüsteten Kaper haben sich stets durch Kühnheit und glücklichen Erfolg ausgezeichnet. Um den seemännischen Charakter dieses Volks mit Einem Worte anzugeben, braucht man bloſs zu bemerken, daſs sie beim Anruf nie „wir sind Franzosen" antworteten, sondern immer: „Wir sind Maluinen!"

In den Jahren 1708, 1714 und 1721 bauten sie auf eigne Kosten die Werke und Schanzen, welche noch jetzt die Stadt einschlieſsen. Damals waren aber ihre Kasten mit Gold und Silber aus Peru

Digitized by Google

und Mexico angefüllt. Gegenwärtig sind der Stockfischfang bei Newfoundland und der Handel mit Jersey und Guernsey fast das einzige Gewerbe, welches übrigens wenig mehr als die Kosten der Ausrüstung einbringt. Es muſs noch bemerkt werden, daſs die stolze und unabhängige Gemüthsart der Maluinen sie zu den unangenehmsten Kaufleuten in ganz Europa macht.

Die Kirchen sind, als Gebäude betrachtet, nicht besonders merkwürdig. Der vornehmste Gasthof, das Hotel de France, welcher von einer Engländerinn unterhalten wird, bietet hinlängliche Bequemlichkeit dar. Eine Hauptmerkwürdigkeit ist der öffentliche Brunnen, welcher durch eine Wasserleitung versorgt wird, die unter dem Meeresgrunde weggeht.

St. Malo gegenüber, — auf dem Festlande kann man sagen, wenn man St. Malo als eine Insel betrachtet, — liegt die Stadt *St. Servan*, ehemals eine Vorstadt der jetzigen Festung. Sie hat ein ziemlich ärmliches Ansehen, aber in der Nachbarschaft liegen eine Menge einzelner stattlicher Gebäude, theils Landhäuser der Maluiner Kaufleute, theils von englischen Familien bewohnt. Die Umgebung ist sehr mannichfaltig und malerisch, so daſs ein Sommeraufenthalt hier viel Angenehmes hat. Zur Zeit der Fluth bietet die Strecke zwischen St. Malo und St. Servan ein sehr lebhaftes Schauspiel dar. Zahlreiche Boote fahren unaufhörlich hin und her. Man sieht hier zu gleicher Zeit die seltsam gekleideten Bewohner der umliegenden

Digitized by Google

Dörfer und Kaufleute aus der Stadt, oder fremde Engländer. Ist man von diesem Anblick ermüdet, so kann man rund um die Wälle nach der andern Seite lustwandeln und sich an der Aussicht auf den weiten Ocean erquicken.

Am andern Ende der Halbinsel liegt *Brest*, der groſse Kriegshafen, die Schöpfung Richelieus, die Hauptstütze der Macht Ludwigs XIV.; Festung, Arsenal, Sklavenkerker, Kanonen und Schiffe, Kriegsheer und Millionen — die Stärke Frankreichs zusammengehäuft am westlichen Ende Frankreichs; Alles in einen Hafen zusammengedrängt, wo man zwischen zwei, mit ungeheuern Werken befestigten Bergen kaum Luft schöpfen kann. Es scheint, wenn man diesen Hafen durchfährt, als ob man auf einer kleinen Barke zwischen zwei ungeheuern Linienschiffen hinsegelte, die jeden Augenblick zusammenrücken und die Vorüberfahrenden zerquetschen wollten. Der Gesammtanblick ist groſs, aber peinlich. Es ist eine ungeheuere Kraftäuſserung, eine Ausforderung an England und an die Natur gerichtet. Gerade hier, wo das dem Brittischen Kanal (La Manche) entschlüpfte Meer mit gröſster Wuth auf die Felsen der Bretagne losstürmt, hat Frankreich die groſse Vorrathskammer seiner Seemacht angelegt. Niemand kann ohne Erlaubniſs hier einlaufen, und eben so schwer ist es, heraus zu kommen. Mehr als Ein Schiff ist vor diesem Hafen zu Grunde gegangen. Die ganze Küste ist ein weites Grab, welches jeden Winter an sechszig Fahrzeuge verschlingt.

Digitized by Google

Es kann überhaupt nichts Schrecklicheres und Furchtbareres geben, als diese Küste von Brest. Hier stehen zwei Feinde einander gegenüber, Land und Meer, der Mensch und die Natur. Man muſs es sehen, das furchtbare Meer, wie es seine ungeheuern Wellen an der Spitze St. Matthieu, 50, 60 bis 80 Fuſs emporschleudert, wie der Schaum bis an die Kirche sprützt, wo die Mütter und Schwestern zum Gebet für die Ihrigen versammelt sind. Und selbst im Augenblicke der Ruhe, wenn das Meer grollend schweigt, ist das Ansehen der Küste traurig wie das eines Todenfeldes.

Denn was noch ärger ist als die Klippen, schlimmer als der brausende Sturmwind, das ist der Mensch an dieser Küste, eben so wild und grausam wie die Natur, beide gleichsam mit einander einverstanden. Kaum hat das Meer ein unglückliches Schiff an den Strand geworfen, so laufen von allen Seiten Männer, Frauen und Kinder herbei, um sich der Beute zu bemächtigen. Eitles Bemühen, diese hungrigen Wölfe zurücktreiben zu wollen! Sie würden selbst unter dem Feuer der Gendarmerie ruhig fortplündern. Man behauptet sogar, daſs sie sich nicht bloſs mit dem begnügen, was ihnen der Zufall in die Hände führt, sondern daſs sie sogar nicht selten Schiffbrüche veranlassen. Man läſst in finsterer Nacht eine Kuh mit einer Laterne an den Hörnern längs dem Strande herumgehen, und die dadurch getäuschten Schiffe zerschellen an den Klippen. Welche gräuelvollen Scenen ereignen sich dann! Man hat Beispiele, daſs

Digitized by Google

einer Frau, der man den goldnen Ring am Finger nicht schnell genug entreiſsen konnte, bevor sie die Wellen verschlangen, der ganze Finger abgebissen worden ist.

Der Mensch ist grausam an dieser Küste. Er, ein ausgestoſsner Sohn der Schöpfung, ein wahrer Kain, glaubt sich zu keiner Barmherzigkeit gegen seinen Bruder Abel verpflichtet. „Ist die Natur barmherzig gegen mich?“ ruft er aus. „Verschont mich die Welle, wenn ich in schrecklicher Winternacht die Klippen durchschiffe, um schwimmendes Seegras zur Düngung meines unfruchtbaren Feldes einzusammeln? Verschont sie mich, wenn ich mich zitternd an der *Spitze von Raz* vorüber schleiche?“ Diese rothen Felsen, wo neben der Allerseelen-Bay die Hölle Plokoffs ihren weiten Rachen aufsperrt, — wie viele Leichname sind hier nicht seit Jahrhunderten verschlungen worden! Es ist ein Schiffergebet: „Schütze mich, Gott! an der Spitze von Raz! Mein Schiff ist so klein und das Meer so groſs!“

Alles höhere, geistige Leben sucht man hier umsonst. Keine Poesie, wenig Religion; das Christenthum ist von gestern. Erst im J. 1643 kam der Heidenbekehrer *Michael Noblet* nach Batz. Das Weib arbeitet hier mehr als der Mann; auch ist sie auf den Inseln Ouessant, Sein und Batz viel gröſser und stärker. Nur sie bearbeitet das Feld; der Mann treibt sich in seinem Boote auf dem weiten Meere herum. Auch die Hausthiere arten hier aus. Die Pferde dieser Inseln sind ungemein klein.

Digitized by Google

Setzen wir uns einen Augenblick auf diese furchtbare Spitze *Raz*, auf diesen 300 Fuſs hohen, unterwaschnen Felsen, von dem wir eine Küstenstrecke von sieben Stunden übersehen können. Hier ist gewissermaſsen das Heiligthum der keltischen Welt. Was man jenseits der Allerseelen-Bay (*Baie des Trépassés*) erblickt, ist die Insel *Sein*, eine traurige, baumlose Sandbank; aber doch leben einige arme Familien hier, mitleidige Geschöpfe, welche jährlich einige Schiffbrüchige vom Tode retten. Diese Insel war die Wohnung der heiligen Jungfrauen, welche den Kelten schönes oder stürmisches Wetter verliehen. Hier feierten sie ihre schauerlichen und blutigen Feste, und die Seefahrer hörten mit Schrecken weit auf dem Meere das Getöne des wilden Saitenspiels. Diese Insel war, der Volkssage nach, der Geburtsort des *Myrddyn*, des Merlin des Mittelalters. Sein Grab befindet sich auf der andern Seite der Bretagne, in dem Walde von Broceliande, unter dem verhängniſsvollen Steine, wo seine *Vyvyan* ihn einzauberte. Alle die Felsenmassen, welche man von hier erblickt, sind verschlungene Städte; so Douarnenez, Is, das Sodom der Bretagne. Jene beiden Raben, die unaufhörlich und schwerfällig am Ufer hin und her fliegen, sind die Seelen des Königs *Grallon* und seiner Tochter; jenes Pfeifen, welches wie vom Sturme herzurühren scheint, ist das Geheul der *Crierier*, der Schatten der Schiffbrüchigen, welche begraben zu werden verlangen.

Bei *Lanvau*, nächst Brest, erhebt sich, gleich-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

N

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

Digitized by Google

ſam als Markſtein des Feſtlandes, ein groſser, roher Felſenblock. Von hier bis *L'Orient* und von *L'Orient* bis *Quiberon* und *Carnac*, kann man längs der ganzen ſüdlichen Küſte der Bretagne keine Viertelſtunde weit gehen, ohne etliche von jenen unförmlichen Denkmählern anzutreffen, die man *Druiden-Steine* zu nennen pflegt. Man erblickt ſie häufig von der Straſse aus, in den mit Diſteln und Stechpalmen bedeckten Haiden. Es ſind groſse, aufrecht geſtellte Steinblöcke, von geringer Höhe, nicht ſelten oben ein wenig zugerundet; zuweilen liegt auch auf drei oder vier ſolchen Steinen ein flacher, tafelförmiger. Mögen ſie nun Opferaltäre, oder Grabmähler, oder einfache Denkmähler zur Verewigung merkwürdiger Begebenheiten vorſtellen: auf jeden Fall gewähren ſie einen ganz eignen, impoſanten Anblick. Freilich hat ihr rauhes und plumpes Aeuſsere etwas Zurückſtoſsendes. Man ſieht zwar in dieſen erſten Verſuchen menſchlicher Kunſt das Werk einer denkenden Hand; aber ſie war unſtreitig eben ſo roh als der Fels, den ſie bearbeitete. Nirgends gewahrt man eine Inſchrift, oder auch nur ein ſchriftähnliches Zeichen, es müſsten denn die Charaktere auf den umgeſtürzten Steinen von *Loc Maria Ker* dergleichen vorſtellen ſollen; dieſe ſind aber ſo undeutlich, daſs man eher verſucht wird, ſie für ein Werk des Zufalls zu halten. Fragt man die Einwohner des Landes, ſo antworten ſie ganz einfach, daſs es die Häuſer der *Torrigans* und der *Courils* ſind, einer Art ausgelaſſener Zwerge, welche des Abends die Wege

Digitized by Google

versperren und jeden, der ihnen begegnet, zum Tanzen zwingen, bis er vor Erschöpfung todt niederfällt. Anderwärts, z. B. in Anjou, sind es die Feen, welche, von den Gebirgen herab, diese Felsenblöcke in ihren Vortüchern hieher gebracht haben.

„Ich werde niemals“ — sagt *Michelet* — „den Tag vergessen, wo ich am frühen Morgen die Stadt *Auray* verlieſs, um die einige Stunden davon entfernten Druidensteine von *Loc Maria Ker* und *Carnac* zu besuchen. Das erste dieser beiden Dörfer, an der Mündung des schmutzigen Flusses Auray, mit seinen Inseln des Morbihan, deren mehr als Tage im Jahre seyn sollen, blickt über eine kleine Bay auf das Meer bei Quiberon, traurigen Andenkens, hin. Es war nebeliges Wetter, wie es an diesen Küsten die Hälfte des Jahres herrschend ist. Schlechte Brücken über die Moräste, dann ein niedriges und düsteres Herrenhaus, zu dem eine lange Eichen-Allee führt, die in der Bretagne mit heiliger Sorgfalt unterhalten wird; buschige Wälder, wo selbst die alten Bäume nur eine mäſsige Höhe erreicht haben: das ist der Anblick des Landes. Auch begegnet mir von Zeit zu Zeit ein Bauer, der ohne mich anzublicken vorübergeht; aber er hat mich mit seinem schiefen Nachtvogel-Auge recht gut gesehen. Diese Gesichtsbildung erklärt den bezeichnenden Namen *Chouans* (von *Chou*, die Eule), welchen ihnen die „*Blauen*“ (die königlichen Truppen) beilegen. Nirgends Häuser an den Wegen: der Bauer kehrt jeden Abend in sein Dorf zurück. Ueberall öde Strecken, nur mit Haidekraut und an-

Digitized by Google

dern unscheinbaren Pflanzen bewachsen; anderwärts einförmige Felder mit den weiſsen Blüthen des Buchweizens bedeckt. Dieser Sommerschnee, diese glanzlosen Farben, diese gleichsam schon beim Aufbrechen verwelkten Blumen beleidigen das Auge mehr, als sie es ergötzen; sie gleichen dem bleichen Strohkranze, mit welchem sich Ophelia im Hamlet schmückt. Weiter gegen Carnac hin wird es noch ärger. Wahrhafte Steinflächen, wo einige schwarze Schafe die Kieselsteine benagen. In solcher Umgebung machen die Druiden-Denkmähler von Carnac durchaus keinen besondern Eindruck. Es stehen noch einige hundert Steine aufrecht; der gröſste ist 14 Fuſs hoch.“

Das Morbihan, dessen Anblick eben so düster ist als seine Geschichte, ist das Land veralteten Hasses, bürgerlicher Kriege und häufiger Wallfahrten. Alles ist hier von fast unzerstörbarer Dauer. Es ist aber ein groſser Irrthum, diese Bevölkerungen des Westen, der Bretagne und der Vendee, für besonders religiös zu halten. Die Religion ist für die Bewohner der Bretagne, wie für die Irländer, nur als Symbol der Nationalität von Wichtigkeit. Nirgends blieb die Kirche im Mittelalter länger unabhängig von Rom als in Irland und in der Bretagne. Die Edelleute, so wie die Priester, stehen in der Bretagne, als Vertheidiger der Ideen und Beschützer der alten Gewohnheiten, im höchsten Ansehen. Der zahllose Adel dieser Provinz war durch seine Armuth dem Landmann näher gerückt als anderwärts. Es gab hier etwas Aehnliches

Digitized by Google

wie in Schottland die Herrschaft der Clans. Eine Menge Bauernfamilien hielten sich ebenfalls für adelig. Einige behaupteten von *Arthur* oder von der Fee *Morgana* abzustammen, und steckten Schwerter als Gränzen ihrer Felder in die Erde. Sie setzten sich und bedeckten das Haupt, in Gegenwart ihres Gutsherrn. Die Leibeigenschaft war in vielen Theilen der Provinz ganz unbekannt. Wie hart auch das Loos des Bauern seyn mochte, so gehörte doch nur Grund und Boden dem Gutsherrn; für seine Person war er frei.

Aus dieser dem keltischen Stamme eigenthümlichen Hartnäckigkeit erklären sich so manche Erscheinungen der neuern Zeit. Von jeher war das Bestreben dieses Volkes sichtbar, seine Nationalität zu erhalten. Damit Anjou im XII. Jahrhunderte die Oberhand über die Bretagne gewönne, muſsten die *Plantagenets* durch zwei Heurathen Könige von *England* und Herzoge von der *Normandie* und *Aquitanien* werden. . Um ihnen zu entgehen, warf sich die Bretagne in die Arme *Frankreichs;* aber es brauchte dazu einen hundertjährigen Krieg zwischen der französischen und englischen Parthei, zwischen den *Blois* und den *Montfort.* Als endlich durch die Vermählung der *Anna* mit *Ludwig* XII. die Provinz dem Reiche einverleibt wurde, begann jener groſse Kampf der Stände, des Parlaments von *Rennes*, seine Vertheidigung des alten Gewohnheitsrechtes (*droit coutumier*) gegen das römische Recht, der Krieg der Provinzial-Privilegien gegen die monarchische Centralisation, welcher erst unter *Ludwig* XIV.

Digitized by Google

und *Ludwig* XV. beendigt wurde. Gegenwärtig beginnt der Widerstand zu erlöschen, und die Bretagne wird allmählich ganz französisch. Auch die alte Sprache wird immer mehr verdrängt. Die Geschicklichkeit, aus dem Stegreif zu dichten, welche sich so lange bei den Irländern und Schotten erhalten hat, ist zwar auch in der Bretagne noch nicht verschwunden, wird aber doch schon als etwas Seltenes betrachtet.

Der am meisten gebirgige Theil der Halbinsel Bretagne führt noch im Lande den Namen *Cornouaille* (Cornwall, Cornwallis). Sein Anblick von der Nordseite ist eben so rauh und wild, als einige südliche Bezirke angenehm und lieblich sind. Um ihn aus dem ersten Gesichtspunkte zu betrachten und sich eine richtige Vorstellung von seiner Dürre und Unfruchtbarkeit zu machen, muſs man mitten im Sommer die weiſsen und holperigen Straſsen, welche längs den Abhängen der *Monts d' Arrée* oder der *Schwarzen Gebirge* hinlaufen, die über die Haideländer zerstreuten Heerden brauner Schafe, die auf den Felsgipfeln sitzenden und ihre eintönigen Lieder in die Lüfte hinausschreienden Hirten, so wie den grauen, unveränderlichen, durch seine Hitze erstickenden Dunstkreis gesehen haben. Die Straſse von *Morlaix* nach *Pontivy*, queer durch das Gebirge, ist eine der traurigsten und ermüdendsten, die es geben kann. So weit das Auge reicht, ein Meer von Ginster und Haidekraut, aus dem sich nur hie und da eine kleine grüne Insel emporhebt, wo sich unter dem Schatten einiger Bäume

Digitized by Google

eine ärmliche Hütte versteckt. Zur Rechten, zur Linken, vorwärts, rückwärts, Oede und Einsamkeit; weder auf der Straſse, noch auf den Feldern ein menschliches Wesen zu sehen oder zu hören; zuweilen ein elendes, abgezehrtes, triefäugiges Kind ausgenommen, welches von der Höhe eines Grabens herab den Vorübergehenden anblickt. Erst in der Nähe von *Carrhaix* begegnet man einigen Leuten, vorzüglich gegen Abend, wo einzelne leichenähnliche Gestalten die Straſse hinziehen; es sind die Berg- und Hüttenarbeiter von *Poulaouën*, die sich nach Hause begeben. Bald sieht man diese Werke selbst, umgeben von einem weiten Gürtel rauchender Gebäude und ungeheuern hydraulischen Maschinen, die ihre langen Arme, als ob sie lebten, nach der Straſse hin ausstrecken; man vernimmt ein dumpfes Gemurmel, trauriger noch als die Stille der Wüste, die man so eben verlassen hat. Einige Schritte weiter verstärkt sich dieses Murmeln und geht in ein seltsames, verworrenes Rauschen, Knarren, Pfeifen, Heulen und Zischen über, von der Bewegung der Wellen, Kloben und Räder und dem Kochen des schmelzenden Bleies herrührend. Dazwischen hört man von Zeit zu Zeit das dumpfe und einschläfernde Geräusch der unterirdischen Wasser und Menschenstimmen, welches aus den Oeffnungen der Schachte hervorkommt, gleich dem fernen Lärm einer unsichtbaren Welt oder irgend einer Feenstadt.

Endlich kommt man nach *Carrhaix*, einer öden Stadt, die sich am Ufer eines unbeweglichen Flus-

Digitized by Google

ses erhebt. Sie ist noch in dem Zustande, wie sie die Kriege der Ligue gelassen haben, kothig, baufällig, schwarz, voll Elend und Unwissenheit. Hier ist die wahre Cornouaille, die Cornouaille mit ihren alten Sitten und Gebräuchen. Carrhaix ist noch eine Stadt des Mittelalters, ohne Straſsenpflaster, zwischen den Häusern hie und da ganze angebaute Felder oder grünende Gärten. Man geht ohne Umstände durch jeden Hof; die Einwohner bringen die Hälfte ihres Lebens im Freien zu. Die Kinder verzehren ihre Mahlzeit auf dem Erdboden; die Frauen sitzen vor der Thüre und spinnen und singen. Die Greise liegen längs dem öffentlichen Platze auf dem Boden und sonnen sich. Auf der Straſse drischt der Arme sein Bischen Getraide aus, und die Frau hängt daneben die Wäsche zum Trocknen auf. An Sommerabenden versammelt sich die ganze Bevölkerung des Stadtviertels unter dem Schirmdache eines Kramladens, dessen Vorsprünge den jungen Mädchen zum Sitzen dienen; man erzählt schauerliche Mährchen, singt melancholische Lieder oder unterhält sich mit volksthümlichen Tänzen.

Indessen ist, wie schon vorhin bemerkt worden, nicht die ganze Cornouaille so wild und unfruchtbar als der Bezirk von Carrhaix. So wie man sich gegen *Chateaulin* hinwendet, verändert sich der Anblick des Landes und wird immer angenehmer, bis man das Meer erreicht, das rauschende, melancholische Meer, weithin von einer langen Reihe Berge eingefaſst und jenen ungeheuern Seen der Neuen Welt ähnlich, um welche ringsum dü-

Digitized by Google

stere Einsamkeit herrscht. Hier kann man Stunden, Tage, ja ganze Monate zubringen, ohne einen andern Laut als das Rauschen der Wellen oder das Geschrei eines Seevogels zu hören, ohne etwas anderes zu sehen, als die auf- und untergehende Sonne, oder zuweilen am fernen Horizonte die Segel eines Schiffes.

Aber nicht weit von hier sieht man andere Scenen, furchtbarer und schrecklicher als diese ruhige Meereslandschaft. Die Küste von *Quimper* und besonders die Spitze von *Penmarc'h* (*la Torche*, die Fackel, genannt) ist eben so gefürchtet als die nicht weit davon nordwestlich liegende Spitze von Raz, mit welcher sie die Bay von Audienne bildet. Zur Zeit eines Sturmes ist das Brüllen der Wogen, die sich an den Felsen brechen, so schrecklich, daſs man es bei der Nacht bis in Quimper hört. „Ich erinnere mich" — sagt *Souvestre* — „es eines Abends fünf Stunden weit vernommen zu haben. Niemals werde ich die feierliche Majestät dieses Rauschens vergessen, welches durch den weiten Raum zu mir herüber tönte. Der Tag war zu Ende; am Horizonte stieg der Mond empor, matt und bleich, mit einigem Gewölk bedeckt; neben mir kreischte die verrostete Wetterfahne einer alten Kapelle auf ihrer eisernen Axe, und auf der andern Seite des Weges krächzte eine Eule von der Spitze eines Kreuzes herab. Mitten in dieser schauerlichen Umgebung führte mir der Wind von Zeit zu Zeit die schrecklichen Töne der Brandung von Penmarc'h herüber, die man am passendsten

Digitized by Google

mit dem aus einem dichten Wald hervorbrechenden, vereinigten Gebrülle vieler tausend wilder Thiere vergleichen kann. Nähert man sich der Torche selbst, so verändert sich die Scene. Alles Geheimniſsvolle, alle Träumerei hat ein Ende. Die Seele wird mit Schrecken von diesem Anblicke der Umwälzung und des Chaos erfüllt. Es ist als ob tausend Gebäude einstürzten, tausend Heere gegen einander kämpften. Man glaubt jeden Augenblick rasend werden und sich kopflings in den Abgrund hinabstürzen zu müssen. Es scheint, als ob der Schall nicht bloſs mit dem Ohre, sondern mit dem ganzen Körper empfunden werde. Das Vorgebirge zittert unter den Füſsen und alle Nerven und Muskeln sind wie gelähmt. Jede Woge schlägt wie ein Hammer ans Gehirn, und man muſs den Kopf mit beiden Händen anfassen, um zu fühlen, ob man noch lebt. Lange noch, nachdem man schon die Torche verlassen hat, hört man das Gebrüll des Sturmes und der Brandung in den Ohren summen und man ist völlig betäubt und besinnungslos.“

Uebrigens ist die Spitze von Penmarc'h einer von jenen öden Punkten, welchen nichts mangelt, selbst Ruinen nicht, um so traurig als möglich zu seyn. Ungeheuere Trümmer bedecken den Strand, ohne daſs Jemand sagen könnte, welche Stadt ehemals hier gestanden habe, und ohne daſs irgend eine Chronik etwas darüber zu berichten wüſste. Nur der Lootse, welcher an diesen stummen Zeugen der Vergangenheit vorüberfährt, weiſs

Digitized by Google

die wundervolle Geschichte einer untergegangnen Stadt zu erzählen, von der wir jetzt nur noch die Ruinen sehen, die durch die Höhe des Vorgebirges vor den Fluthen geschützt sind. Diese Stadt, erzählt der Lootse, war auſserordentlich groſs und prächtig; er zeigt auf das Meer zwischen *Guilvinec* und *Penmarc'h* hin, wo 15 oder 20 Fuſs unter dem Wasser Druidensteine liegen, die bei der Ebbe sichtbar werden, und welche nichts anderes waren, als die Altäre der verschlungnen Stadt. Vor 30 Jahren waren diese Steine noch der Gegenstand einer religiösen Feierlichkeit. Jedes Jahr kamen die Geistlichen in einem Boote hieher und hielten auf der Höhe eine heilige Messe, während das von allen Seiten der Bay in Barken herbeieilende Volk ringsum auf den Knieen lag und betete.

Bei *Quimperlé* ist das Arkadien der Nieder-Bretagne; voll schöner Landschaften, erquickender schattenreicher Haine, wohlklingender Namen und freundlicher Gesichter. Die Stadt ist unbedeutend; sie verdankt ihre Entstehung einem Kloster, und noch immer herrscht hier klösterliche Stille und Einsamkeit. Aber das Land umher muſs man durchwandern, das mit anmuthigen Gebüschen und Wiesen bedeckte Land, welches von zwei Bächen bewässert wird, deren Geplätscher dem Ohre eben so wohl thut, als ihre Namen lieblich klingen: *Isole* und *Elé*. Hier hört man den armen, blinden Schalmeibläser *Mathurin*, der die Umstehenden durch seine Gebirgsweisen bis zu

Digitized by Google

Thränen rührt. Dieser Mathurin ist der letzte Nachhall der Barden von Armorica; man findet ihn, wie Homer von einem Kinde geführt, bei allen ländlichen Festen und Hochzeiten. Hier kann man auch den Charakter des Kernewoten so recht eigentlich in seiner ganzen Unbefangenheit studiren; denn nur beim Tanze, bei der Laute und im Wirthshause zeigt er sich, wie er ist: eine Art von Lazzarone, faul, aber sing- und lachlustig; seine Gefühle entweder durch Thränengüsse oder durch fröhliches Jauchzen an den Tag legend; neugierig, müssig herumschlenderad, wie ein Gassenjunge; aber doch ernst in seinem Haſs und leicht zur Empörung aufzureizen; denn sein Kampf gegen den Bürger und die Fahnen „mit den Blutstreifen" ist ein uralter, aus eingewurzeltem Hasse hervorgehender Kampf. Er erinnert sich noch recht gut, den Marsch der „Blauen" in seinem Lande beim Scheine der angezündeten Maierhöfe verfolgt zu haben. Dem Anscheine nach sorglos und feig, versteht er den alten Groll im Busen leicht zu erneuern. Während er demüthig seinen Hut tief abnimmt, vergiſst er nicht an das Messer in seinem Gürtel zu denken.

Die Kleidung des Kernewoten ist von lebhaften Farben und mit glänzenden Rundschnüren eingefaſst. Nicht selten ist auf der Vorderseite Rockes der Tag des Zuschnitts, und sel Name des Schneiders mit bunter Wolle ei zu lesen. Auf der Gebirgsseite trägt m und enge Beinkleider, eben so geschickt

Digitized by Google

zen als zum Fechten; gegen Quimper hin aber sieht man überall weite, tief herabgehende Pantalons, welche jede Bewegung erschweren und das Laufen gänzlich verhindern. Der Hut des Kernewoten hat breite, nachlässig aufgestülpte Ränder und ist mit tausendfarbigen Sammtschnürchen geschmückt. Der lederne, mit kupfernen Schnallen versehene Gürtel wird nur im Gebirge und bloſs über der Arbeitskleidung getragen, die von gesteppter Leinwand ist. Die Frauen lieben bei ihrer Kleidung ebenfalls helle Farben; übrigens ist diese geschmackvoll, leicht und anmuthig. In manchen Bezirken kommt sie sehr mit der Schweizertracht in der Gegend von Bern überein.

Die Sitten der Cornouaille sind eben so verschieden und seltsam als der Anblick des Landes. Wie in der ganzen Bretagne, hat Alles einen religiösen Anstrich, aber mit dem Uebergewicht des fröhlichen Leichtsinns und der Lebenslust, die den Kernewoten auszeichnet. Sobald ein junger Mann bei der Militär-Verloosung gewesen ist und ein gutes Loos gezogen hat, so nimmt er sich vor, eine eigne Haushaltung zu errichten. Was die Wahl der Gattin betrifft, so läſst er sich dabei nur selten von der Liebe leiten, sondern er begiebt sich zum *Schneider* seines Wohnortes, um zu erfahren, was für heurathsfähige Mädchen vorhanden sind.

Der Schneider der Bretagne ist ein sehr vielfaches Wesen, ein wahrer *homo sui generis,* der eine besondere Beschreibung nöthig macht. Zu-

Digitized by Google

vörderst ist er ein Krüppel, oder doch sonst miſs-gestaltet, am häufigsten buckelig, zuweilen auch hinkend; denn dieses Gewerbe wird von Niemanden ergriffen, der gesund und wohlgewachsen und zum Landbau tauglich ist. Ein Schneider mit einem Buckel, schielenden Augen und rothen Haaren kann als der Typus seiner Gattung betrachtet werden. Er ist selten verheurathet, und wenn er auch eine eigne Wirthschaft hat, so trifft man ihn nur im hohen Sommer zu Hause an; die übrige Zeit führt er ein Nomadenleben und durchwandert die Maiereien der Gegend, wo er überall etwas für seine Nadel und Scheere zu thun findet. Die Männer verachten ihn als einen Stubenhocker und wegen seiner weibischen Beschäftigung; er darf nicht einmal an demselben Tische mit ihnen essen. Dafür hält er sich an die Gesellschaft der Weiber, deren Liebling er ist. Er weiſs alle alten und neuen Geschichten der ganzen Gegend und Niemand kann sie besser erzählen als er, es müſste denn ein Bettler seyn, ebenfalls eine Art wandernder Barden, welche die Bauernhöfe heimzusuchen pflegen. Aber was diese erzählen, ist melancholisch und traurig, dagegen sind die Schneider-Geschichten immer von lustiger Art. Auch ist der Schneider im alleinigen Besitz der Lästerchronik der ganzen Gegend. Jeder Vorfall wird von ihm nach Bedürfniſs arrangirt oder dramatisirt und dann von Haus zu Haus herumgetragen. Er ist die lebendige *Gazette des Tribunaux* der Cornouaille. Auſserdem ist er auch ein Erzspaſs-

Digitized by Google

macher und groſser Schmeichler, stets bereit irgend einem jungen Burschen oder auch wohl einem Ehemanne einen Schabernack anzuthun.

Man begreift nach Allem diesen leicht, daſs Niemand besser als der kernewotische Schneider im Stande ist, einen ordentlichen Liebeshandel anzuspinnen und den Brautwerber zu machen, daher sich denn auch, wie schon gesagt, jeder junge heurathslustige Mann an ihn wendet, was noch mehr dazu beiträgt, den Schneider in den Augen der Mädchen zu einer wichtigen Person zu machen.

Sobald er nun von einem jungen Manne beauftragt worden, bei diesem oder jenem Mädchen des Kirchsprengels „das Wort anzubringen" (*de porter la parole*, ist der Kunstausdruck): so begiebt er sich auf den Bauernhof, wo sie wohnt. Sieht er zufällig auf dem Wege dahin eine Aelster, so kehrt er schnell wieder nach Hause, denn dieſs ist kein günstiges Zeichen, daſs das Geschäft heute gut von Statten gehen werde. Er wartet also bis auf den nächsten Tag. Das Zusammentreffen geschieht ganz wie zufällig von seiner Seite. Er spricht zuerst von der anhaltenden trocknen Witterung, fragt nach allerlei gleichgiltigen Dingen, foppt das Mädchen mit ihren angeblichen Liebschaften und kommt dann mittelst einer geschickten Wendung auf seinen Committenten, rühmt dessen gute Eigenschaften, und weiſs auch zur rechten Zeit einige Anspielungen über die Vermögensumstände des jungen Mannes anzu-

bringen. Das Mädchen horcht ganz still, aber höchst aufmerksam, auf diese Reden, spielt mit den Bändern an ihrer Schürze oder schält in Gedanken versunken den Hollunderstecken ab, mit welchem sie die Kühe zusammentreibt. Der Schneider wird immer beredter und es glückt ihm endlich, ihr die gewünschte Einwilligung zu entreissen. „Sprecht mit meinem Vater und meiner Mutter!“ sagt sie erröthend und läuft davon.

Die Aeltern sind indessen schon von dem ganzen Handel unterrichtet. Wenn ihnen der junge Mann anständig ist, so wird ein Tag bestimmt, wo der Schneider den jungen Mann, von dessen Vater oder nächstem Verwandten begleitet, ins Haus bringen darf. Während die Familienhäupter sich mit einander verständigen, ziehen sich die beiden Liebenden zurück und unterhalten sich mit leiser Stimme über ihre künftige Verbindung. Es ist die süſseste Stunde im Leben eines cornwallschen Frauenzimmers, die einzige, wo der wegwerfende Stolz des Mannes gegen das andere Geschlecht einem liebkosenden Zuvorkommen Platz macht. Sind sie endlich mit einander einig, so begeben sie sich Hand in Hand an den Tisch, wo die Aeltern und Verwandten sitzen. Man bringt Weiſsbrod, Wein und Branntwein. Der Jüngling und das Mädchen essen mit dem nämlichen Messer und trinken aus demselben Glase. Man spricht über die Heurathsbedingungen, und bestimmt einen Tag, wo Alles gehörig ins Reine gebracht werden soll. Diese neue Zusammenkunft, welche ebenfall

Digitized by Google

giebt. Diese Rede wird durch häufige Gebete und Bekreuzigungen unterbrochen.

Endlich ist der Hochzeitstag angebrochen. Schon zeitig früh findet sich der Schneider, der aber heute nicht als solcher erscheint, sondern der *Reimer (Rimeur)* heiſst, mit dem Bräutigam und seinen Aeltern im Hause der Braut ein. Die Familie der Letztern empfängt sie an der Thürschwelle, in Gesellschaft eines andern Reimers, der in ihrem Namen zu antworten hat. Jetzt beginnt nun in bretonischen Versen ein Wechselgespräch zwischen den beiden Reimern und eine Scene, die um ihrer grotesken Ernsthaftigkeit und zugleich um ihres Gemisches von Komischem und Rührendem willen sich schlechterdings nicht mit Worten darstellen läſst. Der Fragende giebt sich und seinen Begleiter für Wanderer aus, sagt, daſs er gute Neuigkeiten bringe, und erkundigt sich nach dem Namen des Hauses, vor dem er steht. Der Antworter sagt, hier wäre nichts für sie zu thun und sie möchten nur weiter gehen. Der Fragende bemerkt weiter, er habe ein eben so redliches Geschäft als der fromme Knecht Elieser in der Bibel; dieser sei aber mit Ehren empfangen worden, und man habe ihn nicht an der Thüre stehen lassen. Ah, meint der Antwortende, wenn der Elieser käme, den würde man mit offnen Armen empfangen, das sei ein frommer und ehrlicher Mann gewesen; aber jetzt wären die Landstraſsen voll Abenteurer und Gesindel, und man müsse auf seiner Hut seyn. Aber ich komme wirklich, fährt

Digitized by Google

der Fragende fort, in gleichem Auftrage, wie der Elieser und habe keine Zeit zu verlieren. Ich weiſs, in diesem Hause ist ein junges und hübsches Mädchen. Sagt ihr, daſs ich gekommen bin mit demjenigen, den sie unter allen lebenden Männern am meisten liebt u. s. w. Der Antwortende läugnet anfangs, daſs ein Mädchen im Hause sei, die sich dem ersten besten an den Hals werfen werde. Es erfolgt nun ein hitziger Streit, jener sucht den Jüngling, dieser das Mädchen aufs beste herauszustreichen. Endlich sagt der Antwortende: Nun, ich muſs schon nachgeben, Kamerad, ihr seid zu dringend. Er geht darauf ins Haus und bringt zuerst ein altes Weib, hierauf eine junge Wittwe und zuletzt ein kleines Mädchen von zehn Jahren heraus, welche alle von dem Frager zurückgewiesen werden, wobei er indessen jeder etwas Angenehmes und Schmeichelhaftes sagt. Endlich kommt die wirkliche Verlobte zum Vorschein. Der Antwortende übergiebt sie dem Bräutigam, welcher nebst dem Frager und seinen Verwandten ins Haus genöthigt wird, wo beide Verlobte, unter frommen Gebeten, den Segen ihrer Aeltern empfangen. Der Frager ladet hierauf alle Angehörigen der beiden Familien, anwesende und abwesende, auch die Taufpathen des jungen Paares, mit lauter Stimme zur Hochzeit ein; „aber“ — beschlieſst er seine Rede — „was die Verstorbnen betrifft, die mit uns durch die Bande des Blutes vereinigt waren, diese will ich nicht einladen; ihre Namen, wenn ich sie ausspräche, würden mehr

Digitized by Google

als Ein Herz tödtlich verwunden. Indessen entblöſst euer Haupt wie ich und betet für sie um den Segen der Kirche und das ewige Heil ihrer Seelen.“ Alle knien hierauf nieder und sprechen mit leiser Stimme die Hymne *De profundis* nach, welche der Frager laut vorbetet.

Sobald diese Feierlichkeiten vorüber sind, begeben sich die Brautleute erst zum Maire des Ortes, um ihre Verbindung bürgerlich einregistriren zu lassen, und dann in die Kirche zur Vermählung. Hierauf folgt das Hochzeitsmahl, wozu bisweilen 600 bis 800 Gäste eingeladen sind. Darunter muſs man sich aber keine Pariser Tafel denken, halb armselig und halb leckerhaft, zwischen einer Perigorder Pastete und einem Glase Champagner hin und her schwankend; es ist ein echtes Fress- und Saufgelag, nach Art der Homerischen Helden, wo man auf der einen Seite Männer mit kolossalem Magen, auf der andern einen gebratnen Ochsen und ein ungeheures Faſs Wein oder Cyder erblickt. Das Brautpaar ist aber die ganze Tafel über still und nachdenkend. Endlich stimmt der Bräutigam die „*Klage des Verheuratheten*“ (*Complainte du Marié*) an, ein melancholisches Lied, worin die Freuden des entflohenen Jünglingsstandes geschildert werden. Alle anwesenden Männer werden jetzt ebenfalls ernsthaft und vergleichen im Stillen ihre jetzige Lage mit der entschwundenen Jugendzeit. Auf das Lied des Bräutigams folgt die „*Klage der Verheuratheten*,“ ein leidenschaftliches, tief empfundnes Lied, worin sie Abschied nimmt

Digitized by Google

von den Gespielinnen ihrer Jugend, sich schmerzlich an die mit ihnen verlebten fröhlichen Tage erinnert und die Sklaverei des künftigen ehelichen Lebens schildert. Die Wirkung, die dieser einfache Gesang auf alle anwesenden Frauen hervorbringt, ist unbeschreiblich. Sie brechen in Thränen, Schluchzen, Heulen und Schreien aus. Die von der Braut so poetisch geschilderte Knechtschaft und Herabwürdigung des Weibes ist ja eben das Loos, das ihnen zu Theil geworden ist. Indessen geht diese traurige Stimmung der Gesellschaft, mit Hilfe des Cyders und des Weines, die in reichlichem Maſse aufgetragen werden, allmählich vorüber, bis endlich die lustigen Töne des Bigniou (einer Art Sackpfeife) zum Tanzen einladen. Jetzt erhebt sich die ganze zahlreiche Versammlung, die Männer entblöſsen das Haupt und ein Greis spricht das Tischgebet, welches alle Anwesende mit einem lauten und feierlichen Amen beschlieſsen.

Hierauf beginnt der Tanz auf der Dreschtenne vor der Maierei. Das ist aber ein Tanz, den man selbst sehen muſs, um sich eine richtige Vorstellung davon zu machen; ein wildes, mit Jauchzen, Stampfen und Singen untermischtes Durcheinander, eine bunte Masse, die sich unaufhörlich im Kreise herumtreibt, wie eine Masse welker Herbstblätter, die ein Wirbelwind mit sich fortreiſst; es ist ein Tanz amerikanischer Wilden um einen Gefangnen, der so eben skalpirt werden soll. Dieser Ball dauert bis zum Abende, wo das junge Ehepaar, von lautem Gebete begleitet, in die

Digitized by Google

ihm bestimmte Wohnung geführt wird. Alle Hochzeitsgäste entfernen sich nunmehr, bloſs die beiden *Wächter (Veilleurs)* ausgenommen, welchen das Geschäft obliegt, vor der Brautkammer Wache zu halten. In einigen Gegenden wird der Ehrenbursche und das Ehrenmädchen dazu bestimmt. Sie müssen ein brennendes Licht halten und dürfen sich nicht eher entfernen, als bis dasselbe so tief herunter gebrannt ist, daſs sie es nicht mehr anfassen können.

Aber nicht bloſs bei solchen feierlichen Gelegenheiten, wie eine Hochzeit ist, spricht sich der Charakter des Kernewoten aus; auch in seinem ganzen übrigen Leben giebt sich diese lebhafte, leicht erregbare, von den stärksten Ausbrüchen der Freude urplötzlich zur tiefsten Schwermuth übergehende Gemüthsart zu erkennen. Der Kernewote ist, wie der Araber, ein groſser Freund von abenteuerlichen Mährchen, und dem Italiäner gleicht er durch seine leidenschaftliche Liebe zum Gesang und zum Improvisiren, namentlich zu jenen arkadischen Wettgesängen, welche häufig von den ersten besten zwei Dorfpoeten aus dem Stegreife angestimmt werden. Besonders ist er sehr geneigt, alles, was ihn bewegt, äuſserlich und sinnbildlich darzustellen. Stirbt Jemand in seinem Hause, so werden die Bienenstöcke mit schwarzen Bändern und Quasten umhängt; sie müssen gleichsam mit trauern. Wird hingegen eine Hochzeit gefeiert, ein Knabe geboren, oder fällt die Aerndte reichlicher aus als gewöhnlich: so schmückt man die

Digitized by Google

Bienenstöcke mit rothen Stoffen und Zeugen. Wollte man diese Gebräuche unterlassen, sagt der Kernewote, so würden sich die Bienen entfernen, denn es schiene gleichsam, als wollte man sie ausschlieſsen von der Familie, der sie doch angehören und zu deren Wohlstande sie beitragen. Aus demselben Grunde müssen auch die Pferde, Rinder und Schafe am heil. Weihnachtsabend eben so streng fasten, als ihre Herren. Ueberhaupt wird die Christnacht sehr feierlich begangen.

Uebrigens hat der Bewohner der Cornouaille beinahe für jede Verrichtung des Lebens einen Schutzheiligen. Beim Buttermachen z. B. wird St. Herbot und beim Brodbacken St. Ives angerufen. Das ganze Land ist mit wunderthätigen Kapellen bedeckt, wo die meisten Kranken eine baldige Heilung zu finden hoffen.

In den meisten abergläubischen Gebräuchen des Kernewoten herrscht etwas Gemüthliches und Poetisches. Wenn der Kuchen am heil. Dreikönigs-Feste zerschnitten wird, so legt man auch für die Abwesenden sorgfältig ihren Theil bei Seite; bleibt er unversehrt, so ist dieſs ein Zeichen, daſs demjenigen, für den er bestimmt ist, keine Gefahr drohe; ist aber das Gegentheil der Fall, so steht ihm eine Krankheit oder wohl gar der Tod bevor. Dem neugebornen Kinde wird, wenn man es in die Kirche zur Taufe trägt, ein Stückchen schwarzes Brod um den Hals gebunden, zum Zeichen des niedrigen Standes und der Dürftigkeit, welche es in dieser Welt erwartet. Man will da-

Digitized by Google

durch die bösen Geister nicht neidisch machen und nicht anreizen, dem Kinde Böses zuzufügen.

Jedes Fest im Jahre hat seine eignen Gebräuche. Am 1. Novbr., dem Vorabende des Allerseelen-Festes, trägt man Trauerflor, zum Andenken der Verstorbnen. Seltsam ist der so weit verbreitete Gebrauch der *Johannisfeuer*, den man, wie in Böhmen, so auch hier in der Bretagne wieder findet. Die ganze Nacht vor dem Feste Johannis des Täufers sieht man auf den Bergen tausend und tausend Feuer brennen, welche von den Priestern angezündet werden, die mit einer geweihten Kerze in Prozession von einem Dorfe ihres Kirchspiels zum andern ziehen. Ueberall hört man Gesänge und Freudengeschrei; besondern Eindruck macht eine ganz eigne Musik, die durch eine grofse, kupferne, mit Wasser angefüllte Schale hervorgebracht wird, an deren beiden Seiten zwei Binsenstängel befestigt sind, die ganz sanft mit den Fingern berührt werden. Die dadurch in den Wänden des Gefäfses hervorgebrachten bald leisen, bald starken, bald schneidenden, bald gedämpften Töne beschreibt *Souvestre* als äufserst harmonisch und lieblich. Von allen Seiten laufen junge Mädchen in festlichem Schmuck herbei, und tanzen in bunten Reihen um die Johannisfeuer. Keine darf, ohne wenigstens bei neun solchen Feuern getanzt zu haben, nach Hause zurückkehren, wenn sie sich noch in diesem Jahre verheurathen will. Aufserdem werden auch die Pferde und andere Hausthiere genöthigt, über ein Johannisfeuer hinwegzusprin-

Digitized by Google

gen; man glaubt, daſs sie dadurch vor Krankheiten bewahrt werden.

Die Gastfreundschaft der Bergbewohner wird allgemein gerühmt. Wenn der Fremde ihre Wohnungen betritt, so reichen sie ihm die gemeinschaftliche Kanne mit Cyder (Obstwein) dar; weigert er sich, Bescheid zu thun, so ist dieſs eine unverzeihliche Beleidigung.

Nichts geht über die Unwissenheit der Bergbewohner; sie erstreckt sich selbst auf die Bearbeitung der Felder, welche hier auf einer weit niedrigern Stufe steht als in der Unter-Bretagne. Es sind kaum zehn Jahre, daſs sie nichts weiter anbauten, als Gerste und Buchwaizen. Erst seit Kurzem sind die Erdäpfel hier bekannt geworden, aber noch immer als eine groſse Seltenheit; das Hauptnahrungsmittel ist das aus Buchwaizen bereitete grobe Brod, und wenn diese Feldfrucht nicht geräth, so tritt die gröſste Hungersnoth ein. Die Leute verlassen dann ihre Heimath und zerstreuen sich in die fruchtbaren Gegenden des Léonnais, wo niemals Mangel herrscht. Eine solche Auswanderung trat im J. 1816 ein, wo die Hälfte der Einwohner die Arrée-Gebirge verlieſs. Man sah sie in langen Reihen, wohl zu Hunderten auf einmal, von den Bergen herabkommen und sich im Flachlande verbreiten; Männer, Frauen, Kinder, alle vor Hunger ganz blaſs und abgemagert; mit Säcken auf dem Rücken und Rosenkränzen in den Händen, überall betend und singend, um ein Almosen flehend. Es war ein herzzerreiſsender An-

Digitized by Google

blick. Man glaubte ein ausgewandertes Volk zu ſehen, im Begriff irgend einen fernen Erdwinkel aufzuſuchen und ſich dort neu anzuſiedeln. Die Ergebung dieſer armen Leute war etwas Erhabenes. Keine Klage, keine ungeſtüme Bitte wurde gehört, kein Diebſtahl begangen. Oft kam ein Dutzend ſolcher ausgehungerter Geſtalten, mit Stöcken in der Hand, zu der Thüre eines einſam gelegnen, nur von einem Kinde oder von einer alten Frau bewachten Hauſes, und baten ſchüchtern und demüthig um ein Stückchen Brod. Ward es ihnen abgeſchlagen, ſo ſetzten ſie, ohne zu murren, ihren Weg weiter fort. Dergleichen abſchlägige Antworten erhielten ſie häufig, beſonders in den Städten; denn die politiſche Aufregung und der Haſs gegen Andersdenkende war damals noch ſehr groſs; man ſchlug ſich im Zweikampfe für Nelken und Veilchen im Knopfloche und die politiſchen Ideen erfüllten alle Gemüther dergeſtalt, daſs wenig Platz für die Gefühle des Mitleidens und der Barmherzigkeit übrig blieb. Hierzu kam noch der ſchreckliche Anblick jener Bettlerhorden, die das vollkommenſte Bild alles Elends, was nur Menſchen jemals treffen kann, in ihrem ganzen Aeuſsern darſtellten. Nur auf dem Lande fanden ſie noch hilfreiche Aufnahme. Obwohl der Léonnard kein Freund des Gebirgs-Kernewoten iſt, ſo wagt er es doch nicht leicht, den „Gaſt Gottes" (*Hôte de Dieu*, ſo nennt er den Bettler) hilflos von der Thüre zu weiſen. Wie hartherzig der Städtebewohner zu ſeyn vermochte, davon er-

Digitized by Google

zählt *Souvestre* folgendes Beispiel: „Ich erinnere mich noch lebhaft einer jungen Cornouailleserinn, mit zwei ganz kleinen Kindern, davon eines die Blattern hatte und schon mit dem Tode kämpfte. Sie saſs unter dem Balcon eines groſsen Hauses, wo ein Ball gegeben wurde. Die geputzten Herren und Damen gingen an ihr vorüber, ohne sie zu bemerken. Indessen sah sie ein Bedienter des Hauses und befahl ihr, sich wegzubegeben, indem das Kindergeschrei der Gesellschaft lästig falle. Vergebens suchte die arme Frau aufzustehen; sie hatte zwei Tage nichts gegessen. „Was fehlt ihr denn?“ fragte der Eigenthümer des Hauses, der vom Balcon herunterblickte. — Sie ist hungrig, gnädiger Herr. — „Hungrig? Betrunken, muſst du sagen; warum schaffst du sie nicht fort?“ — Gnädiger Herr, sie kann nicht aufstehen. — „Nun, so mag sie sitzen bleiben; aber das Kind soll sie nicht schreien lassen; es miaut ja wie eine Katze.“ — Ein lautes Gelächter brach jetzt unter den versammelten Dienstboten aus, und der Herr ging wieder in sein Zimmer, sehr erfreut darüber, seinen Lakaien einen Spaſs gemacht zu haben. Unterdessen kam mein Vater herbei und lieſs die Unglückliche wegführen. Als wir ins Haus traten, spielte die Musik den ersten Contretanz. Mein Vater wandte sich gegen mich und sagte: „Vergiſs diese Frau nicht und diesen Ball, mein Sohn. Man heiſst das *gesellschaftliche Ordnung* (*Ordre social*).“

Die *Normandie*, gegenwärtig in die fünf Departements der untern Seine, der Eure, der Orne,

Digitized by Google

Calvados und La Manche zerspalten, bildet ebenfalls einen Theil des nordwestlichen, vom brittischen Kanal bespülten Frankreichs, der Süden ist gebirgig, aber doch nur Hügelland, dessen höchste Punkte, im Dep. der Orne, kaum 1000 Fuſs über dem Meere liegen. Die Seine nimmt einen Theil der Gewässer auf und führt sie in den Kanal. Noch mehr aber, worunter die Orne der ansehnlichste Fluſs ist, gehen unmittelbar in den Kanal oder auch in die Bay von St. Michel. Die Küsten sind groſsentheils mit Sanddünen besetzt. Die Landwirthschaft ist in den südlichen Gegenden fast wie in der Bretagne. Gerste und Buchwaizen sind die Hauptbrodfrüchte. Besser angebaut und ergiebiger sind die nördlichen Theile. Obst gedeiht vorzüglich und liefert das gemeinste Getränk, den Cyder; der beste wird aus Aepfeln bereitet. Am Meere wird starker Fischfang getrieben. Die Viehzucht steht überall auf einer höhern Stufe von Cultur als der Feldbau. Die Normandie hat eine eigne Pferderasse. Auch die Butter, vorzüglich aus Calvados, ist durch ganz Frankreich berühmt. Die Einwohner sind ein starker stämmiger Menschenschlag, von ansehnlicher Leibeslänge, wohlgebaut und lebhaften Temperaments. Sie zeichnen sich durch Arbeitsamkeit, Reinlichkeitsliebe und verhältniſsmäſsig höhere Geistesbildung vor den Bretagnern aus, sind aber gleichfalls ihren alten Sitten und Gebräuchen sehr anhänglich, besonders das Landvolk, und am meisten in den südlichern, an die Bretagne gränzenden Theilen.

Digitized by Google

Betritt man das Land von Norden her, so ist *Dieppe* am Kanal (La Manche), die erste wichtige Stadt. Es liegt an der Mündung des kleinen Küstenflusses Arques, zu beiden Seiten von hohen, steil gegen das Meer abfallenden Klippen eingefaſst, welche eine natürliche Schutzwehr der hiesigen Küste ausmachen. Fährt man vom Meere aus in den Hafen von Dieppe, so sieht man zur Rechten ein altes, die Stadt dominirendes Schloſs, welches aber seinerseits wieder von den nahen Felsen beherrscht wird. Es stammt aus einer Zeit, wo die Erfindung der Kanonen dergleichen Befestigungen noch nicht unnütz gemacht hatte. Zur Linken erhebt sich ein kahler, fast senkrecht abgeschnittner Felsen und dazwischen ein steiles Ufer, über welches die jetzt überflüssigen Wälle der Stadt emporsteigen.

Ist der Wind bei der Einfahrt in den Hafen günstig, so begegnet man einer langen Reihe von Fischerbarken, welche hinaus in die hohe See fahren. Die Männer liegen nachlässig auf dem Verdeck, in blaue oder braune Wämser gekleidet, den Kopf mit einer rothen Kappe bedeckt, während die Weiber das Fahrzeug längs dem Ufer hinziehen und dazu ein lustiges Lied singen, bis sie ans Ende des Hafens gekommen sind. Hier werfen sie das Seil von den Schultern und sehen noch eine Weile den Gatten und Brüdern nach, die nunmehr das Schiff allein zu führen haben. Die Weiber sind gut und kräftig gebaut, von lebhafter Gesichtsfarbe und sogar zuweilen recht hübsch.

Digitized by Google

Sie nehmen gleichfalls thätigen Antheil am Fischfang. Zur Zeit der Ebbe gehen sie an den flachen und sandigen Stellen des Gestades mit bloſsen Füſsen weit ins Meer hinein und füllen ihre Körbe mit Schellfischen.

Le Pollet ist eine Vorstadt von Dieppe, die bloſs durch den Fluſs davon getrennt wird. In frühern Zeiten bestand eine leidenschaftliche Eifersucht zwischen den Einwohnern beider Städte, die auch in ihrer Kleidertracht, so wie in Sitten und Gebräuchen sehr von einander abwichen. Indessen fangen sie allmählich an, sich einander zu nähern, und nur die Tracht ist noch verschieden. Auch wollen die Bewohner von Pollet sich noch immer nicht mit denen von Dieppe verheurathen, und während die Letztern durch den häufigen Verkehr mit den ihren Hafen besuchenden Fremden nach und nach vieles Ausländische angenommen haben, sind die Erstern noch alte, echte Seeleute, und nehmen die Benennung „Seewölfe", mit denen man sie im Scherz belegt, keineswegs übel.

Dieppe war in älterer Zeit ein bloſses Fischerdorf, aber schon zu den Zeiten Königs Franz I. ein ansehnlicher Seeplatz. Man will behaupten, daſs hiesige Seefahrer schon ein Jahrhundert vor Vasco de Gama Niederlassungen an den südafrikanischen Küsten angelegt hätten. Späterhin gründeten zwei Seeleute von Dieppe, *Anher* und *Verazan*, die Stadt Quebec in Canada; auch war *Ribaud*, der erste Franzose, der in Florida landete, von Dieppe gebürtig. Diese Expedition

Digitized by Google

wurde unter dem Oberbefehl des Admirals *Coligny* unternommen, der sich vielleicht schmeichelte, daſs seine neuen Ansiedelungen eines Tags als Zufluchtsort für seine protestantischen Brüder dienen würden. Indessen besann sich Philipp II. von Spanien, daſs etwa fünfzig Jahre früher einige Spanier an der Küste von Florida gelandet hatten. Er nahm daher das Land als sein Eigenthum in Anspruch, schickte eine Flotte hin, eroberte die Niederlassung und was das Schwert verschonte, wurde aufgehängt. Um den König von Frankreich nicht zu erzürnen, schrieben die Spanier an den Galgen: „Nicht als Franzosen, sondern als Kezzer!“ Die Sache ging jedoch nicht so ruhig vorüber. Ein gewisser *Dominik de Gourgues* sann auf Rache, verkaufte seine Besitzungen, warb eine Menge Gleichgesinnter an und rüstete eine Expedition aus, welche nach Florida segelte und die neuen spanischen Colonisten bis auf den letzten Mann vertilgten. Die Galgen erhielten nunmehr die Inschrift: „Nicht als Spanier, sondern als Meuchelmörder!“

Es laufen zuweilen noch einzelne Schiffe von ansehnlicher Gröſse im Hafen von Dieppe ein, etwa ein Fahrzeug mit Bauholz aus Norwegen, oder eine Brigantine aus Newfoundland. In der Regel aber sieht man hier nichts als Fischerfahrzeuge und einen Polizei-Cutter von der königlichen Marine.

Die s. g. kleine Fischerei (*la petite pêche*) ist die Haupt-Erwerbsquelle der Einwohner von

Digitized by Google

Dieppe. Sie wird methodisch nach den verschiednen Jahreszeiten betrieben. Zu Anfang des August begeben sich die Fischer auf den Häringsfang nach den Küsten von England, in die Nähe von Yarmouth. Um die Mitte des Octobers setzen sie dieses Geschäft an den Küsten ihres eignen Landes, zwischen Havre und Boulogne, fort. Im Frühling kehren sie wieder auf die englische Seite des Kanals, wo gegen das Ende des Aprils ihre Mühe durch einen Ueberfluſs an Makrelen belohnt wird. Schollen, Weiſs- und andere Fische werden das ganze Jahr gefangen.

Dieppe ist aber nicht bloſs eine Fischerstadt, sondern auch, wegen seiner Seebäder, ein Ort des Vergnügens und der Zerstreuung. Diese Stadt liegt nicht, wie Havre oder die andern groſsen französischen Seehäfen, an der Mündung eines ansehnlichen Flusses, dessen süsses Wasser sich mit dem Meerwasser vermischt; es empfängt die Wogen des Kanals in ihrer ursprünglichen, unveränderten Echtheit und Bitterkeit, und von allen Seiten strömen daher in der günstigen Jahreszeit Kranke nach Dieppe, um hier das verlorne Gut der Gesundheit wiederzufinden. Die Badeanstalt besteht aus einer Gallerie von zweihundert Fuſs Länge, mit einem Pavillon an jedem Ende, dieser für das männliche, jener für das weibliche Geschlecht eingerichtet. Auch ist hier ein groſses Gasthaus, mit heiſsgemachten Bädern, Speise-Tanz- und Spielsälen. Ein groſser Theil der Kurgäste besteht aus Engländern.

Digitized by Google

Der westliche Theil des Departements der Untern Seine, namentlich zwischen Fécamp und Havre, ist zwar nicht gerade malerisch, aber trefflich angebaut, und das Ansehen der Dörfer zeugt von dem Wohlstande ihrer Einwohner. Die französischen Dörfer, welche man in den Ebenen oder Thälern und am Ufer der Flüsse antrifft, sind im Allgemeinen von verhältniſsmäſsig neuer Entstehung; wenigstens reichen sie nicht über die Zeiten hinauf, wo die Feudal-Kriege beendigt wurden. Die ältern Dörfer lagen meistens auf Bergen, welche ihnen als natürliche Befestigung dienten. In Spanien hatte jeder kleine Flecken ehemals seine Schutzmauern und Gräben, und hat sie zum Theil noch jetzt; in Frankreich ist dieſs schon seit Heinrich IV. nicht mehr der Fall. Im XVI. Jahrhundert waren die normändischen Bauern noch so arm, daſs sie gröſstentheils, wie die schottischen, von Hafer lebten. Die Bretons kleideten sich, wie man in den Briefen der Madame Sevigné lesen kann, in Thierfelle statt in Tuch. Brod war in Perigord und Limousin eine Seltenheit; das gewöhnliche Nahrungsmittel bestand in Wurzeln und grünen Gemüsen. In Bordelais und Beaune begnügte man sich mit Hirsekuchen. In Lothringen und in der Auvergne wohnten Menschen und Hausthiere in einem und demselben Gemach, und man genoſs jahraus jahrein nichts weiter als Buchwaizenbrei und gesalznes Ziegenfleisch.

Zu derselben Zeit wurde ein Pachtvertrag der Regel nicht länger als auf neun und zwa

Jahre abgeschlossen. Der Pächter konnte das Land nicht nach seinem Gutdünken benutzen; Wein z. B. durfte nur auf höchstens einem Drittel der Bodenfläche angebaut werden. Noch lästiger als diese Beschränkung war das Verbot, einen schwarzen Rock und einen Mantel zu tragen, mochte auch das Wetter noch so kalt oder naſs seyn. Eben so waren seinen Dienstleuten die blauen, grünen, rothen und grauen Farben untersagt. Diese Gesetze bestanden noch in den Tagen *Heinrichs* IV., dieses gütigen Regenten, dessen Bestreben dahin ging, daſs der ärmste Bauer im Lande wenigstens am Sonntage sein Huhn im Topfe haben solle.

Dieser Wunsch ist hier in der Normandie in Erfüllung gegangen, wenn auch gerade nicht buchstäblich; denn der Bauer steckt, anstatt das Huhn in den Topf, das Geld dafür in die Tasche und dies gefällt ihm besser. Die Hühner sind in diesem Theile des Landes ganz vortrefflich und werden selbst von den Gutschmeckern in Paris nach Verdienst gewürdigt. Ein Tagelöhner verdient hier im Sommer täglich 2 Franken, während der in der Nähe von Paris sich mit 1½ begnügen muſs.

Havre ist eine noch junge Stadt ohne Ruinen und überhaupt ohne historische Erinnerungen. An der Mündung der Seine gelegen, bildet sie den Hafen von Paris und ist daher der groſse Stapelplatz des Königreichs. Sie würde, wenn die Natur ihr nicht immer feindselig entgegenstände, eines unbegränzten Wachsthums an Wohlstand fähig

Digitized by Google

seyn. Aber die Seine, der sie ihren Ursprung verdankt, ist zugleich die Quelle ihres Unheils. Dieser Fluſs war zu den Zeiten der Normänner (im IX. Jahrhundert) eine offene Heerstraſse, auf welcher sehr ansehnliche Seeschiffe bis *Paris* hinauf fahren konnten. Im XVIII. Jahrhundert konnten Schiffe von mehr als 300 Tonnen schon *Rouen* nicht mehr erreichen, und gegenwärtig finden sie es unmöglich, über *Quilleboeuf* hinauszukommen. Die weite Mündung der Seine ist jetzt so versandet, daſs wenn man zur Zeit der Ebbe auf dem Quai von Honfleur, am entgegengesetzten Ufer steht, man es für möglich halten könnte, zu Fuſs bis Havre durchzuwaten. Dennoch ist Havre bis diesen Augenblick ein groſser und blühender Hafen, wo allem Anscheine nach ein Drittel der gesammten Handelsgeschäfte Frankreichs gemacht werden.

Havre wurde, einigen Schriftstellern zufolge, schon unter Ludwig XII. gegründet; andere Nachrichten schreiben die Erbauung dieser Stadt seinem Nachfolger *Franz* I. zu. So viel ist gewiſs, daſs im J. 1520, wo der Letztere den noch jetzt nach ihm benannten Thurm baute, nur erst wenig Häuser an der Stelle des jetzigen Havre zu finden waren. Der ursprüngliche Name scheint schon *Havre* (Hafen) gewesen zu seyn. König Franz wollte ihm in der Folge den Namen *Franciscopolis* beilegen; das Volk aber behielt leichter das kurze und allgemein verständliche Wort, und der einzige Theil der Stadt, welcher an den

Digitized by Google

königlichen Wohlthäter erinnert, ist der Thurm *Franz des* I.

Dreizehn Jahre nach der Gründung der Stadt beschloſs der König, den neuen Hafen durch etwas auszuzeichnen, das die Aufmerksamkeit von ganz Frankreich erregen sollte. Er lieſs zu dem Ende hier ein Schiff von bis dahin unerhörter Gröſse bauen. Es hatte einen Gehalt von 2000 Tonnen und am Bord befand sich eine Kapelle, eine Schmiede, eine Windmühle(?) und auſser mehren andern Zimmern und Gemächern ein Saal zum Ballspielen. Das Schiff erhielt den Namen „die groſse Französinn" (*La Grande Françoise*) und war zur Vernichtung der Türken bestimmt, mit welchen der König damals Krieg führte. Aber unglücklicherweise ergab sich nach Vollendung des Baues, daſs das ungeheure Fahrzeug nicht ins Wasser gelassen werden konnte. Es wurde also wieder eingerissen und aus den Materialien wurden Häuser errichtet.

Franz I. war überhaupt zur See nicht immer glücklich. Als er im J. 1544 eine starke Flotte in Havre ausgerüstet hatte, um die Engländer von der See zu vertreiben, war er eben im Begriff, an Bord eines Schiffes zu gehen, auf welchem der Statthalter der Normandie ein glänzendes Fest für ihn bereitet hatte; aber unvermuthet fing dieses Schiff Feuer und brannte vor den Augen des Königs bis auf den Wasserspiegel nieder. Die Engländer vermieden, sich in eine Schlacht einzulassen, und die Plünderung der Insel Wight war

Digitized by Google

der einzige Gewinn dieser groſsen und kostspieligen Unternehmung.

Havre spielte eine wichtige Rolle in den französischen Religionskriegen. Der Prinz von *Condé* knüpfte Unterhandlungen mit England an und nahm mit Hilfe englischen Goldes und englischer Truppen, Besitz von Havre. Die Stadt blieb in den Händen der Königinn Elisabeth bis zum folgenden Jahre, wo sie vom Marschall Brissac belagert wurde und sich endlich aus Mangel an Lebensmitteln ergeben muſste. Was die brittischen Truppen von allen ihren französischen Eroberungen mit nach Hause brachten, war eine ansteckende Seuche, die nach der Landung in England an 20,000 Menschen wegraffte.

Unter *Ludwig* XIV. war Havre schon ein ansehnlicher Seeplatz; aber erst zur Zeit der Revolution schwang es sich zu der Höhe empor, die es jetzt einnimmt. Frankreich war damals lange Zeit hindurch auf seine eignen Hilfsquellen beschränkt, und Noth ist überall die Mutter der Betriebsamkeit. Die Erzeugnisse, welche nicht länger ans Ausland verkauft werden konnten, wurden jetzt im Lande verarbeitet; neue Kraftanstrengungen wurden in der Masse des Volks hervorgerufen und fremde Gewerbszweige schlugen Wurzel auf französischem Boden. Als die Häfen späterhin dem auswärtigen Handel wieder geöffnet wurden, befand sich das Land in einer neuen Stellung. Es war z. B. nicht länger nothwendig, Zucker nach Nantes oder Bordeaux zu schaffen,

Digitized by Google

um in Tours oder Orleans raffinirt zu werden; denn Paris hatte jetzt seine eignen Raffinerien und konnte den Rohzucker unmittelbar auf der Seine beziehen. Die östlichen Departements wurden mit neuen Gewerbszweigen überfüllt und suchten denselben Weg zur Durchfuhre auf, während die Normandie, so wie das Innere des Königreichs, unaufhörlich Vorräthe von Baumwolle und andern fremden Erzeugnissen für den Bedarf ihrer neuen Manufacturen verlangten. *Havre*, als Hafen der Seine, wurde daher der Hafen des Königreichs, und *Bordeaux*, *Marseille* und *Nantes* sahen sich plötzlich, wie durch Zauberei, zu einer geringern Klasse von Seestädten herabgesetzt.

Die letztgenannten Plätze hatten überdieſs schon früher die Geschäfte von St. Domingo und Mauritius verloren; eine neue Seemacht — ein angehender Herkules — war in den Vereinigten Staaten aufgestanden, um ihnen den Frachthandel streitig zu machen. Hiezu kam das immer gröſsere Uebergewicht des brittischen Handels, welcher die Franzosen aus Indien, dem Mittelmeere und dem europäischen Norden verdrängte. Alles dieſs aber ereignete sich in den letzten fünfzig Jahren, wo Havre so zu sagen noch in der Wiege lag und folglich keinen Verlust an dem leiden konnte, was es nie besessen hatte. Es genieſst vielmehr gegenwärtig alle Vortheile der neuen Industrie des Landes, ohne an den Einbuſsen des alten Handels Theil genommen zu haben, und es wird vermuthlich so lange in dieser Zunahme seines Wohl-

Digitized by Google

standes fortfahren, bis die Sandbildungen der Seine die Gestalt des Landes gänzlich verändert und Havre zu einem zweiten *Harfleur* gemacht haben werden, wo jetzt die Fischer durchs Wasser waten, an Stellen, die ehemals von Seeschiffen durchschnitten wurden.

Die Zunahme der Bevölkerung einer Stadt ist im Allgemeinen ein Beweis der Zunahme ihres Wohlstandes. Havre hatte 1730 nicht mehr als 7000, im J. 1814 etwa 16,000, im J. 1820 gegen 21,000 Einwohner; gegenwärtig (1833) beträgt seine Volksmenge, mit Einschlufs der Fremden, 30,000 Seelen. Die Stadt hat eigentlich nur Eine grofse und regelmäfsige Strafse, welche den Eingang von der Pariser Seite her bildet und die Stadt durchschneidet, indem sie über den Hauptplatz, an der Hauptkirche und der Börse vorüber läuft. Die eine Seite des Platzes enthält eine Reihe neuer Gebäude, worunter das Schauspielhaus; die andere bildet das unermefsliche, mit Schiffen angefüllte Hafenbassin. Ein besonderer Theil der Stadt, eigentlich eine Vorstadt, *Ingauville* genannt, erhebt sich terrassenförmig auf einer steilen Berglehne, seitwärts von der Stadt, und wird gröfstentheils von Engländern bewohnt, die sich hier sehr hübsche und bequeme Häuser erbaut, gekauft oder gemiethet haben. Die Aussicht von diesen Wohnungen auf die Stadt, das weite Meer, die Seinemündung, und das gegenüber liegende Ufer ist, wie sich leicht denken läfst, über alle Beschreibung reizend und wundervoll.

Digitized by Google

Die Ueberfahrt von Havre nach Harfleur geschicht, seit dem Jahr 1820, bei günstigem Wasserstande zur Zeit der Fluth, mittelst eines Dampfbootes; der Weg beträgt 4 Lieues. Für die gemeinen Leute besteht noch das seit älterer Zeit vorhandene Marktschiff, wo die Person nur einen halben Frank bezahlt. *Ritchie* bemerkt, bei Gelegenheit des Gasthofes zum Weiſsen Roſs in Harfleur, unter andern Folgendes über die französische Kochkunst.

„Der Eingang ins Weiſse Roſs führt durch die Küche, wo man im Vorbeigehen die Speisekammer betrachten, oder auch verweilen kann, um zu sehen, wie die Speisen zubereitet und angerichtet werden, die man bestellt hat. Dem Engländer kommt dieſs zwar seltsam vor, aber bei alle dem findet er doch in dem ganzen Anblick der Küche etwas sehr Behagliches. Die Franzosen haben in der That, was die gemeinere Kochkunst betrifft, die Sache selbst in der Küche, wenn sie auch das Wort dafür nicht in der Sprache haben. Ein englischer armer Teufel kaut seine harte Brodrinde und nagt, wie ein Hund, an seinem Knochen; der Franzos dagegen weiſs kunstgerecht eine kräftige Suppe daraus zu machen. Er thut einige Kräuter dazu, an irgend einem Zaune gesammelt, vielleicht auch ein Schnittchen Kürbis, ein Biſschen Milch und ein Stückchen Butter, von mitleidigen Seelen zusammen gebettelt, und so hält er, ohne selbst der Knochen oder sonst et-

Digitized by Google

was vom Fleischhauer zu bedürfen, ein Mittagsmahl wie ein Fürst.“

„Das Erste, woran der Franzos, selbst von der gemeinsten Volksklasse, gleich früh nach dem Aufstehen denkt, ist die Bereitung seines „Diner.“ Aus dem Frühstück macht er sich wenig; ein Stück Brod mit oder ohne Obst, oder eine Weintraube, genügt ihm vollkommen. Aber das *Diner* ist eine Sache von Wichtigkeit und man schreitet sogleich zum Werke, indem man den Topf zum Feuer setzt. Dieser Topf ist von braunem Thon, kostet nur wenige Sous, und steht in der ganzen Normandie in solchem Ansehen, daſs die Dienstleute der englischen Familien sich wohl sogar weigern, Suppe in einem zinnernen oder eisernen Gefäſs zu kochen. Dieser braune Topf enthält nun zuvörderst die Ueberreste der gestrigen Mahlzeit, sogar von Krautstrünken und andern gröbern Pflanzenspeisen. Dazu kommt dann, nach Maſsgabe der Vermögensumstände, ein Stückchen von dem Schienbeine eines Rindes, fast ganz aus Knochen und Sehnen bestehend, so daſs es in England für den schlechtesten Theil des Thieres gehalten wird. Was hierauf noch weiter zu dieser Grundlage der Mahlzeit hinzugefügt wird, Thierisches und Pflanzliches (das Meiste erhält der Aermere umsonst), könnte hier ohne groſse Weitläuftigkeit nicht beschrieben werden. Nichts kommt zu spät; denn der Topf steht immer beim mäſsigen Feuer und kocht vom Morgen an langsam fort bis zur Essenszeit. Ihn stark kochen zu lassen,

Digitized by Google

wäre ein ungeheueres Versehen, und überdieſs würde dabei der feine Duft der Speise ganz und gar verloren gehen.“

„Der Himmel weiſs, woher es kommt“ — fährt unser Engländer in seinen Betrachtungen fort, — „daſs alle Franzosen, Vornehme und Geringe, Reiche und Arme, stets mit einem eignen Genie der Kochkunst und einer gewissen Kennerschaft in dergleichen Dingen begabt worden sind. Mit Ausnahme einiger Hauptartikel, verstehen wir Engländer uns sehr schlecht auf die Küchen-Geographie. Dagegen ist in Frankreich keine Provinz, keine Stadt, ja kaum ein Dorf, wo nicht irgend ein Gegenstand des Gaumens durch Natur oder Kunst zur Vollkommenheit gebracht wäre. Schon vor Jahrhunderten war das Rindfleisch von Limousin als das wohlschmeckendste nächst dem der Champagne anerkannt, und das Schöpsenfleisch von Berry hatte den Vorzug vor jedem andern, nur das von Rouergnes ausgenommen. Dann standen die Ziegen der Auvergne und die von Poitou an der Spitze des Verzeichnisses; ferner das Geflügel von Caussade und Mans, die Gänse von Beaune, Gascogne und Lyonnais, die Schinken von Lyon und Bayonne, die geräucherten Zungen von Langres und Auvergne; die Austern von Saintonge, Angoulême, Medoc und Havre; die Käse von Brie, Dauphiné, Languedoc, Provence, Rochefort etc. etc. Schon vor 300 Jahren, und vielleicht noch früher, wurden solche Thiere, die keine geographische Küchen-Berühmtheit hatten,

Digitized by Google

auf eine ganz eigne, fast treibhausmäſsige Weise, für den Bratspieſs aufgezogen. Hühner wurden in stockfinstere Käfiche eingesperrt und mit Waizen- und Gerstenmehl gefüttert. Kapauner wurden in kleinen Behältnissen gemästet, wo sie sich nicht rühren konnten; Tauben zog man mit Brodkrumen auf, die in Wein getaucht waren; Lämmer lieſs man an zwei Müttern zu gleicher Zeit saugen und verzehrte sie, bevor sie noch Zähne bekommen hatten; die Schweine wurden mit Pastinakwurzeln gefüttert. Ach! warum erhitzen wir so unnützerweise die Einbildungskraft und machen uns den Mund umsonst wässerig? Wir befinden uns jetzt im Weiſsen Roſs zu Harfleur, die elendeste Stadt ihrer Art in der ganzen Normandie.“

Vor der Revolution hatte *Harfleur* gleichen Rang mit Havre, sowohl was die Betriebsamkeit als die Verbrechen beider Städte betraf; denn 25 Schiffe verlieſsen jährlich seinen Hafen, um *Menschen* an der Küste von Afrika zu kaufen, und 60 gingen nach Newfoundland, um *Stockfische* zu fangen; auſserdem waren noch eine beträchtliche Zahl mit dem Colonial- und Salzhandel und eine ganze Schaar kleiner Fahrzeuge mit dem Häringsfange in der Nachbarschaft beschäftigt. Der Menschenhandel hat jetzt in Harfleur aufgehört. Havre hat, aus schon oben angeführten Gründen, das Monopol des auswärtigen Handels an sich gerissen, und selbst die Häringe sind von diesen Küsten verschwunden, so daſs die Fischer jetzt

Digitized by Google

gezwungen sind, zehn Lieues weit zu segeln, um eine kleine Ladung von Makrelen, Meerbutten, Glattrochen, Schollen und andern Fischen geringern Werthes nach Hause zu bringen. Rechnet man hiezu noch einige Fuhren Steinkohlen aus England und Bauholz aus dem Norden, so hat man den ganzen Handel bezeichnet, den Harfleur jetzt noch treibt. Ueberdieſs wird der Hafen von Tag zu Tag immer mehr versandet und verschlämmt.

Honfleur soll bereits vor der Zeit des *Julius Cäsar* bestanden haben. Auf jeden Fall war es schon vor der Gründung Havre's ein nicht unbedeutender Seeplatz. *Binot Paulmier*, ein Seemann, der für einige Handelshäuser der Stadt Reisen machte, war der erste Franzose, der im J. 1530 das Vorgebirge der guten Hoffnung umschiffte. Durch einen Sturm aus seiner Richtung getrieben, landete er an der Küste von *Neu-Holland* und brachte den Sohn eines dortigen Häuptlings mit nach Hause, den er binnen 20 Monaten wieder in sein Vaterland zurückzubringen versprach. Da er aber bei seiner Rückkunft in Honfleur keinen einzigen Menschen fand, der sich zu einer zweiten so gefährlichen und entfernten Reise entschlossen hätte; so muſste der neuholländische Prinz in Frankreich bleiben, und *Paulmier* nahm ihn, zum Ersatz dafür, an Kindes Statt an, und hinterlieſs ihm sein ganzes Vermögen. Ein Abkömmling dieses Neuholländers war Domherr in *Lisieux* und gab im J. 1663 ein Werk heraus, welches

Digitized by Google

den Titel führte: „Mémoire touchant l'établissement d'une Mission Chrêtienne dans le *troisième monde*, autrement appellé la terre australe méridionale antarctique et inconnue; dédié à notre Saint-Père, le Pape Alexandre VII. par un ecclésiastique originaire de cette même terre australe."

Unmittelbar hinter der Stadt Honfleur erhebt sich ein steiler Hügel, mit einer Kapelle zur *Gnadenreichen Mutter Gottes* auf seinem Gipfel. Die heilige Jungfrau wird hier vorzüglich als Schutzpatroninn der Seeleute verehrt. Wenn ein Schiff dieser Gegend um das Vorgebirge segelt, so nehmen die Matrosen im Angesichte der Kapelle ihre Hüte ab und verrichten ein kurzes Gebet. Bei der Abfahrt eines Schiffes aus dem Hafen von Honfleur oder einem andern benachbarten Seeplatze pflegt mehr als Eine bekümmerte Mutter oder angstvolle Gattinn und Schwester zur Kapelle hinaufzusteigen und ein geschnitztes oder gemaltes Bild der Barke, auf welcher ihr Theuerstes den stürmischen Wogen preisgegeben ist, hier aufzuhängen und feurige Gelübde zu thun. Ausserdem nehmen auch andere Bedrängte ihre Zuflucht zu diesem Gnadenbilde, Leidende, Gebrechliche und Kranke, und man sieht hier Weihgeschenke aller Art, wächserne Hände und Füſse, die ersten Blumen des Frühlings, ein Bündel Weintrauben, oder eine Handvoll Kornähren, die Erstlinge der Weinlese und der Aerndte. Taglöhner, Bauern und Matrosen, alle knieen rund

Digitized by Google

um den Altar der Kapelle, denn sie bilden insgesammt eine Familie vor dem Angesichte der gemeinschaftlich verehrten Mutter.

Obschon die Normandie heut zu Tage keineswegs als ein Weinland bekannt ist, so darf man sich doch nicht wundern, unter den oben verzeichneten Weihgeschenken auch ein Bündel Trauben zu finden. Der Wein ist in der That ein nicht unbedeutender Consumtions-Artikel. Schon oben wurde gesagt, daſs eine Weintraube und ein Stück Brod oft das einzige Frühstück des gemeinen Volkes seyen. Aber auch auf den Tafeln der übrigen Klassen macht er einen unerläſslichen Bestandtheil des Nachtisches aus. Die normandische Traube ist in manchen Gegenden so groſs, so saftreich und süſs, daſs bei gehöriger Pflege und Behandlung gewiſs ein recht vortrefflicher Wein daraus gewonnen werden könnte.

Bis zur Mitte des XVI. Jahrhunderts war die Normandie auch wirklich ein Weinland, und der Grund des oben erwähnten Verbotes, mehr als ein Drittel des Bodens mit Wein zu bepflanzen, war eine Hungersnoth im J. 1566, die man dem übermäſsigen Weinbau zuschrieb. Als späterhin dieses Verbot zurückgenommen wurde, scheinen es die Pächter nicht mehr der Mühe werth gehalten zu haben, ihren Fleiſs auf die Kultur des Weinstocks zu wenden. Dagegen richteten sie ihre Aufmerksamkeit auf ein anderes, uraltes Getränk der Normandie, das im Laufe der Zeit fast auſser Gebrauch gekommen war. Dieses Getränk

Digitized by Google

war der *Cyder* (Obstwein). Aber erst unter Heinrich III. wurde er allgemeiner bekannt und selbst damals scheint er sich noch nicht über die Gränzen der Normandie hinaus verbreitet zu haben. Nach Paris wurde er in Gestalt einer Arznei eingeführt; ein schlauer Norman, Namens *Paulmier de Grantemesmil*, Leibarzt des Herzogs von Anjou, mischte ein wenig Senesblätter unter den Cyder und verkaufte ihn den guten Parisern als ein kostbares Laxirmittel. „Der Mann wurde in kurzer Zeit reich;“ — sagt *Guy-Patin* — „es war allerdings ein wenig Marktschreierei dabei; aber ihr wiſst so gut als ich, daſs ein Mann, der zugleich *Norman* und *Doktor* ist, zwei treffliche Eigenschaften besitzt, ein Charlatan zu werden.“

Seit dieser Zeit wurde die Kultur des Aepfelbaums fortwährend sehr eifrig in der Normandie betrieben und der Weinbau dagegen vernachlässigt. Cyder ist jetzt das gewöhnliche Tischgetränk der Familien und das Labsal des gemeinen Volkes in den Schenken. Er ist zwar nicht so wohlschmeckend und lieblich wie der Cyder von Devonshire, aber dafür kräftiger und allem Anscheine nach auch gesünder. Bloſs den Zähnen ist er schädlich, aber wahrscheinlich nur deshalb, weil er unmittelbar vor und nach der heiſsen Suppe getrunken wird, die hier ein nothwendiger Bestandtheil des Mittagsmahls aller Volksklassen ist. Der Cyderbranntwein, welcher ebenfalls in groſser Menge durch die ganze Normandie getrunken wird, hat nur wenig Aehnlichkeit mit dem Wein-

Digitized by Google

Branntwein (Franzbranntwein) und würde in England, wo man doch jedes unter diesem Namen verkaufte Gesöff gierig verschlingt, kaum als Medicin genommen werden. Das Schlimmste ist, daſs dieser Cyder-Branntwein zur Verfälschung des Weinbranntweins gebraucht wird und zwar so häufig, daſs man nur in den ersten Gasthöfen sicher seyn kann, ein echtes Glas von diesem Letztern zu bekommen. — Die Pflege des Apfelbaums verlangt übrigens eben so viel Sorgfalt und Mühe, als die des Weinstocks. Es giebt eine Menge Sorten von Bäumen, welche dem vorüberziehenden Reisenden alle von einerlei Art zu seyn scheinen, aber vom Landwirth genau unterschieden werden. Auch wird aus jeder Sorte eine eigne Cyder-Gattung bereitet.

Der Weg von Honfleur nach *Caen* führt durch die unbedeutende Stadt *Pont-Lévêque* und einige Dörfer, unter welchen *Beaumont* als der Geburtsort des berühmten *Laplace* merkwürdig ist. Wenn aber der Reisende nur etwas Zeit übrig hat, so wird er wohl thun, von Pont-Lévêque, anstatt gerade nach Caen zu gehen, einen Abstecher nach dem benachbarten *Lisieux* zu machen. Der Weg dahin führt längs dem Ufer des *Toucques* fort, eines Flusses, der von Süden nach Norden die Normandie fast in zwei Hälften theilt. Der Boden ist sehr uneben und bietet manche malerische Ansicht dar. Ueberall sieht man Dörfer in der Entfernung und trefflich angebautes Land; will man aber diese Dörfer näher betrachten und etwa Be-

Digitized by Google

obachtungen über die hiesige Landwirthschaft anstellen, so findet man, daſs die Zugänge höchst beschwerlich und gefahrvoll, bisweilen sogar ganz unmöglich sind. Die Flecken und Dörfer in der Nachbarschaft bezahlen ihren Antheil zur Unterhaltung der Hauptstraſse aufs pünktlichste, aber es fällt ihnen nicht ein, die Dörfer selbst durch gute Straſsen mit einander zu verbinden. Es ist gar nichts Seltenes, einen Lastwagen mit leeren Tonnen auf der Hauptstraſse halten zu sehen, welcher hier wartet, bis ihm der Cyder in kleinen Gefäſsen aus den benachbarten Dorfschaften zugetragen wird; eine Arbeit, worüber oft mehre Tage vergehen. Diese unerklärbare Thorheit ist unter den, sonst so verständigen und betriebsamen Bewohnern der Normandie weit häufiger anzutreffen, als selbst in den am wenigsten aufgeklärten Theilen Frankreichs. Sogar in der unmittelbaren Nachbarschaft der Stadt Caen, wo doch das Land von einigen der schönsten Straſsen durchschnitten wird, die es in Europa geben kann, sind die Dörfer fast unzugänglich.

Lisieux wurde seiner Lage zufolge für das ehemalige *Noviomagus Lexoviorum* gehalten; aber die jetzige Stadt selbst hat nicht das mindeste Denkmahl aufzuweisen, was für ein so hohes Alterthum spräche. Das älteste Gebäude, die Kathedrale, stammt aus dem XII. Jahrhunderte und die schöne Kapelle der heil. Jungfrau ist aus noch späterer Zeit, indem sie von ***Pierre Cauchen***, Bischof von Lisieux, erbaut wurde, der damit

sein Gewissen für die Theilnahme an der Verurtheilung der Jungfrau von Orleans beschwichtigen wollte. Als man jedoch in neuerer Zeit mit der Erbauung der Straſse nach Caen beschäftigt war und am Eingange der Stadt zu graben anfing, geriethen die Arbeiter zufällig auf Alterthümer, die seit 15 Jahrhunderten mit Erde bedeckt gewesen waren. Es fanden sich nach und nach die Ruinen der alten Stadt, nicht durch eine Naturumwälzung, sondern durch die Hand der Menschen verschüttet und eine Oberfläche einnehmend, welche vier Mal gröſser war als die jetzige Stadt. Daſs keine Spuren davon in der Geschichte zurückgeblieben, ist gar nicht auffallend, wenn man den Charakter der wilden Sachsen bedenkt. Selbst im Schreiben unerfahren, verboten sie dasselbe auch Andern, und bei ihrer ungeheuern Rohheit waren sie solche Feinde der Civilisation, daſs sie sich nicht begnügten, die Werke derselben mit Feuer und Schwert zu zerstören, sondern sie auch noch mit Erde überschütteten und so für immer jede Spur davon zu vertilgen.

Es scheint noch einiges sächsisches Blut in den Adern der heutigen Bewohner von Lisieux zu flieſsen. Die Weiber dürften wohl die schönsten in der Normandie seyn; besonders machen die Landmädchen mit ihren weiſsen Hauben und Kleidern — ursprünglich eine dem Bauernstande als Abzeichen gesetzlich vorgeschriebne, seitdem aber aus Gewohnheit und Vorliebe beibehaltene Tracht — einen sehr angenehmen Eindruck. Ihre Züge

Digitized by Google

haben etwas Feines und Zartes, wie man es selten bei dem mit schweren Arbeiten beschäftigten Landvolke antrifft. Sie haben die lichte Hautfarbe und das blonde Haar der Normannen, das blaue Auge der Sachsen, die Adlernase der Römer, gleichen aber im Ganzen doch den übrigen modernen Französinnen.

Die Straſse von Lisieux nach *Caen* führt eine Zeitlang durch fruchtbare Gefilde, und wird weiterhin von dem tiefen Thale von *Auge* unterbrochen, welches die üppigsten Viehweiden in ganz Frankreich enthält. Indem man hier den steilen Hügel von *St. Laurent* hinabsteigt, erschlieſsen sich rechts und links in reizender Fülle die Obstgärten von *Estrées*, und in der Ferne sieht man die fruchtbaren Ebenen von *Caen;* bei heiterm Himmel kann man selbst die Thürme von *St. Etienne* wahrnehmen.

Caen soll, einigen Alterthumsforschern zufolge, auf oder bei der Stelle einer römischen Stadt erbaut seyn, die von den Sachsen zerstört worden. Diese *Civitas Viducassium* *) war die Hauptstadt des Landes, der Sitz der Regierung, und zugleich ein ansehnlicher Handels- und Waffenplatz. Im Laufe des IV. Jahrhunderts wurde sie durch die Heuschreckenschwärme der Barbaren zerstört, welche hierauf eine neue Stadt an derselben Stelle gründeten, die den Namen *Cat-hem*, oder

*) Nach Andern war Civitas Viducassium das heutige *Vieux* im Dep. des Norden.

Digitized by Google

Cat-hom, (im Angelsächsischen soviel als Regierungs- oder Kriegessitz) erhielt, aus dem der jetzige Name *Caen* entstand. Indessen ist dieses Alles nichts weiter als Vermuthung; nur so viel ist gewiſs, daſs Caen schon um die Mitte des X. Jahrhunderts, wo das Land an die Normannen übergegangen war, eine ansehnliche Stadt genannt wird. *Wilhelm der Eroberer* stiftete die Abteien *St. Etienne* und *Ste. Trinité*, welche noch jetzt die schönsten Denkmähler der Stadt sind. Die Erstere enthält zugleich die Grabstätte ihres berühmten am 9. Sept. 1087 zu Fécamp verstorbnen Stifters. Auſserdem besitzt Caen noch an andern kirchlichen Gebäuden einen sehr groſsen Reichthum. Ein Basrelief in der Kirche zu *St. Etienne le Vieux*, die Kuppel der *Gloriette*, das *Schloſs*, der schöne Glockenthurm der Kirche zu *St. Pierre* und die Vorderseite des *Hotels* der *Präfektur* sind Gegenstände, welche die Aufmerksamkeit jedes Reisenden verdienen. — Caen ist der beständige Wohnsitz einer Menge englischer Familien, die hier eine eigne protestantische Kirche haben.

Caen würde ein Handelsplatz von groſser Wichtigkeit seyn, wenn die *Orne*, an der es liegt, schiffbar wäre. Schon unter *Franz* I. wurde vorgeschlagen, diesen Fluſs für groſse Schiffe fahrbar zu machen und zwischen ihm und der Loire, mittelst der Sarthe, eine Verbindung herzustellen. Eine Untersuchung der ganzen Gegend um das Ende des XVII. Jahrhunderts bewies, daſs dieser Plan ohne Schwierigkeiten und mit verhältniſsmä-

Digitized by Google

ſsig geringen Kosten auszuführen seyn würde. Aber die Schiffbarmachung der Orne würde ganz nutzlos seyn, wenn man nicht zugleich die gefährlichen Sandbänke an ihrer Mündung wegschaffen könnte. Da dieses offenbar unmöglich ist, so hat man den Vorschlag gemacht, dem Flusse ein anderes Bett zu graben und ihm eine neue Mündung zwischen Colleville und Oysterham anzuweisen. Dieser Vorschlag soll wirklich ausführbar seyn. Es könnte dadurch ein Seeplatz vom ersten Range an der Bay von Colleville ins Leben gerufen werden, während gegenwärtig zwischen *Havre* und *Hogue* kein Zufluchtsort für Schiffe vorhanden ist, und die innere Schiffahrt würde zugleich eine bequeme und wenig kostspielige Verbindung mit dem ganzen Norden und Westen von Frankreich hervorbringen.

Lyon ist ein kleines Dorf an der Küste, welches von den Einwohnern der Stadt Caen zuweilen um seiner Seebäder willen besucht wird. Hier kann der Wanderer sein Hauptquartier aufschlagen, wenn er Lust hat, die Mündung der Orne, die Bay von Colleville, und die Kapelle *Notre Dame de la Delivrande* zu besuchen. Diese Kapelle ist, wie die oben beschriebne zu Notre Dame de Grace bei Havre, mit Weihgeschenken von Seeleuten, ihren Verwandten und Freunden angefüllt. Man sieht von ihrer Nähe aus die lange Reihe der Felsen von *Calvados*, die dem Departement den Namen gegeben haben; zwischen ihnen und der Küste liegt die Bay *Fosse d' Espagne.* An diesen Fel-

Digitized by Google

sen scheiterte eines von den Schiffen der berühmten Armada K. *Philipps II.*, wurde dann in die Bay getrieben und sank hier gänzlich zu Boden.

Bayeux ist gewissermafsen eine Nebenbuhlerinn von Caen; es herrscht eine Art Eifersucht zwischen beiden Städten, die eigentlich aber nur für die Alterthumsforscher von Interesse ist. Bayeux blickt verächtlich auf Caen herab und datirt seine Entstehung aus einem weit frühern Zeitalter als dieses. Der Berg Phaunus soll ein Druiden-Sitz gewesen seyn. Auch von römischen Tempeln und Theatern finden sich Spuren; auf diese folgen die Denkmähler der Sachsen und zuletzt die der Normannen. Bayeux war im XI. Jahrhunderte ein Besitzthum des berühmten Bischofs *Odo*, welcher Wilhelm den Eroberer in dem Kriege gegen die Engländer begleitete. Ein Theil der alten Kathedrale stammt noch aus seiner Zeit; das Uebrige ist, wie gewöhnlich, ein Gemisch von Baustylen des XII., XIII. u. XIV. Jahrhunderts. Eine andere Merkwürdigkeit dieser Stadt sind die Tapeten der Königinn *Mathilde*, sie stellen die Waffen, Kleidertracht, Sitten und Gebräuche des XI. Jahrhunderts mit vieler Genauigkeit dar. Es sind jedoch keine eigentlichen, gewirkten Tapeten, sondern mehr eine Art von Stickerei, bei welcher blofs die Umrisse der Gegenstände angegeben sind. Bayeux ist der Geburtsort der berühmten Schauspielerinn Dem. *Georges*, welche im J. 1820, wo ihr Ruf durch ganz Europa verbreitet war, sich

Digitized by Google

herablieſs, hier in einer Scheuer vor ihren Landsleuten als Merope aufzutreten.

Die Gegend zwischen *Bayeux* und *Isigny* ist vielleicht die reizendste in der Normandie. Der Boden ist höchst fruchtbar und trefflich angebaut, und selbst der geringste Bauer hat ein behagliches Ansehen. *Isigny* ist ein kleiner Hafen, der letzte in der groſsen Ebene der Normandie, denn weiter hin beginnt gleich die Halbinsel. Die Verbindung zwischen diesen beiden Theilen des Landes geschieht durch die Brücke von *Vey*, ein prachtvolles, von Granit aufgeführtes Werk der Baukunst.

Carentan ist eine kleine befestigte Stadt an der Douve, in einer sumpfigen und ungesunden Gegend. Jenseits dieser Stadt wird das Land wieder so freundlich wie zwischen Bayeux und Isigny. Die Straſse läuft so eben fort, daſs man drei Lieues weit gerade aus sehen kann. Den Gesichtskreis schlieſst der Kirchthurm von *Montebourg*.

Valognes ist nur noch der Schatten einer Stadt, die ehemals ein zweites Versailles genannt wurde. Gras wächst gegenwärtig in den weiten Höfen seiner groſsen Paläste, und die Straſsen, die einst unter dem Gerassel der Equipagen zitterten, sind jetzt verödet. Diese kleine Hauptstadt des normandischen Adels ist durch die Revolution herabgekommen und hat in Folge seiner Lage durch die geringe Zunahme der Gewerbe und des Handels nur wenig Ersatz für die frühern Verluste erhalten. Selbst das Hospital liegt fast in Ruinen,

Digitized by Google

gerade jetzt, wo man seiner Dienste am meisten bedurfte. Die Entstehung dieser Anstalt ist merkwürdig. Ein *armer Dienstbote*, um die Mitte des XVII. Jahrhunderts, verfügte auf seinem Todbette, daſs sein kleiner Sparpfennig zur Gründung eines Hauses für Kranke und Hilfsbedürftige verwendet werden sollte. Das Vermächtniſs trug jährlich noch nicht 30 Kreuzer Zinsen; aber die fromme Absicht des Stifters ward erreicht. Der kleine Betrag diente als Kern, um welchen sich bald die wohlthätigen Spenden der dadurch beschämten reichern Einwohner anlegten, und in wenig Jahren war das Gebäude fertig.

Von Valognes nach *St. Vaast* ist der Weg recht angenehm, und dieſs ist kein geringes Lob in diesem Theile der normandischen Halbinsel. Bei der kleinen Stadt selbst ist die Aussicht sowohl auf das Meer als nach der Landseite hin, prachtvoll, und die vom *Mont Pernelle* in der Nachbarschaft hat ihres Gleichen nicht in diesem Theile von Frankreich. Der kahle Gipfel des Berges wird von der Kirche Pernelle und einigen Nebengebäuden eingenommen, und zu den Füſsen desselben entfaltet sich die ganze Bay von Cotentin, die Insel Tatihon, St. Vaast, La Hogue, die Inseln von St. Marcouf, gleich dunkeln Flecken im fernen Meere, und zur Linken die befestigte Landspitze von Reville, und noch weiter hin die Kirchthürme von Barfleur und der Leuchtthurm von Gatteville.

Barfleur war ehemals ein nicht unbedeutender

Digitized by Google

Hafen. Der berühmte Schiffbruch der *Blanche-Nef*, im J. 1120, beweist, daſs er zum Einschiffungsplatz der Herzoge der Normandie bestimmt wurde.

In *Cherbourg* angelangt, sucht man sogleich mit gierigem Auge den berühmten pracht- und wundervollen Hafen, den schon durch Ludwig XIV. mit groſsen Kosten im Meere erbauten und von Napoleon bis zur Oberfläche erhobnen Damm, die von Granit errichteten Festungswerke und die Bassins, welche Millionen verschlungen haben. Es bedarf aber mancher Hin- und Herfahrten auf dem Meere und mancher Kartenstudien, ehe man sich einen richtigen und vollständigen Begriff von Cherbourg machen kann.

Der groſse Marschall *Vauban*, welcher alle Punkte der französischen Küsten, von *Dünkirchen* bis *Antibes*, sorgfältig untersucht und scharfsinnig gewürdigt hatte, nannte Cherbourg die *Herberge der Manche* (*l' Auberge de la Manche*). Es war auch wirklich damals eine Herberge, allen Winden offen stehend, schlecht unterhalten und schlecht verwahrt, ein wahres morgenländisches Karawanserai, wo jedermann einkehren konnte, Freund und Feind, der ehrliche Mann und der Seeräuber.

Diese Herberge nun hat zu allen Zeiten aus drei von einander unterschiednen Theilen bestanden. Es ist eine langgestreckte Stadt, von unscheinbarem Aeuſsern, wie Dieppe amphitheatralisch am Ufer des Meeres und im Hintergrunde einer Bay gelegen, die fast gleichweit von Brest und

Digitized by Google

Dünkirchen entfernt ist. Diese groſse, ehemals weit geöffnete Einkreisung streckt ihre langen felsigen Arme bis zu den Caps von Barfleur (Raz de Gatteville) und La Hogue aus, welche ihrerseits die beiden am meisten vorgeschobnen Punkte der Halbinsel Cotentin sind, jenes groſsen Promontoriums, dessen Küsten, von der Insel Wight angesehen, England stets drohend gegenüber stehen. Ein Schiff, das auf diese Bay zu segelt, findet bald eine zweite von derselben Gestalt, gleichsam den zweiten Saal der Herberge. Es ist die Rhede, die unermeſsliche Rhede, umschlossen wie ein zweiter Halbkreis von der groſsen, zehn Lieues breiten, den Fluthen des Meeres geöffneten Bay. Die beiden Enden dieser Rhede stützen sich in Osten auf die kleine Insel *Pelée*, einen kahlen Felsen, auf dem sich jetzt eine ungeheure, mit 100 Kanonen bespickte Granitmasse erhebt, in Westen aber auf die gleichfalls mit Granit und Artillerie bedeckte Landspitze *Querqueville.* Zwischen diesen beiden Punkten erstreckt sich das Meer auf eine Länge von 4000 Toisen, und in der Linie dieser Richtung ist der berühmte Damm aufgeführt. Ist das Schiff hier angelangt, so findet es eine dritte Einkreisung, den letzten, von der Küste gebildeten Halbkreis, ebenfallls von zwei Forts vertheidigt, dem von *Homet* und der Batterie der Insel Pelée. Hier kann es endlich auf der *Rhede* von Cherbourg sicher vor Anker gehen; aber es ist noch nicht im *Hafen.*

Wenn das Schiff dem Staate gehört, z. B. eine

Digitized by Google

Fregatte ist, so findet es zur Linken ein groſses in den Felsen gehauenes Bassin, welches ihm einen sichern Ankerplatz darbietet. Hier liegen die gröſsten Schiffe; es ist der *Kriegshafen*, der sich hochmüthig jedem Kauffahrteischiffe verschlieſst. Zwanzig der gröſsten Kriegsfahrzeuge können hier, 20 Lieues von Portsmouth, im Angesichte dieses groſsen Arsenals der brittischen Marine, gemächlich vor Anker gehen.

Die Handelsfahrzeuge setzen ihren Weg fort und begeben sich längs einem ungeheuern Hafendamme in ein zweites, ebenfalls dem Felsen abgetrotztes prachtvolles Bassin, welches aber nur den bescheidnen Namen *Vorhafen* führt. Es steht durch eine Schleuse mit dem eigentlichen *Handelshafen* in Verbindung, einem bewundernswürdigen Wasserspiegel, von zwei eines Babylon würdigen Quais eingeengt, an welchen sich von hochstämmigen Alleen beschattete Häuserreihen hinziehen. Dieſs ist der innerste Theil der „Herberge", ein wahres Freundschaftsgemach, wo der Einkehrende nichts weiter zu befürchten hat.

Die Rhede von Cherbourg ist um so bewundernswürdiger, als sie durchaus nicht blokirt werden kann. Die groſse Strömung des brittischen Kanals (La Manche) dringt bis an den Eingang der Bay und fegt sowohl mit der Fluth als mit der Ebbe, Alles weg, was sich etwa zwischen dem Cap Lévi und dem Fort Querqueville festzusetzen versuchen wollte. Von den 32 Winden des Compasses sind 22 der Ein- und Ausfahrt günstig,

Digitized by Google

so daſs jedes Fahrzeug seine Richtung nach Belieben nehmen kann. Das Auslaufen wird überdieſs durch ein Fahrwasser begünstigt, welches zur Fluthzeit mehr als 18 Fuſs Tiefe hat. Die den Hafen verlassenden Schiffe haben auf diesem Fahrwasser eine Strecke von 300 Klafter zurückzulegen; dann brauchen sie nur noch 5- bis 600 Klafter, um die Rhede zu erreichen, von wo sie, wie gesagt, nach jeder Richtung ins offne Meer segeln können. Innerhalb der Rhede haben sie nicht die geringste Klippe zu fürchten, und selbst bis weit hinaus auf die hohe See treffen sie nicht eine einzige Sandbank an.

Der Hafen und das ehemalige Kastell von Cherbourg spielen in der Geschichte Frankreichs eine wichtige Rolle. *Froissard* spricht jeden Augenblick davon und nennt es eines der stärksten Schlösser der Welt. Meister *Robert Wace* rühmt in seiner bekannten Weise die kriegerische Bevölkerung dieser Küsten und nennt das Schloſs *Chierisborc*. *Ordéric Vital* läſst den Dänen-König *Haigrold*, der mit seinem Gefolge auf einer Flotte von 60 Segeln hieher gekommen war, zwei Jahre lang hier verweilen. Der König war auf der Flucht vor seinem Sohne *Swénon*, der ihn vom Throne gestoſsen hatte, und *Wilhelm mit dem langen Schwert* (*Guillaume Longue-Epée*), Herzog der Normandie, wies ihm diese Residenz an, um hier neue Streitkräfte zu sammeln. Späterhin bestimmte Herzog *Richard III.* das Schloſs „Carusbourg" (wie es damals geschrieben wurde)

Digitized by Google

zum Wittwensitze seiner Gemahlinn *Adèle*, Tochter des Königs Robert. Viele Jahrhunderte hindurch war diese Küste sehr belebt. *Eduard der Bekenner* schiffte sich hier mit königlicher Pracht ein, um Besitz vom englischen Throne zu nehmen. *Wilhelm der Rothkopf* setzte hier zu Ende des XI. Jahrhunderts seine Truppen ans Land. Einige Jahre später kam ein anderer König von England lustig und guter Dinge nach Cherbourg; kehrte aber voll Trauer und in Thränen gebadet nach der Heimath zurück. Das berühmte Schiff, die oben erwähnte *Blanche - Nef*, auf der er anlangte, war mit einer purpurnen seidnen Flagge geschmückt, an deren Stelle bald eine schwarze trat. *Wilhelm*, der einzige Sohn des Königs, bestieg in Gesellschaft mehrer Herren und Frauen dieses Schiff, welches an einer Klippe scheiterte und zu Grunde ging. *Richard Löwenherz*, *Heinrich II.* und seine Nichte *Eleonore*, kamen gleichfalls häufig als Gäste nach Cherbourg. Aber nichts weniger als willkommen war der Besuch *Eduards III.*, der es mit einer furchtbaren Armee angriff, die aber dennoch das gut vertheidigte und stark befestigte Kastell nicht erobern konnte. Um sich zu trösten, zog Eduard ab, gewann die Schlacht von *Crécy* und belagerte *Calais*, dessen Bewohner dem Schicksale unterlagen, das er denen von Cherbourg zugedacht hatte.

Wie viel Fürsten haben nicht seit dem Dänenkönig *Haigrold* einen Zufluchtsort an diesen Ufern gesucht. Man zeigt noch eine Kapelle, die jedes

Digitized by Google

Jahr einige Schritte weiter zurück verlegt wird, um sie den Meereswogen zu entreiſsen, die immer weiter vorwärts dringen. Sie wurde nach einem schrecklichen Sturme errichtet, der die vertriebne *Mathilde*, Tochter *Heinrichs I.*, hier ans Land warf, wo sie in Cherbourg gastfreundlich aufgenommen wurde.

Johann ohne Land kam nach der für ihn unglücklichen Schlacht von Bovines und nach dem Verluste seiner Besitzungen in der Normandie, ebenfalls nach Cherbourg. Es blieben blutige Spuren von ihm zurück. Er lieſs von der Höhe eines Felsen seinen Neffen *Artus*, den letzten Grafen von Bretagne, der ihm die englische Krone streitig gemacht hatte, hinabstürzen.

Der unglückliche *Karl von Navarra* erhielt Cherbourg zum Geschenk von seinem Schwiegervater, dem Könige Johann, welcher ihn in das Schloſs *Andelys* einsperren lieſs, aus dem er als Kohlenbrenner verkleidet entschlüpfte.

Endlich sah Cherbourg noch den *Herzog von Glocester*, Bruder Heinrichs V., der sich desselben bemächtigte; *Margarethen von Anjou*, als sie das Gefängniſs in England verlassen hatte; *Franz I.*, nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft, nach der Schlacht von Pavia; auch *Jakob II.* von England, der 1688 hier ans Land stieg und nach einigen Jahren wiederkam, um zu sehen, wie *Tourville* von der englischen Flotte geschlagen wurde, u. a. m.

Es ist die ganz eigne Lage von Cherbourg,

Digitized by Google

welche es zum Gegenstande so vieler ausgezeichneten Besuche gemacht hat. Zwei kleine, in unsern Tagen kaum noch bemerkbare Flüsse, die *Divette* und der *Trottebec*, haben den berühmten Hafen gebildet, bevor noch geschickte Menschenhände das daraus gemacht haben, was er jetzt ist. Diese beiden kleinen Gewässer flieſsen ruhig zwischen Weiden dahin, vereinigen sich am äuſsersten Ende des von den hohen Bergen *Roule* und *La Fauconnière* gebildeten Thales, und setzen dann ihren Lauf durch das ehemalige Bassin, den Hafen und das Fahrwasser bis zum Meere fort, wo sie zur Zeit der Ebbe noch auf weite Entfernung hinaus als ein deutlich unterscheidbarer blauer Streifen zu sehen sind. Diese Flüſschen haben aber dem Hafen nicht bloſs sein Daseyn gegeben, sondern sie sind auch noch immer ohne Unterlaſs bemüht, ihn zu erhalten, indem sie den Sand und Schlamm, welchen die Fluth mit sich bringt, fortwährend wieder ins Meer hinausschaffen.

Der ursprüngliche Hafen war sehr einfach. Das Meer drang bei jeder Fluth bis an den Fuſs der Berge, die jetzt die Stadt umgeben, und brachte, die Stelle eines Lootsen vertretend, alle Schiffe, die sich am Eingange der Bay befanden, wohlbehalten an ihren Ankerplatz, von wo sie, wenn es ihnen beliebte, zur Zeit der Ebbe durch dasselbe Meer wieder hinausgeführt werden konnten. Um das Jahr 1739 wurden die ersten wissenschaftlichen Arbeiten zu Cherbourg unternommen. Diese bestanden in einem Theile des jetzigen Ha-

Digitized by Google

ſendammes, einigem Mauerwerk am Quai, einer Schleuſse und einer Zugbrücke. Von dem groſsen, äuſsern Damme war noch keine Rede. Man brachte bis 1758 mit der Arbeit zu. Da kamen die Engländer, landeten an der Bucht von Urville, zwei Lieues von Cherbourg, hielten diesen Platz acht Tage lang besetzt, zerstörten während dieser Zeit Alles, was gebaut worden, plünderten die Einwohner, brannten ihre Häuser nieder, und schifften sich nicht eher wieder ein, als bis sie die wenigen Kanonen, die damals die Küste vertheidigten, auf ihre Fahrzeuge gebracht hatten.

Dieser Unfall überzeugte die Regierung von der Nothwendigkeit, den Eingang des Hafens von Cherbourg zu befestigen und sich aller Zugänge dieser weitläuftigen Bay zu versichern. Indessen war der damalige Hof mit ganz andern Dingen beschäftigt, als daſs man an etwas so Unbedeutendes, als die Vertheidigung einer Seeküste war, hätte denken können. *Dumouriez*, der zwanzig Jahre nach der Landung der Engländer zum Befehlshaber von Cherbourg ernannt wurde, wäre beinahe in die gröſste Ungnade gefallen, als er es eigenmächtig gewagt hatte, einige Kanonen und 2 oder 3 Mörser auf der Batterie der Insel Pelée aufzustellen. Der Fürst von *Montbarrey*, damaliger Kriegsminister, schrieb ihm, wie er so unvorsichtig sein könne, die Artillerie des Königs bloſszustellen. *Dumouriez* antwortete kurz, dazu sei die Artillerie da, und fuhr ganz ruhig fort, Batterien zu bauen und sie mit Geschütz zu versehen.

Digitized by Google

Diesem General gebührt auch der Ruhm, zuerst die Bay von Cherbourg geschlossen und gewissermaſsen Thüren an dieser „Herberge" angebracht zu haben, die bis dahin für Jedermann offen gestanden hatte. Zwar hatte schon der Marschall *Vauban* die erste Idee dazu angegeben; aber es war damals noch nicht an der Zeit, ein so kühnes Unternehmen auszuführen. Erst unter Dumouriez machte der damalige Befestigungs-Direktor von Cherbourg, *de Caux*, den Vorschlag, die Rhede durch einen Damm zu sperren, welcher sich von der Insel Pelée bis zum Fort Homet erstrekken und nur an seinen beiden Enden Durchgänge für die Schiffe haben sollte. Indessen hatte dieses Projekt manches Unvortheilhafte. Es lieſs die groſse Bay ohne Vertheidigung, die einzige zum Ankerplatze für Kriegsschiffe taugliche, welche gegen feindliche Angriffe ohne Schutz gewesen wären. Eben so wenig hätten die kleinen Fahrzeuge, im Fall sie von Seeräubern verfolgt worden, hier einen Zufluchtsort gefunden, da sie nicht schnell genug durch die schmalen Eingänge an den Enden des Dammes hätten einlaufen können.

Ein Schiffskapitän, Namens *La Bretonnière*, der den Cherbourger Hafen bis auf die geringste Kleinigkeit kannte, hatte unterdessen schon einen weit kühnern und groſsartigern Plan entworfen. Es war beinahe derselbe, welcher späterhin unter der Regierung *Ludwigs* XVI. ins Werk gerichtet und von *Napoleon* fortgesetzt wurde. Es handelte sich nämlich darum, am Eingange der groſsen

Digitized by Google

Bay, mitten auf der hohen See, über der Tiefe des von den gröſsten Fahrzeugen durchschifften Gewässers, einen Damm zu erbauen, der 4000 Fuſs lang seyn, drei Oeffnungen oder Durchgänge, jede von 5- bis 600 Klaftern, haben und mit vier Forts versehen werden sollte, um diese Eingänge zu vertheidigen. Dieser Damm sollte die groſse Rhede einschlieſsen und neunzig Linienschiffen einen sichern Ankerplatz gewähren. Zu gleicher Zeit schlug *La Bretonnière* vor, an einer Stelle, *Le Galet* genannt, links vom Eingange der zweiten Abtheilung der Bay, ein Bassin für die königliche Marine zu graben. Der klug berechnende Marschall *Vauban* hatte schon früher diese Bodenstrecke durch die Marine-Verwaltung kaufen und aufbewahren lassen. Man nannte diese Stelle damals die *Königsaue*. Einige Greise in Cherbourg erinnern sich noch recht gut, hier Getraideähren wogen gesehen zu haben, wo sich jetzt die Fluthen des Meeres an den Granitwällen brechen.

La Bretonnière hatte groſse Schwierigkeiten zu überwinden. Der See-Minister und sein Anhang widersetzten sich aus unbekannten Gründen der Errichtung eines Kriegshafens in Cherbourg. Vergebens stellte man ihnen vor, daſs die Vorfälle des letzten Krieges diese Anstalt für die französischen Geschwader, welche den drei englischen Häfen des Kanals, *Deal*, *Portsmouth* und *Plymouth*, gegenüber fortwährend in Thätigkeit seyn muſsten, unumgänglich nöthig gemacht hät-

Digitized by Google

ten. Man kann sich einen Begriff von der damaligen Seeverwaltung machen, wenn man die Einwendung hört, die dem Plane entgegengestellt wurde. *La Bretonnière* sollte das vorgeschlagne Unternehmen, anstatt zu Cherbourg, lieber bei *La Hogue* ausführen, das an der andern Seite der Halbinsel Cotentin, an der Bay von Caen, liegt. Vergebens erwiederte er, daſs die Rhede von La Hogue in der Nähe einer langen, sehr gefährlichen Klippenkette liege, und daſs, um hier durchzudringen, man das *Raz de Barfleur* (oder *Gatteville*) umschiffen müsse, eine sehr schwierige Stelle, wo die von einer Bay zur andern springenden Wogen sich mit ungeheurer Gewalt brechen. Vergebens setzte er hinzu, daſs die sieben Flüsse, die sich hier dicht bei einander ins Meer ergieſsen, eine furchtbare Strömung bilden. Vergebens schickte er dem Minister eine genaue Aufnahme dieser flachen und ganz wehrlosen Küste, eine geognostische Aufnahme dieser von allen Steinbrüchen entblöſsten, mit pesthauchenden Sümpfen und Morästen bedeckten Gegend. Die Antwort war: ein durch die Schlacht des Herrn von *Tourville* so berühmt gewordener Ort könne auf jeden Fall nicht unzweckmäſsig gewählt seyn.

Endlich aber gelang es doch, nach vielen Verhandlungen und Schreibereien, den Minister und seine Beamten von der Idee in Betreff La Hogue's abzubringen, aber von Cherbourg wollte man gleichwohl nichts wissen. Da die Anhänger

Digitized by Google

des letztern Projekts hauptsächlich deshalb auf der Ausführung desselben bestanden, damit die französischen Schiffe einen sichern Zufluchtsort vor den Corsaren der Inseln *Guernsey* und *Jersey* haben möchten, so fand man es für besser, sich dieser Inseln zu bemächtigen. Es war dieſs kein übler Einfall, aber er vertrug sich recht gut mit der Erbauung des Dammes zu Cherbourg.

Die Expedition gegen die erwähnten Normannischen Inseln wurde wirklich unternommen, hatte jedoch einen so schlechten Erfolg, daſs in Zukunft weiter keine Rede davon war. Im J. 1781 kam es endlich auch zur Ausführung des Vorschlages von *La Bretonnière*; indessen wurde derselbe in der Art, wie ihn dieser Offizier angegeben, verworfen und dafür ein anderes Verfahren angenommen, welches der Ingenieur *de Cessart* in Vorschlag brachte. Dieses bestand darin, daſs man groſse Kasten von kegelförmiger Gestalt aus langen Balken verfertigte, welche durch ungeheure eiserne Reifen zusammengehalten wurden. Es waren so zu sagen ungeheure abgestumpfte Zuckerhüte von sechszig Fuſs Höhe, welche an der Grundfläche 140 und am obern Theile 60 Fuſs Durchmesser hatten. Solcher hohler Kegel wollte man 190 Stück, einen neben den andern, längs der ganzen Linie, wo der Damm sich zu erheben bestimmt war, ins Wasser senken, und der innere Raum sollte mit Steinen ausgefüllt werden. Aber nur die Kuppen dieser Kegel sollten über den Wasserspiegel emporragen und auf diese Art

Digitized by Google

am Eingange der Rhede eine lange Linie von Pyramiden bilden, die jedoch enge genug beisammen ständen, um jedem Schiffe die Durchfahrt zwischen denselben unmöglich zu machen. Aufserdem sollten die Kuppen der Kegel noch durch lange und starke eiserne Ketten mit einander verbunden werden.

Der erste dieser Kegel wurde 1782 zu Havre gebaut und fiel ganz nach Wunsch aus. Man schaffte ihn nach Cherbourg, wo er aber erst 1784, etwa 60 Klafter weit von der Insel Pelée, ins Wasser gelassen wurde. Er sollte das westliche Ende des Dammes bilden. Ein zweiter Kegel ward neben diesem ersten im folgenden Sommer eingesenkt; aber schon zu Ende des Monats August desselben Jahres zerstörte eine Sturmfluth den obern Theil dieser beiden Pyramiden.

Man hatte berechnet, dafs die Erbauung des ganzen Dammes, auch wenn kein solcher Unfall dazwischen käme, wenigstens 20 Jahre Arbeit und 80 Millionen Livres kosten würde. Arbeiter und Baumeister fingen jetzt an, den Muth zu verlieren. Der Marschall *de Castries*, damaliger See-Minister, begab sich nach Cherbourg, um die Gemüther wieder aufzurichten. Er hörte auf keine Einwendung und befahl, sogleich zehn neue Kegel zu bauen. Zugleich kündigte er an, dafs der König in Person nach Cherbourg kommen werde, um der Einsenkung des dritten Kegels beizuwohnen.

Der König fand sich im J. 1786 wirklich zu Cherbourg ein, wo sein Bruder, der damalige

Digitized by Google

Graf von Artois, schon einige Tage früher angelangt war. Am folgenden Morgen schifften sich beide, von allen Offizieren der Admiralität, den Beamten und der Geistlichkeit begleitet, im Hafen ein und begaben sich nach der Rhede, um auf einem der bereits eingesenkten Kegel, dessen Oberfläche mit einem prächtigen Zelt geschmückt war, das Frühstück einzunehmen. Dieser Kegel ist der einzige, von dem noch Spuren vorhanden sind; man erblickt noch über dem Wasser seine mit Felsentrümmern und Seetang bedeckte Kuppe. Am nächsten Morgen besuchte *Ludwig* XVI. die Bucht von *Urville*, wo die Engländer 1758 gelandet hatten, und verlieſs hierauf Cherbourg, dessen Hafenarbeiten nun mit verdoppelter Thätigkeit fortgesetzt wurden.

Die Stürme nahmen jedoch wenig Kenntniſs von den Ehrenbezeigungen, die dem neuen Baue durch die Gegenwart des Königs erwiesen worden waren; sie fuhren fort, die Kegel zu beschädigen und zu zerstören, so daſs nach und nach 21 solcher Kegel verschwanden, deren jeder 80,000 Livres gekostet hatte. Alles, was jetzt noch davon übrig ist, besteht in der vorhin erwähnten Ruine, auf welcher Ludwig XVI. die Gesundheit des Hafens von Cherbourg getrunken hatte, und in einigen hübsch gearbeiteten Modellen, die noch in den Sälen der Marine-Gebäude aufbewahrt werden.

Man gab also das Projekt der Kegel wieder auf und kehrte zu dem einfachern Systeme zurück,

Digitized by Google

den Damm aus groſsen Granitblöcken zu erbauen. Diese neuen Arbeiten wurden so eifrig betrieben, daſs am Schluſs des Jahres 1790 schon 360,000 Cubikfuſs Steine auf dem Meeresboden niedergelegt waren. Aber die unterdessen ausgebrochne Revolution brachte das ganze Unternehmen ins Stocken, und erst unter *Napoleon*, im J. 1802, wurde wieder Hand ans Werk gelegt. Eine neue Unterbrechung erfolgte im J. 1813, seit welcher Zeit der Bau bis zum J. 1832 liegen geblieben ist, wo man wieder angefangen hat, sich mit der Fortsetzung desselben zu beschäftigen. Nach den Berechnungen der See-Ingenieurs sind noch 2,763,996 Cubik-Meter Steine erforderlich, um den Damm bis über den Wasserspiegel emporzubringen. Bis jetzt sind bereits 3,702,075 Cub. M. eingesenkt worden, und die Kosten des vollendeten Theiles, der aber zur Zeit der Fluth nur erst an wenigen Stellen die Oberfläche des Wassers übersteigt, belaufen sich auf 20 Mill. Franken. Die Kosten der noch übrigen Arbeiten sind ungefähr auf 21½ Mill. Franken angeschlagen worden, ohne noch die Ausbesserungen zu rechnen, die von Zeit zu Zeit an dem schon vollendeten Theile nothwendig werden. Wahrscheinlich wird der ganze benachbarte Berg *Roule*, der seit der Schöpfung mit ungeheuren Granitmassen bedeckt ist, nach und nach ins Meer wandern müssen.

Wenn man auf der Straſse, die den Handelshafen einfaſst, in die Stadt kommt, so sieht man die kleinen Eisenbahnen, auf welchen die Granit-

Digitized by Google

blöcke von dem erwähnten Berge mittelst groſser und schwerfälliger Wagen nach dem Orte ihrer Bestimmung gebracht werden. Das Hin- und Herfahren dieser Wagen ist leider! das einzige Zeichen von Thätigkeit, welches man in diesem, seit einigen Jahren fast von allen Schiffen verlassenen Hafen bemerkt. Kaum sieht man noch einige norwegische Fahrzeuge, welche Tannenstämme bringen, die am Strande aufgestapelt werden, oder etwa einige Packetboote von *Jersey* oder *Guernesey*, auf deren Verdeck zwei oder drei unglückliche Reisende mitten unter Heerden von Ochsen und Schafen eingepfercht sind. Von Zeit zu Zeit kommen auch, während der schönen Jahreszeit, die prachtvollen Jachten des königlichen Clubbs der Themse in Cherbourg an; aber jene groſsen Kauffahrteischiffe, jene leichten amerikanischen Segler, welche jetzt das Bassin von Havre füllen, sieht man schon lange nicht mehr, und wenn nicht, was aber sehr selten geschieht, eine Abtheilung der Flotte auf der hiesigen Rhede vor Anker geht, so herrscht überall Oede und Stille.

Cherbourg hatte seine Glanzperiode unter Napoleon, welcher diesen Hafen ganz besonders hochschätzte und den Plan zu seiner Befestigung und Vervollkommnung mit eigner Hand entwarf. Man findet noch jetzt in einem der Säle des Arsenals das mit gröſster Sorgfalt gearbeitete Relief dieses Planes. Der Damm war die Hauptsache. Schon im J. 1803, als die mittlere Abtheilung desselben

Digitized by Google

sich kaum über den Wasserspiegel der Rhede emporhob, befahl Napoleon eine Batterie von Kanonen und Mörsern darauf zu errichten, was auch, trotz aller Einwendungen dagegen, ausgeführt werden muſste. Im August war das Geschütz aufgestellt worden und schon um die Mitte des Septembers zerstörte eine Sturmfluth die Brustwehren, so daſs die ganze Besatzung von 60 Mann beinahe ertrunken wäre.

Die in dieser Bay so furchtbaren Stürme, besonders aus Nordwesten und Nordosten, und die Gewalt der Sturmfluthen zur Zeit der Nachtgleichen waren nicht im Stande, die eiserne Beharrlichkeit Napoleons zu erschüttern. Kaum war ein neues Stück Mauerwerk über die Wellen emporgestiegen, als auch schon eine kaiserliche Depesche da war, mit dem Befehl, eine Kanone darauf zu stellen. In den ersten Tagen des Mai 1805 befahl er, auf dem noch wankenden Boden binnen 24 Stunden eine Batterie von 20 Feuerschlünden aufzustellen. Zwei zierliche militärische Pavillons für die Mannschaft wurden am Eingange der Batterie, und zwei schöne bombenfeste Rotonden für die Munition und die Mundvorräthe an ihren beiden Enden errichtet. Auch lieſs der Kaiser die Besatzung ansehnlich vermehren.

Bei jeder etwas hohen Fluth sahen die auf dem Damme einquartierten Soldaten nicht ohne Unruhe, wie die Wellen die gröſsten Granitblöcke wegrissen. Oft stand der ganze Boden der Batterie unter Wasser und das Meer nahm, wenn

Digitized by Google

es sich zurückzog, einige Bruchstücke der zierlichen Gebäude mit, die mit solcher Verwegenheit auf dem unruhigsten Punkte der Bay errichtet waren. Endlich trat ein furchtbar wüthender Sturm ein, an den sich die Bewohner Cherbourgs noch heute mit Schrecken erinnern. Kanonen, Granitblöcke, Soldaten und Arbeiter kugelten sich bunt durch einander mitten in den Wogen herum. Die Pavillons und Zelte wurden von den Fluthen bis zu den Füſsen der Einwohner geführt, die von allen Seiten herbeigelaufen waren, um dieses grausenvolle Schauspiel zu betrachten. Ein Theil der Garnison rettete sich in die unterirdischen Casematten, die längs den Batterien angebracht waren; aber 600 Mann kamen ums Leben und das Fort bot nur noch den Anblick eines Trümmerhaufens dar. Die gröſste Bestürzung war durch ganz Cherbourg verbreitet. Niemand wollte mehr seine Kinder zu den Arbeiten an diesem Damme hergeben, der sie alle zu verschlingen drohte. Die Muthlosigkeit war vollständig, die Trauer allgemein, und wenn man vom Damme sprach, so geschah es wie ehemals bei den Cretensern, wenn vom Minotaurus die Rede war.

Die Ingenieurs und die Offiziere waren nicht weniger niedergeschlagen. Man berechnete alles Mögliche, was noch geschehen könnte und gelangte zu der Ueberzeugung, daſs die Ausführung des ganzen Projektes rein unmöglich sei. Aber unvermuthet erschien ein neuer Befehl der Regierung, worin Folgendes verordnet wurde: 1) die Batterie

Digitized by Google

des Cherbourger Dammes soll auf einem elliptischen Thurme von gehauenen Granitblöcken nach dem beigefügten Plane erbaut werden; 2) als Grundlage soll die unter dem Wasserspiegel noch befindliche Steinmasse dienen; 3) auf dieser Grundlage soll eine Kaserne mit Mauern von 78 Schieſsscharten erbaut werden, welche im Stande ist, 150 Mann Besatzung, das Pulvermagazin und den Wasserbehälter zu enthalten; 4) auf dieser Kaserne soll eine Stückbettung für eine Batterie von 19 Sechs- und dreiſsig - Pfündern errichtet werden. Die Schwelle der Schieſsscharten soll 30 Fuſs über den höchsten Wasserstand zu liegen kommen.

Es wurde sogleich Hand ans Werk gelegt, und der Bau war im J. 1814 schon so weit über den Wasserspiegel emporgerückt und hatte einen solchen Grad von Dauerhaftigkeit erhalten, daſs das vorgeschriebne Fort vollendet werden konnte, als die damaligen politischen Ereignisse das ganze Unternehmen wieder ins Stocken brachten.

Auſser diesem Damm lieſs Napoleon auch den oben erwähnten schönen Kriegshafen und den Vorhafen für die Kauffahrteischiffe in den Felsen hauen, welcher 900 Fuſs lang und 720 Fuſs breit ist. Am Fuſse des Berges *Roule* erblickt man noch ein Bassin von sehr groſser Ausdehnung, ebenfalls ganz mit Granit ausgefüttert. Es wird zur Zeit der Ebbe ganz trocken gelegt, und man sieht dann nichts als eine Schlammfläche, welche von dem kleinen Flüſschen *Dicette* durchströmt wird, dessen klare vom Berge herabkommende Gewässer

Digitized by Google

sich mitten durch die Schlammfläche einen Weg bahnen. In der Tiefe dieses Grundes sind kostbare Schätze verborgen. Man bewahrt hier die schönsten Mastbäume, welche die französischen Waldungen geliefert haben. Einige Fuſs unter dem Schlamme liegen für mehr als 2 Millionen Franken der schönsten Stämme begraben, um für den Fall eines Seekrieges hervorgeholt und als Masten für Linienschiffe und Fregatten verwendet zu werden. Dieser Vorrath vermehrt sich von Jahr zu Jahr und ist hier vor aller Verderbniſs geschützt. Das Bassin empfängt nämlich abwechselnd die Fluthen des Meeres und das Wasser der Divette. Nun hat aber das süſse Wasser die Eigenschaft, alle Insekten zu zerstören, die etwa das Meerwasser erzeugen könnte, während das Letztere wieder allen Geschöpfen verderblich ist, welche sich in den Flüssen aufhalten. Auch bewährt es sich durch den Augenschein, indem alle Stämme, die man bis jetzt aus dieser Tiefe hervorgeholt hat, vollkommen erhalten waren und sogleich ihrer Bestimmung gemäſs verwendet werden konnten.

Um wieder auf den groſsen Hafendamm zurückzukommen, so leistet derselbe, obwohl er unvollendet geblieben ist, doch schon sehr gute Dienste. Vom Hafen aus, zunächst bei der Stadt, gewahrt man kaum einen kleinen Haufen Steine, der das Wasser höchstens auf eine Strecke von einigen Klaftern durchschneidet. Um den Damm selbst zu sehen, muſs man ein Boot besteigen und

Digitized by Google

auf die Rhede hinausfahren. Hier sieht man zu beiden Seiten des Hafeneinganges, nicht weit von den beiden Forts der Insel Pelée und der Spitze von Querqueville, die einander gegenüber stehend den Hafen vertheidigen, zwei Tonnen schwimmen, welche die äuſsersten Enden des Dammes bezeichnen, wo in Zukunft ebenfalls zwei Forts errichtet werden sollen. Nähert man sich diesen Punkten, so sieht man unter dem Gewässer der Rhede deutlich eine lange dunkle Linie; es sind die auf dem Meeresgrunde aufgehäuften Steine, auf welchen sich der Damm erheben soll. Freilich ist dieſs Alles, was ein Aufwand von 20 Millionen und 50 Jahren unglaublicher Arbeiten hervorgebracht hat, aber das Wenige ist doch von ungeheuerm Nutzen. Ein tief im Wasser gehendes Schiff, welches über jene kaum bemerkbare dunkle Linie hinwegsegeln wollte, müſste unfehlbar auf den Steinmassen und zusammengehäuften Kegeltrümmern zu Grunde gehen. Das Einlaufen in den Hafen ist jetzt nur zwischen einem der genannten Forts und einer der beiden Tonnen möglich, die auf der Oberfläche des Meeres schwimmen, ein sehr schmaler Durchgang, den bloſs die Lootsen genau kennen, um ihn ohne Gefahr zu durchschiffen. Die Herberge der Manche hat also gegenwärtig ein verschlossenes Thor, und sie würde für jeden, der mit Gewalt eindringen wollte, unfehlbar entweder ein Gefängniſs oder ein Grab werden.

Setzt man von Cherbourg die Reise längs der Westküste der Halbinsel nach Süden fort, und

Digitized by Google

hat man die Höhe des Plateau erreicht, auf welchem *Avranches* erbaut ist; so wird der Blick unwillkührlich auf die prachtvolle Aussicht hingelenkt, welche sich hier dem staunenden Wanderer darbietet. Jener kegelförmige Pfeiler in der Ferne, nahe am Meeres-Horizonte, ist die berühmte Festung *Mont St. Michel*, und nahe dabei, zur Rechten, liegen die Felsen von *Tombelaine.* Das zu den Füſsen des Wanderers sich ausbreitende Land unterscheidet sich auffallend von jeder andern Landstrecke, die ihm bisher zu Gesicht gekommen ist. Die sich zwischen Bäumen hindurchwindenden Flüsse verlieren sich, nicht im Meere, sondern in einer viele Meilen weiten Ebene, welche weder dem Lande noch dem Meere anzugehören scheint. Ueberall längs ihrer ganzen Oberfläche sehen wir das Flimmern des Wassers bei der untergehenden Sonne, und doch ist es keine eigentliche Wasserfläche. Es ist die in der Geschichte Frankreichs berühmte, ungeheure Sandfläche von St. Michel.

Die Stadt *Avranches*, welche diesen auſserordentlichen Landstrich beherrscht, entspricht keinesweges der Erwartung des Reisenden. Sie hat nur eine einzige leidlich gute Straſse. Der vornehmste Gasthof, das Hôtel de France, gehört unter die schlechtesten Einkehrhäuser in ganz Frankreich. Dennoch haben sich, um der angenehmen Lage des Ortes willen, eine Menge englischer Familien hier niedergelassen.

Um von Avranches nach *Mont St. Michel* zu gelangen, muſs man entweder reiten oder zu Fuſse

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

FERNANSICHT DES BERGES ST MICHAEL.

Verlag von J. G. Calve in Prag.

Digitized by Google

Digitized by Google

das Wasser durchwaten; denn die Straſse ist zu elend, als daſs man fahren könnte. Erst am Fuſse des Hügels erhält man eine deutliche Vorstellung von der Lage des Mont St. Michel. Man denke sich eine Sandwüste, beiläufig acht französische Geviertmeilen groſs, von verschiednen Flüssen durchströmt, deren Gewässer an einigen Stellen sich zu weiten Seen ausbreiten. Jenseits dieser Sandstrecke gewahrt man den noch gröſsern Wasserspiegel des Meeres, welcher sich durch seine dunklere Farbe kenntlich macht, und am Rande desselben, der aber schwer zu unterscheiden ist, einen mit Mauern und Thürmen bedeckten Granitfelsen, der sich auf einer Grundfläche von etwa $\frac{1}{4}$ Geviertmeile 500 Fuſs hoch erhebt. Dieſs ist der *Mont St. Michel*, und zwar zur Zeit der Ebbe. Dann denke man sich, der Anblick dieser Sandfläche sei nur ein Traum gewesen und die ganze Strecke sei bis zum Fuſse der Anhöhen mit dem Meere bedeckt, aus dessen Mitte derselbe Granitfelsen emporsteigt. Dieſs ist der Mont St. Michel vier Tage vor und nach dem Neu- und Vollmond. Die Städte, welche in gröſserer oder kleinerer Entfernung dieses Wunder der Natur und Kunst umgeben, sind *Granville* in Norden, *Avranches* in Osten, *Pontorson* in Süden, *Dol* in Südwesten, und *Cancale* in Westen. Nach Nordwesten erstreckt sich bis an den Horizont das offene Meer.

Mont St. Michel soll, wie einige Alterthumsforscher behaupten, ursprünglich *Mons Belenus*

Digitized by Google

geheiſsen haben, nach dem Namen, welchen die Druiden der Sonne beilegten und welcher einerlei mit dem *Belus* der Assyrier und dem *Baal* der heiligen Schrift ist. Etwa eine halbe Meile von S. Michel liegt ein nicht minder merkwürdiger Felsen, welcher jetzt *Tombelaine* heiſst und ehemals gleichfalls Tumba *Beleni* (das Grab des Belenus) genannt wurde.

Die Druiden herrschten auf dem Mons Belenus bis zu der Zeit des Kaisers Augustus, vielleicht auch bis auf Tiberius oder Claudius, und die Muschelhalsbänder, welche noch heute in Mont St. Michel verkauft werden, sollen sich auf einen alten Gebrauch der Druiden beziehen. Als die Granitaltäre der Druiden endlich zerstört wurden, empfing der Berg den Namen *Mons Jovis* und ein Jupiters-Tempel ward auf seinem Gipfel errichtet. Im J. 313 siedelten sich einige christliche Eremiten hier an, welche ein Kloster, *ad duas Tumbas* (zu den zwei Gräbern) genannt, hier erbauten. Im J. 708 baute *St. Aubert*, der zwölfte Bischof von *Avranches*, eine Kirche an dieser Stelle, mit einigen Zellen rings herum, und weihte dieselbe dem *heil. Michael*. Späterhin kam eine kleine Stadt und ein festes Schloſs dazu, welches im J. 1423 die Engländer vergeblich zu erobern suchten.

Diese waren nämlich damals Herren der ganzen übrigen Normandie und wandten nun ihre Waffen auch gegen St. Michel. Ihre Armee, 15,000 Mann stark, hatte sich an verschiedenen

Digitized by Google

Punkten östlich von der Festung gelagert; in Norden hielten sie Tombelaine besetzt und in Westen bedeckten ihre Schiffe das Meer. Sie versuchten zuerst an der östlichen und südlichen Seite Sturmleitern, wurden aber jedes Mal zurückgeschlagen. Hierauf warteten sie die acht Tage ab, wo das Meer in jedem Monate zur Zeit der niedrigen Fluthen die Umgebung des Berges verläſst, und brachten ihre Artillerie herbei, worunter zwei Stücke von so ungeheurer Gröſse waren, daſs daraus Kugeln von 15 Zoll im Durchmesser geschossen werden konnten. Mit diesen machten sie verschiedene Breschen in die Mauern der am niedrigern Theile des Berges erbauten Stadt; jenseits derselben aber war es unmöglich mit der Artillerie einzudringen. Die Belagerten rollten von der Höhe des Schlosses groſse Steinblöcke auf die Engländer herab, machten Ausfälle und trieben sie in die flache Sandstrecke zurück. Unterdessen trat die hohe Fluth wieder ein, und wenn die Engländer sich nicht schleunig aufs trockne Land zurückgezogen hätten, so würde wahrscheinlich nicht ein einziger Mann davon gekommen seyn. Die zwei groſsen Kanonen muſsten sie aber doch zurücklassen und diese sind noch jetzt am Thore von St. Michel als Trophäen aufgestellt. Sie sind 11 Fuſs lang und bestehen aus eisernen Stangen von 2 Zoll Dicke, welche durch eiserne Reifen zusammengehalten werden.

Das Heiligthum des Erzengels Michael war durch diese tapfere Vertheidigung so berühmt ge-

Digitized by Google

worden, daſs *Ludwig XI.*, als er nach der Niederlage, die er den Bretagnern beigebracht hatte, sich 1469 in Avranches befand, hier den ***Ritterorden des heil. Michael*** stiftete.

Die Festung hat durch ihre einsame Lage mitten in der groſsen Sand- und Wasserwüste etwas ganz eignes, die Fantasie Ansprechendes. Man fühlt, indem man die bewohnbare Erde verläſst, daſs man eine neue Welt betritt, wilder und auſserordentlicher, als irgend etwas, das sich die Einbildungskraft bis dahin ausgemalt hat. Schon auf dem Wege durch die Sandfläche wird das Gemüth mit einer Vorstellung von ungeheurer Raumausdehnung erfüllt, welche man selbst auf dem Ozean nicht erhält.

Einige Geschichtschreiber behaupten, daſs der Mont St. Michel ehemals in der Mitte eines unermeſslichen Waldes gelegen habe, der im sechsten Jahrhunderte nach und nach vom Meere zerstört und verschlungen worden sei. Der beste Beweis dafür ist eine alte Landcharte, die ein Domherr zu Contances verfertigt hat, und auf welcher die Straſse von Sissy und Chesay nach Valognes durch Wälder *links* von St. Michel, in einiger Entfernung vom Meere, hinführt. Auch werden von Zeit zu Zeit Baumstämme, zum Theil mit Aesten und Wurzeln, unter der Oberfläche des Sandes gefunden.

Ueberhaupt hat das Meer zu verschiednen Zeiten furchtbare Verwüstungen an diesem Theile der französischen Küste angerichtet. Im XV. Jahrhun-

Digitized by Google

derte wurde das Dorf *Bourgneuf* von den Wellen verschlungen. Die Gemeinden *St. Louis*, *Mauny de la Feillette* und *St. Etienne de Palnel* hatten zu verschiednen Zeiten das nämliche Schicksal. Die Ruinen des letzterwähnten Platzes wurden im J. 1735 zur Zeit eines heftigen Orkans, wo das Wasser weit zurücktrat, entdeckt, so daſs man die Straſsen der Stadt und die Grundmauern der ehemaligen Gebäude ganz deutlich sehen konnte. Um dergleichen furchtbaren Unglücksfällen vorzubeugen, ist längs dem Meere ein fünf Lieues langer Damm errichtet worden; aber dessen ungeachtet gelingt es den Wellen zuweilen, ihn zu durchbrechen oder zu übersteigen. Dieſs geschah zum Beispiel am 6. März 1817 zur Zeit der Springfluth, wo das ganze Tiefland, 14 bis 15 engl. Meilen weit vom Deiche, überschwemmt und groſse Viehheerden mit fortgerissen wurden.

Im J. 1780 rannte in der Nähe von St. Michel ein Schiff auf den hier aus lauter Sand bestehenden Grund, und sank so schnell unter, daſs der ganze Rumpf verschwand, bevor noch etwas von der Ladung gerettet werden konnte. Indessen wurden Arbeitsleute abgeschickt, welchen es gelang, sich einen Weg zu bahnen und einige Waarenballen aus dem Schiffsraume herauszubringen. Aber das Wasser kehrte so unvermuthet durch die verrätherischen Sandmassen zurück, daſs in einem Augenblick das Schiff mit der ganzen Ladung und allen Arbeitern verschlungen wurde. Selbst von den Masten war nichts mehr zu sehen und man

Digitized by Google

konnte also nicht einmal die Stelle wieder erkennen, wo das Schiff versunken war.

Vor einigen Jahren, wo die groſsen Marschländereien bei *Dol* mit einer Ueberschwemmung bedroht waren, entwarf man den Plan, den Fluſs Coësnon von dem Deiche abzulenken, und zwar mittelst eines Kanals, durch welchen er von Pontorson seinen Weg nach der östlichen Seite von St. Michel nehmen sollte. Die zwei Departements Ille-Villaine und La Manche vereinigten sich zu diesem groſsen Unternehmen, und an tausend Sträflinge wurden unter der Aufſicht mehrer Gendarmerie-Brigaden zu dieser Arbeit verwendet. Alles ging recht gut, bis man an die weiſsen Sandmassen kam und diese durchgraben wollte. Die Anstrengung war so ungeheuer, daſs sie kein Mensch aushalten konnte. Der bewegliche Flugsand schien die Leute ordentlich zum Besten zu haben. Wenn nach langer Arbeit endlich ein Theil dieses herkulischen Geschäfts zu Stande gebracht war, so kam die See und füllte den ganzen Kanal wieder mit frischem Sand aus. Die Arbeiter, die am folgenden Tage zurückkehrten, um ihr Werk fortzusetzen, suchten vergebens die Stelle, wo sie gestern aufgehört hatten. Seit dieser Zeit ist keine Spur mehr vom Kanale zu sehen.

Die Wegweiser, welche man in den Dörfern längs der Küste antrifft, sind mit der ganzen Topographie der Sandstrecke und dem Eintreten der Fluth so genau bekannt, daſs man sich ihnen mit

Digitized by Google

voller Sicherheit anvertrauen kann. Auch ist die gerade Straſse von *Pontorson* aus, so weit sie über festen Sand geht, durch die Wagengeleise und Fuſsstapfen von Menschen und Pferden so kenntlich gemacht, daſs man, wenn die Fluthzeit genau bekannt ist, sich ohne Führer auf den Weg machen kann. Von *Avranches* aus würde dieses jedoch unvorsichtig seyn, indem der Sand zwischen hier und St. Michel von zahlreichen kleinen Flüssen durchströmt wird, unter welchen der *Coësnon*, die *Selune* und die *Sée* die bemerkenswerthesten sind.

Der Felsen von St. Michel ist fast ganz mit Mauern umgeben, die durch Thürme und Bastionen flankirt werden. Das Hauptthor führt in einen Hof, welcher ein Wachthaus enthält, worin die Fremden durchsucht und entwaffnet zu werden pflegen. Durch ein zweites Thor gelangt man in die Stadt St. Michel, deren schmutzige und elende Häuser nichts weniger als einen erfreulichen Anblick darbieten. Auf einer steilen und krummen Straſse erreicht man das Schloſs und die Abtei, welche man aber nur von auſsen betrachten darf. Das Schloſs dient zugleich als Gefängniſs; in den letzten zwei Jahren sind vorzüglich viele Staatsverbrecher hieher gebracht worden. Unter dem Schlosse sind die Keller, das Pulver-Magazin und verschiedene Kerker, s. g. *Oubliettes*. Der Anblick des Ganzen von der Auſsenseite ist höchst malerisch. Die Gebäude erheben sich, eines über das andere gewölbt, weit über den Gipfel des

Digitized by Google

Felsen hinaus; die Kirche steht gröſstentheils auf Pfeilern, die als Grundlage derselben eigens errichtet worden sind. Die Aussicht von der Plateforme vor dem Haupteingange der Kirche umfaſst die Küsten der Normandie und Bretagne, die Straſse von Cancale und die Städte Avranches, Dol und Pontorson, mit der weiten Sandwüste einer- und dem offnen Meere andererseits. Ueber der Kirche, am Glockenthurme, ist der *Spaziergang der kleinen Narren* (*Promenade des petits fous*) und 22 Fuſs höher hinauf der *Spaziergang der groſsen Narren* (*Promenade des grands fous*); man will durch diese Benennungen den Verstandesgrad derjenigen andeuten, welche diese Stellen zum Lustwandeln wählen. Den höchsten Gipfel nimmt der Telegraph ein. Die vergoldete Bildsäule des heil. Michael auf den Zinnen der Kirche ist schon längst nicht mehr vorhanden. Sehr störend ist die Unreinlichkeit, welche man beim Besuchen dieser Sehenswürdigkeiten wahrnehmen muſs.

Die wenigen hundert Einwohner der Stadt sind theils Landbauern, welche auf dem nächst gelegenen trocknen Lande ihre Felder haben, theils Schenkwirthe und Krämer, welche höchst schlechten Wein, Denkmünzen, Pilgermäntel und Muschelhalsbänder verkaufen, theils Fischer, welche mit ihren Weibern und Kindern das ganze Jahr hindurch den Sand rings um den Felsen durchwaten, um Fische und Muscheln zu fangen. Werden sie hier im Frühling und Herbst von einem

Digitized by Google

Nebel überfallen, so pflegt man in St. Michel und auf den benachbarten Ortschaften mit Glokken zu läuten, um den Fischern die Richtung anzudeuten, welche sie zu nehmen haben.

Der Felsen *Tombelaine* liegt eine halbe Lieue nördlich vom Mont St. Michel, in derselben öden Sandwüste. Er hat aber ein ganz verschiedenes Ansehen. Obwohl er eine gröſsere Bodenfläche einnimmt als sein Nachbar, so hat er doch eine weit geringere Höhe, so daſs er in der Ferne nur undeutlich zu erkennen ist. Kommt man aber näher, so erscheint dieser Felsen keineswegs als ein unbedeutender Gegenstand. Er sieht wie eine Insel aus, die aus einem ruhigen und einsamen See emporragt. Seine Farbe ist so schwarz wie die Nacht; seine Pflanzendecke besteht aus Gesträuch und Nesseln. Von ehemaligen Gebäuden sind nur noch Ruinen vorhanden. Ein Abt des Klosters zu St. Michel lieſs 1135 hier eine Kapelle und einige Zellen erbauen, wohin er sich zuweilen mit seinen Ordensgeistlichen zurückzog. König *Philipp August* lieſs ein Fort hier errichten, welches unter *Ludwig XIV.* wieder geschleift wurde. Seit dieser Zeit hat Tombelaine bloſs Schleichhändlern zuweilen als Aufenthalt gedient.

Digitized by Google

II.

BRASILIENS GOLD UND DIAMANTEN.

NACH v. ESCHWEGE. *)

Der mineralische Reichthum Brasiliens, vorzüglich an Gold, ist wahrscheinlich unermeſslich; aber beinahe hundert Jahre waren seit der Entdeckung dieses Landes, durch *Pedro Alvares de Cabral* im J. 1500, verflossen, ohne daſs man nur eine Ahnung von den Schätzen gehabt hätte, die in seinem Schooſse verborgen lagen. Da man die Urbewohner Brasiliens auf der niedrigsten Stufe der Gesittung fand und nichts von jenem kostba-

---

*) *Pluto Brasiliensis.* Eine Reihe von Abhandlungen über Brasiliens Gold-, Diamanten- und andern mineralischen Reichthum, über die Geschichte seiner Entdeckung, über das Vorkommen seiner Lagerstätten, des Betriebs, der Ausbeute und die darauf bezügliche Gesetzgebung u. s. w. Von *W. L.* von *Eschwege*, königl. portugies. Ingenieur-Oberst und Ober-Berghauptmann u. s. w. Nebst (9) lithographirten Karten und Zeichnungen. Berlin, bei Reimer, 1833.

Digitized by Google

ren Schmuck an ihrer Tracht wahrnahm, durch welchen die Mexicaner den Golddurst der Spanier erregten: so fehlte auch der Haupt-Wegweiser, der gleich Anfangs zu dieser Entdeckung hätte führen können. Erst zu der Zeit, wo öftere Streifzüge, um Sklaven zu fangen, in das Innere des Landes unternommen wurden, fand ein gewisser *Alfonso Sardinha*, und zwar 1590 in der *Serra* (Bergkette) *de Jaragua*, in der jetzigen Provinz *S. Paulo* (damals S. Vicent), zufällig Spuren von Gold.

„Das Gerücht dieser Entdeckung verbreitete sich gleich dem Feuer in den entzündlichen trocknen Grassteppen, Gold! Gold! Gold! wurde die Losung. Leute aus allen Ständen, Reiche und Arme verlieſsen ihren friedlichen Herd, ihr Gewerbe, Haus und Hof, Frau und Kinder; Alles war von dem reizenden Gedanken eingenommen, die goldnen Berge, Seen und Flüsse aufzusuchen, von denen hundert fabelhafte Gerüchte in Umlauf kamen. Unsäglichen Mühseligkeiten und Gefahren setzte man sich aus, um die schöne Aussicht schnellen und groſsen Reichthums zu verwirklichen. Mit jedem Jahre wuchs der Andrang meistens zügelloser Menschen zu diesen Unternehmungen, die bald durch Neid und Miſsgunst sich feindselig gegenüber standen und störende Spaltungen verursachten, welche selbst in verderbliche Bürgerkriege ausarteten. Man kann behaupten, daſs in keinem Theile der Welt bergmännische Entdekkungen so groſse Bewegungen unter den Menschen

Digitized by Google

aller Classen hervorgebracht haben, als die in Brasilien; denn sogar bis über das Meer nach Portugal erstreckte sich die allgemeine Aufregung, so dafs oft nicht Schiffe genug da waren, die golddurstige Menge nach den jenseitigen Besitzungen zu tragen. Aber auch nirgends wurden wohl bergmännische Nachforschungen mit mehr Eifer und unter gröfsern Gefahren und Mühseligkeiten unternommen. Die rohen, unersättlichen Streifzügler drangen bis in die dicksten Wildnisse der jetzigen Provinzen *Minas*, *Goyaz* und *Matto grosso*, ja selbst bis in das Gebiet von Peru; die Einen, um wilde Urbewohner zu fangen und sie in die Sklaverei zu führen, die Andern, um Gold zu suchen. Am häufigsten indefs wurden beide Zwecke vereinigt, ungeachtet bald nach der Zeit, als man das Gold entdeckt hatte, durch die Gesetze vom 30. Juli 1609 und 10. September 1611 der Sklavenhandel schon verboten war und die Wilden in alle Rechte freier Menschen eingetreten waren.“

Weit gröfser als in San Paulo waren die Reichthümer, welche man späterhin in der Provinz *Minas geraes* entdeckte. Gegenwärtig bestehen nur noch wenig bergmännische Arbeiten dieser Art in San Paulo, und auch die noch vorhandnen wenigen Spuren früherer Arbeiten lassen vermuthen, dafs dieselben nie von grofser Bedeutung gewesen seien. Die jetzigen Bewohner dieser Provinz ziehen, wegen der Nähe der Seehäfen, gröfsern Gewinn aus dem Landbaue, be-

Digitized by Google

sonders aus den Zuckerpflanzungen, so daſs schon längst alle Schmelzhäuser haben eingehen müssen. Indessen zweifelt *v. Eschwege* nicht, daſs noch manche goldreiche Gegend in dieser Provinz vorhanden seyn möge; namentlich glaubt er, daſs die Auswaschung des Fluſsbettes des *Rio Tieté*, und zwar unterhalb der *Villa de Itu*, bedeutende Vortheile geben würde.

In der Provinz *Minas* wurde das Gold zuerst in den Jahren 1695 bis 1698 entdeckt. Es waren Paulisten (Bewohner der Provinz S. Paulo) welche von Süden her in die, durch die hohe Gebirgskette *Serra do Mar* von der Seeseite her fast unzugängliche Provinz Minas eindrangen. Die auſserordentliche Menge Goldes, welche man nach und nach hier auffand, hatte eine wahre Völkerwanderung von den Küstenländern nach dem Innern zur Folge. Es zogen bald nicht nur Paulisten dahin, sondern auch von Rio de Janeiro aus hatte man sich mit unbeschreiblicher Mühe einen Weg durch die dicken Urwälder gebahnt und selbst von Bahia aus einen Zugang durch die öden *Sertors* (unbewohnte Landstrecken) gefunden. Die Volksmenge nahm immer mehr überhand, aber die zugleich eintretende Eifersucht und Zwietracht, besonders zwischen den Paulisten und den Europäern, die von Rio und Bahia eingedrungen waren, zersprengten diese Menschenmasse nach allen Richtungen, was aber gerade den Vortheil hatte, daſs dadurch immer mehr neue goldreiche Flüsse und Bäche entdeckt wurden. Daſs auch in den Gebir-

Digitized by Google

gen Gold verborgen sei, daran dachte damals noch Niemand.

Villa Rica, dessen Goldbäche Passa-Der, Bom-Successo, Ouro fino etc. in den Jahren 1699 bis 1701 entdeckt wurden, war im J. 1711 schon so bedeutend angewachsen, daſs man diesen Ort zur Villa erhob, und ihm den Namen *Villa Rica de Ouro preto* gab. Im Jahre 1823 wurde Villa Rica zum Range einer Stadt der ersten Classe (Cidade) erhoben und führt jetzt den Titel *Cidade Imperial de Ouro preto.* Andere Städte dieser Provinz, die eben damals schon nicht mehr unbedeutend waren, sind *Villa Nova de Bainha*, *Villa do Principe*, *Villa de San Joao del Rei* und *Villa de San Jozé*, u. s. w.

Es bedurfte mehrer Jahre, ehe so viele zusammengelaufne Menschen auf einem Raume, der so groſs wie Frankreich ist, sich an eine gewisse Ordnung gewöhnten. Dem Gouverneur *Arthur de Sá de Meneres*, der im J. 1701 nach der Provinz Minas Geraes geschickt wurde, verdankt man die erste Einführung polizeilicher Ordnung unter den neuen Ansiedlern. Er stiftete die Erhebung des *Quinto* (Fünften), oder des fünften Theiles, welcher von aller Goldausbeute an die Regierung abgeliefert werden muſste, ernannte Superintendenten, Escrivaes (Schreiber, oder subalterne Beamte) und Thezoureiros (Schatzmeister oder Cassirer), legte Zollhäuser an den Straſsen von Rio, S. Paulo, Bahia und Pernambuco an, u. s. w. Die schlechte Verwaltung seiner Nach-

Digitized by Google

folger indessen und die Zwistigkeiten, welche unter den Einwohnern selbst ausbrachen und oft in blutige Kriege ausarteten, trugen in Verbindung mit dem allgemeinen Mangel an bergmännischen Kenntnissen dazu bei, daſs auch die reichen Goldwäschen und Bergwerke dieser Provinz nicht den Ertrag lieferten, den man hätte erwarten dürfen. Viele Werke waren in der neuesten Zeit ganz eingegangen. Hr. v. *Eschwege* zählt an zehn solcher Ortschaften und Gegenden auf, die ehemals durch ihre Goldwerke reich und berühmt waren, jetzt aber ganz verfallen sind. Die Bewohner von *Villa da Campanha* mästen jetzt Schweine und pflanzen Tabak. Aus dem Flusse Rio de S. Joao, der in der Nachbarschaft von *Villa de Pitargui* vorüberflieſst, sind Millionen geschöpft und nicht selten Todtschlägereien des Goldes wegen begangen worden. Gegenwärtig sind Viehzucht, Baumwollen-Spinnereien und Webereien an die Stelle des Goldwaschens getreten.

Als im J. 1807 die königliche Familie aus Portugal nach Brasilien ausgewandert und der Sitz der Regierung nach Rio de Janeiro verlegt worden war, suchte man die verfallnen Goldwerke zum Theil wieder emporzubringen. Noch in demselben Jahre erging das Verbot, daſs kein Goldstaub mehr, wie bisher, als zahlbares Geld in Minas im Umlauf seyn sollte. Dieses Verbot war nicht nur wegen des Verlustes, der bei tausendmaligem Abwägen Statt finden muſste, sondern auch wegen des dadurch begünstigten Schleich-

Digitized by Google

handels und wegen der Unbequemlichkeit, stets Wage und Gewichte bei sich zu führen, nothwendig. Im J. 1817 erschien der königl. Befehl, eine Gewerkschaft für Gold-Bergwerke zu errichten, welche unter der Administration des Hrn. v. Eschwege arbeiten sollten. Schon 1811 war derselbe in die Provinz Minas geschickt worden, mit dem Auftrage, dieselbe zu durchforschen, Eisenhütten zu bauen, die Bleimine von Abacté zu eröffnen und den Goldbergleuten alle Arten von Unterweisungen zu geben. Auſserdem sollte er meteorologische und physikalische Beobachtungen in allen Theilen der Provinz anstellen, den Rio Doce untersuchen und einen Plan zu dessen Schiffbarmachung entwerfen, ferner die geographische Karte der Provinz verbessern, ja sogar in einen freundschaftlichen Verkehr mit den menschenfressenden Botecudos treten und Vorschläge zu ihrer Civilisation machen.

Dieses Decret hatte ausdrücklich festgesetzt, daſs die erwähnte Goldgewerkschaft ihre Arbeiten in den verlassenen, oft noch reichen Goldwäschen und Gruben unternehmen solle, und Hr. v. Eschwege begann daher seine Arbeiten bei *Villa Rica*, wo ihn alte Leute mit hoffnungsvollen Gruben bekannt machten, die schon seit 20 oder 30 Jahren verlassen und deren Eigenthümer theils gestorben, theils zu Grunde gegangen waren. Aber die Ausführung des Unternehmens stieſs auf groſse Schwierigkeiten, namentlich von Seiten der Ortsbehörden. Als z. B. eine dieser Gruben, hinter dem

Digitized by Google

Palaste des Gouverneurs, aufgeräumt wurde, erschien der ***Procurador da Camara*** (Stadtvormund) und legte Embargo auf die Arbeit, d. h. er verbot weiter zu arbeiten, unter dem Vorwande, daſs dadurch das Wasser eines kleinen Brunnens getrübt würde; was aber ganz ungegründet war. Nicht besser ging es mit einer andern alten Mine. Als dieselbe vom Wasser befreit war und das Goldwaschen regelmäſsig beginnen sollte, erschien ein Gerichtsdiener und legte gleichfalls Embargo auf die Arbeiten, und zwar auf das Gesuch eines armen Teufels, der wegen dieser Grube Prozeſs mit einem andern armen Schlucker hatte, welcher schon zehn Jahre dauerte, aber wegen Armuth der streitenden Partheien nicht entschieden werden konnte. Hr. v. Eschwege erbot sich, die Kosten dieses Prozesses zu übernehmen und den Werth der Grube, die man abschätzen sollte, gerichtlich zu hinterlegen. Aber bald darauf, als man einen Stollen nach der Grube zu treiben angefangen hatte, untersagte der Stadtvormund abermals die Arbeit, indem er behauptete, daſs dieser Stollen einem nahe stehenden Wehre und dem ganzen Kirchspiele schädlich seyn könnte. Erst acht Monate später konnte eine Stunde von Villa Rica, bei dem Arrayal (Dorfe) ***da Passagem*** eine ehemals reich gewesene Lavra (Wäsche) angekauft und ungestört in Betrieb genommen werden. Dieses Werk hatte bis zum J. 1824 nicht nur die darauf haftenden Schulden bezahlt, sondern auch so vielen Ueberschuſs gegeben, daſs die

Actienbesitzer ihren ganzen Einsatz wieder erhalten hatten. Auch jetzt ist die Ausbeute noch ansehnlich. Eben so wurde, während der Anwesenheit des Hr. v. E. in der Provinz Minas Geraes, auf der in der Nähe von Villa Rica gelegenen Lavra des Obristlieutenants *Maximiano* ein nasses Pochwerk mit gutem Erfolge gebaut.

Der letzte Zeitraum der Bergwerks-Geschichte dieser Provinz umfaſst die der *Englischen Compagnie*.

Als die Schwindeljahre 1823 und 1824 in England begannen, wo zu allen möglichen Unternehmungen Actiengesellschaften entstanden, bewirkte ein gewisser *Eduard Oxenford*, der schon seit 1812 wegen Handelsgeschäften Brasilien, und namentlich Villa Rica besucht hatte, ein kaiserliches Decret, durch welches einer groſsen Gewerkschaft gestattet wurde, in der Provinz Minas von Privatpersonen goldhaltige Bezirke und Goldwäschen anzukaufen. Er verband sich mit mehren groſsen Handelshäusern, welche als Directoren auftraten und der Gesellschaft Vertrauen erwarben. Das Zuströmen der Actionäre war bald so groſs, daſs man mit dem Verkaufe der Actien zurückhielt und sie hoch im Preise steigerte. Jede Actie war 100 Pfund, hatte aber bald eine Prämie von 30 Pfund, wodurch Oxenford und seine Gesellschafter auſserordentlich gewannen. Das ganze Capital sollte 1 Million Pfund betragen, von welchen aber nur 5 Prozent als erste Einlage bezahlt wurden. In England standen an der Spitze

Digitized by Google

der Verwaltung der Fonds: ein Präsident, ein Vice-Präsident, 8 Directoren, 2 Controleurs, 2 Banquiers, 2 Procuratoren und 1 Secretär. In Rio de Janeiro erwählte man 2 Agenten, von denen einer, Ferdinand Oxenford, ebenfalls den Titel Präsident erhielt. Die Zahl der Bergleute, welche aus Cornwallis nach Brasilien geschickt wurden, betrug 50. Die meisten Arbeiter sollen aus gemietheten Sklaven bestehen.

Die Minen-Direction begab sich 1825 nach Minas Geraes und beschränkte sich vor der Hand darauf, diejenigen Lavras zu kaufen, welche im gröſsten Rufe standen oder sonst gestanden hatten. Darunter gehörten vorzüglich die Werke von *Gongo Socco*, nicht weit von Sabará, die von *Simâo Ferreira*, bei Antonio Perreira, und die von *Catta Preta*, bei Inficionado. Das erste wurde für 73,917, das zweite für 2100 und das dritte für 5584 Pf. St. angekauft. Hierzu kam noch der goldhaltige Bezirk der *Serra de Soccoro*, bei Caeté, welcher für 2158 Pfund gekauft wurde. Das Ganze kostete also der Gesellschaft 83,759 Pf. St. und 21,688 Pf. St. muſsten als Caution für die richtige Bezahlung des Fünften in die Bank von Rio de Janeiro gelegt werden, für welche diese aber keine Zinsen zahlt. Hr. v. E. behauptet, daſs jener Einkauf sich auf beinahe $\frac{2}{3}$ hätte vermindern lassen, wenn man dieses Geschäft einer erfahrnen und uneigennützigen Person übertragen hätte. Ueberdieſs wurde für Ausrüstung der Beamten und Bergleute nach Rio im Febr. 1825 un

Digitized by Google

andere später hingesandte, nebst Transport von Apparaten, Erbauung von Häusern etc., Besoldungen und Kosten aller Art bis zum 30. Juni 1827 zusammen 45,276½ Pf. St. berechnet. ,,In England, wo Alles so theuer ist,'' — bemerkt unser Verfasser — ,,machen solche Rechnungen kein Aufsehen; allein der, welcher mit allen Lebensverhältnissen im Innern Brasiliens bekannt ist und die groſse Wohlfeilheit in Minas Geraes kennt, der kann unmöglich unterlassen, im Stillen seine Bemerkungen über solche Rechnungen zu machen.''

Bis zum J. 1828 bearbeitete die Gewerkschaft bloſs die Lavra von *Gongo Socco* und sparte die Bearbeitung der andern auf gelegnere Zeit auf. Die Arbeiten begannen mit dem März 1826 und lieferten bis zum 30. Nov. dess. J. 499 Pfund, 9 Unzen, 17 Drachmen, 7½ Gran Gold, welches an Werth etwa 240,000 Rthlr. beträgt.*) Nach Abzug des Fünften an die Regierung bleiben davon 192,000 Rthlr. übrig. Die Ausgaben betrugen in demselben Jahre 16,216 Pf. St. 10 Schill. oder 113,512 Rthlr., so daſs 78,488 Rthlr. Ueberschuſs war. Vom 1. Dezbr. 1826 bis 30. Juni 1827 war die Ausbeute 714 Pf. 6 Unz. 6 Drachm., vom 1. Jul. bis 31. Dezbr. dess. J. 1348 Pf. 5 Unz. 15 Dr. 2 Gr., und vom 1. Jän. 1828 bis 30. Juni dess. J. 615 Pf. 9 Unz. 6 Dr. 23 Gr. Bis zum 30. Juni hatten die Actionäre 4 Termin-

*) Hr. v. E. giebt diesen Werth viel zu gering nur mit 150,000 Rthlr. an.

Digitized by Google

zahlungen zu 5 Pf. St. von jeder Actie gemacht, oder zusammen 20 Pf., also den fünften Theil der Actie, eingezahlt, und dafür im Nov. 1827 und im Mai 1828 jedesmal eine Dividende von 3 Pf. St., im Ganzen also die ansehnliche Summe von 6 Pf. St. erhalten.

In der Provinz *Goyaz* kam man erst im J. 1719 auf bedeutende Spuren von Gold. Eine der ergiebigsten Stellen war da, wo jetzt *Ponte do meio* liegt. Man brachte hier gleich Anfangs einen Trog Erde, der, nachdem er verwaschen war, ein halbes Pfund Gold gab. Vom J. 1726 an entstanden hier viele bevölkerte Ortschaften. Alle Menschen gruben nur nach Gold, niemand pflanzte, und die täglich ankommenden groſsen Karawanen mit Lebensmitteln aus S. Paulo, wohin nur ein einziger Weg führte, konnten nicht genug herbeischaffen, und man verkaufte deshalb Alles zu ungeheuern Preisen. Für eine Milchkuh z. B. wurde 2 Pfund Gold gegeben, für eine Metze Mais bis 24 Fl., für ein Schwein mehr als 100 Fl. u. s. w., so daſs die Leute, die mit diesen Lebensmitteln handelten, sich eben so sehr und oft noch mehr bereicherten, als die Goldwäscher. Den gröſsten Gewinn aber zogen die Wenigen, die an Ort und Stelle selbst Pflanzungen anlegten. Die Sucht zu gewinnen führte bald zu den gröſsten Verbrechen, so daſs selbst die Bande zwischen Aeltern und Kindern, Mann und Frau, nur locker zusammen hielten. Stieſs man zufälligerweise auf besonders groſse Reichthümer, so drängte sic

Alles zu. Niemand achtete des Andern Eigenthum und es wurden oft die gröſsten Mordthaten begangen. Selbst in die Kirche ging man nur mit Pistolen, Messern und Degen bewaffnet. Ein gewisser *Bueno*, unter dessen Anführung die ersten Entdeckungen hier gemacht worden waren, hatte von der Regierung den Titel eines *Capitao Mor* erhalten und war zum Befehlshaber des ganzen Bezirks ernannt worden; aber er war zu schwach, unter diesem zügellosen Haufen Ordnung herzustellen. Das Betrübteste für ihn war, daſs er, der Entdecker so groſser Reichthümer, und selbst Besitzer der ansehnlichsten Werke, zuletzt in Armuth gerieth und bei seinem Tode 1740 Alles wieder verloren hatte, indem er schon vorher genöthigt gewesen war, den Schmuck seiner Frau, seine Häuser und Sklaven öffentlich zu verkaufen. Indessen war er am Ende seines Lebens doch noch so glücklich, als Anerkennung seiner Verdienste und als eine Gnade, mit der Einnahme aller Fähren, die über die Flüsse führten und auf der Straſse von Goyaz lagen, belehnt zu werden. Freilich kam diese Gnadenbezeigung zu spät und der alte Bueno hatte nur noch Zeit, sie in seinem Testamente seinem Sohne, dem Obersten *Bartolomeu Bueno da Silva* zu vermachen. Noch heut zu Tage ist der Urenkel des Letztern im Besitz dieses Lehens.

Die Ansiedlungen von Goldwäschern und *Mineiros* (Bergleuten) breiteten sich allmählich immer weiter aus; besonders in den Jahren 1730 bis

Digitized by Google

1735, wo man das Gold noch ganz oberflächlich fand und es ohne viele Mühe gewinnen konnte, entstanden die meisten *Arrayals* (bevölkerte Orte). Gegenwärtig sind fast alle wieder in Verfall gerathen und von ihren Bewohnern verlassen. Das *Arrayal do Maranhao* entstand 1730, und es hatten sich hier an 12,000 Menschen zusammengefunden, welche in wenig Stunden, so lange die Abdämmung des Flusses hielt, eine ungeheure Menge Gold gewannen. Allein die ungesunden Dünste, welche die stehenden faulen Wasser aushauchten, brachten schon 1732 eine Epidemie hervor, welche täglich über 50 Menschen wegraffte, so daſs bald die ganze Ansiedlung aufgegeben werden muſste. In der Folge suchte man zwar die hiesigen Arbeiten von neuem in Gang zu bringen, indem man dem Flusse ein anderes Bett zu graben suchte; aber diese Bemühungen waren ohne Erfolg. *Ouro fino*, welches ebenfalls gleich im Anfange der Entdeckung der Provinz gegründet wurde, und seinen Namen von der Beschaffenheit des Goldes erhielt, das hier nur als feiner Staub erschien, hat zwar zum Theil noch reiche Lavras, aber nach der Behauptung der dortigen Mineiros können sie wegen Mangel an Wasser, welches man nicht auf den Berg führen kann, nicht benutzt werden.

Zu dem groſsen *Arrayal de Agua quente* wurde der Grund 1732 gelegt, und das Gold war gleich Anfangs in so groſser Menge vorhanden, daſs sich in kurzer Zeit mehr als 12,000 Menschen hier zusammenfanden. Unter andern beträchtlichen

Digitized by Google

Goldklumpen von groſsem Gewicht war einer von 43 Pfund, über den auch ein Prozess unter den Eigenthümern entstand. Dieser Klumpen wurde wegen seiner Seltenheit nach Lissabon geschickt und daselbst im königl. Museum aufbewahrt. Der allgemeinen Sage nach soll er im J. 1807 ein Raub der Franzosen geworden seyn. Hr. v. Eschwege widerspricht jedoch diesem Gerüchte. „Im Monat September 1807" — sagt er — „muſste ich auf Befehl des Generals *Junot* den General *Margaron* nach mehren Naturalienkabinetten in Lissabon begleiten. Margaron hatte eine Liste der vorzüglichsten Gegenstände dieser Sammlungen und fragte, als wir im Museum von Ajuda ankamen, gleich nach der groſsen Goldstufe. *Vandelli*, der Director des Cabinetts antwortete, daſs Se. Majestät dieselbe mit nach *Brasilien* genommen, so wie noch viele andere kostbare Sachen, wornach gefragt wurde. Die Goldstufe wurde demnach ganz bestimmt kein Raub der Franzosen; allein in Brasilien, woselbst ich das königl. Mineralien-Cabinett zu ordnen hatte, erschien sie auch nicht, und Se. Maj. der König, den ich selbst darum befragte, wuſste nichts davon. Indessen erfuhr ich nach dem Tode des Königs, daſs derselben in dem aufgestellten Inventario gedacht sei."

Andere verfallne Werke sind bei den Arrayals *de S. Felis*, *de Montes Claros*, *de Pontal*, *dos Gorinos*, *Chapado* u. s. w. Der Grund, warum alle diese Werke in späterer Zeit so wenig Ausbeute mehr geliefert haben, liegt unstreitig darin,

Digitized by Google

daſs früher nur s. g. Raubbau getrieben wurde, indem man bloſs solchen Schätzen nachjagte, die an der Oberfläche lagen und leicht zu gewinnen waren. Dann fehlte es auch bis in die neueste Zeit fast überall an bergmännischen Kenntnissen. Hr. v. Eschwege glaubt, daſs auch die englische Gewerkschaft bis jetzt in die Fuſsstapfen der Vorgänger getreten sei und ebenfalls nur die Goldformationen verfolge. *Goyaz* ist übrigens eine der reichsten Provinzen an Gold, denn die Gebirge selbst sind im Innern noch alle unberührt und bloſs an einzelnen Stellen ihrer Oberfläche gleichsam nur verwundet. Erst in einigen Jahrhunderten, glaubt unser Verfasser, wenn die Bevölkerung mehr angewachsen und eine richtige bergmännische Aufklärung nach Brasilien gedrungen seyn wird, dürfte man die gehörigen Vortheile davon zu ziehen suchen, die jetzt selbst mit dem gröſsten Aufwande nicht zu erlangen wären.

In der Provinz *Matto Grosso* soll schon in den Jahren 1532 und 1533 Gold entdeckt worden seyn. Allein die Erinnerungen daran verschwanden, bis im J. 1719, wo ein gewisser *Cabral*, aus der Provinz S. Paulo, den *Rio Cachipo mirim* hinauffuhr und in diesem Flusse Goldsand entdeckte. Noch in demselben Jahre entstand hier eine Ansiedlung, die sich schnell vergröſserte, aber in kurzer Zeit durch Gesetzlosigkeit und bösartige Fieber, welche den gröſsten Theil der Menschen hinrafften, in Verfall gerieth, so daſs sie Cabral 1721 weiter aufwärts am Flusse, an die s. g.

Forquilla (Gabel) verlegen muſste. Eine andere Ansiedlung entstand an der Stelle der heutigen *Villa de Cuyabà*, an den Ufern des Flusses Cuyabà. Der Goldkörner im Sande des Flusses waren hier so viele und groſse, daſs die Entdecker gleich am ersten Tage eine halbe Arroba (16 portug. oder 13⅛ Wiener Pfund) eingesammelt hatten. Die Menschen waren unersättlich, dachten weder an Essen noch Trinken, und arbeiteten sogar bei Nacht. Man schätzt, daſs sie in Zeit von einem Monate mehr als 400 Arrobas (12,800 portug. oder 10,500 Wiener Pfund) gewannen, obwohl sie die Erde nicht tiefer als 4 Klafter durchwühlten. In späterer Zeit nahm diese Ausbeute zwar sehr ab, blieb aber doch immer ansehnlich genug, so daſs noch am Anfange dieses Jahrhunderts 20 Arrobas der gewöhnliche jährliche Ertrag war.

Die Verbindungen, welche zwischen den Provinzen S. Paulo und Matto Grosso immer lebhafter wurden, und die wenige Mühe, die man sich gab, mit den wilden Stämmen der Ureinwohner ein freundschaftliches Verhältniſs anzuknüpfen, welche im Gegentheil oft sehr schwer beleidigt wurden, reizte diese Wilden zu Feindseligkeiten, welche bald sehr störend auf die neuen Ansiedlungen einwirkten, so daſs die Reisen zu Wasser und zu Lande immer gefährlicher wurden.

Eine Hauptniederlage richteten die Indier unter einer Abtheilung an, welche im J. 1730 mit 60 Arroben Gold von Cuyabà nach S. Paulo geschickt wurde. In den stillen Gewässern des Pa-

Digitized by Google

raguay wurde sie von einer Flotte von 80 Canots und 800 Mann angegriffen. Das Gefecht dauerte lange und war mörderisch, indem der Verlust der Wilden auf 400 Mann geschätzt wurde, von der Expedition aber sich nur 17 Mann durchs Schwimmen retten konnten. Einiges Gold, das die Wilden nebst mehren Gefangnen nach der spanischen Stadt *Assuncion* (die jetzige Hauptstadt des Staates Paraguay) brachten, verkauften sie um so geringen Preis, daſs eine Frau 6 Pfund für einen zinnernen Teller eintauschte.

Um den Reisenden Sicherheit zu verschaffen und die Wilden in Respect zu halten, rüstete der Gouverneur von S. Paulo noch in demselben Jahre eine Flotte von 30 Kriegs-Canots und 50 Transport-Canots mit 600 Mann Besatzung und 2 Kanonen aus. Mit dieser Macht verfolgte man eine feindliche Flotte, die bis zur Mündung des Cuyabà heraufgekommen war und einige Fischer gefangen genommen hatte. Die Wilden ergriffen die Flucht, wurden aber verfolgt und erst nach mehren Tagen fand man sie jenseits der groſsen Fluſsenge, die der Paraguay zwischen zwei steilen Bergen macht. Hier griff man sie an, schlug sie förmlich und zerstörte einen groſsen Theil ihrer Canots. Dieses glückliche Ereigniſs hatte zur Folge, daſs in den nächsten Jahren, 1731 und 1732, die Expeditionen von und nach S. Paulo glücklich ihre Reise zurücklegten; aber schon im J. 1733 wurde eine Flotte von 50 Canots, die von S. Paulo kam, gänzlich von den Wilden zerstört und nur wenige

Digitized by Google

Menschen kamen davon, welche die traurige Nachricht nach Cuyabà brachten.

Man schickte also im J. 1734 eine neue Flotte von 30 Kriegs-Canots und 70 Transport-Fahrzeugen mit 2 Kanonen ab, um die Feinde, welche aus den Stämmen der *Guaycurus* und *Payagoas* bestanden, aufzusuchen. Im August dess. J. gelangte diese Flotte in den Paraguay und schiffte beinahe einen Monat lang in den labyrinthischen Gewässern desselben umher, ohne auf den Feind zu stoſsen, bis man endlich eines Morgens in einer tiefen Bay mehre fast erloschne Feuer erblickte. Die Portugiesen näherten sich ihnen ganz still bis auf einen Flintenschuſs, als die Wilden es gewahr wurden und in ein fürchterliches Geschrei ausbrachen. Die Portugiesen begrüſsten sie mit einer Abfeuerung von 400 Flinten, welche ihnen einen groſsen Verlust zuzogen, so daſs sie gar nicht einmal daran dachten, sich zur Wehre zu setzen. Was nur fliehen konnte, suchte sein Heil in den Wäldern. Nur Todte, Verwundete und Kinder blieben auf dem Platze. Man zählte deren 292; die Letztern wurden alle getauft.

Unterdessen hatten die Ansiedler der Provinz immer mehr Gold entdeckt. Im J. 1734 kam man in die Gegend des heutigen *Villa Bella*, wo die reichsten Minen am Abhange eines groſsen Gebirges liegen, und erbaute zuerst den Arrayal *da Chapada de S. Francisco Xaver*, 6 Legoas von Villa Bella. Aber viele neue Ansiedler starben an bösartigen Fiebern, die durch die nahe geleg-

Digitized by Google

nen Sümpfe hervorgebracht wurden. Erst in der Folge, wo man hier Branntwein zu brennen anfing, verbesserte sich durch den Genuſs dieses Getränks der Gesundheitszustand der Einwohner. Die Gegend war so reich, daſs jeder Sklave seinem Herrn im ersten Jahre einen täglichen Ertrag von 3 bis 4 Oitavas (128 Oitavas = 1 portug. Pfund; 1 Oitava = 1200 Reis = 2 Fl. 40 Xr.) Gold brachte; ein Reichthum, der diesen ersten Bewohnern wenig Nutzen gewährte; denn da sie keine Zeit hatten, um Pflanzungen anzulegen, so stiegen die Lebensmittel auſserordentlich im Preise, nach Verhältniſs der immer gröſser werdenden Bevölkerung. Ein Pfund trocknes Rindfleisch oder Speck z. B. kostete 2 Oitavas, 1 Metze Mais über 6 Oit., Bohnen sogar 10 bis 30; eine Flasche Branntwein 15 Oit. u. s. w. Im folgenden Jahre warfen diese Lavras nur einen täglichen Ertrag von 2½ Oit. für jeden Sklaven ab, und so verminderte er sich immer mehr bis auf den heutigen Tag, wo dieser Arrayal fast ganz verlassen ist; „nicht aus Mangel an Gold, welches auf reichen Gängen hier vorkommt und von 24 Karat Feinheit ist, sondern, nach dortiger Manier zu arbeiten, aus Mangel an Wasser, oder richtiger gesagt, aus Ignoranz."

Der Verkehr mit S. Paulo wurde immer lebhafter, dagegen aber auch der Krieg mit den Wilden immer zerstörender. Eine zahlreiche Flotte, die 1736 von S. Paulo kam und von einer groſsen Uebermacht angegriffen wurde, erlitt auſserordentlichen Verlust, blieb aber, nachdem sie ein

Digitized by Google

schreckliches Blutbad unter den Wilden angerichtet hatte, doch Sieger.

Um diese beschwerliche und gefährliche Schiffahrt zu vermeiden, eröffnete man in demselben Jahre 1736 die Straſse nach Goyaz, auf welcher die neuen Ansiedler eine schnelle und reichliche Zufuhr, besonders an Rindvieh und Pferden, erhielten. Auch wurden zu derselben Zeit 80 Arroben Gold in 80 Kriegs-Canots, von denen jedes mit 16 Mann besetzt war, glücklich an den Ort ihrer Bestimmung gebracht, ob sie gleich von den Feinden am Eingange der Sümpfe angegriffen wurden.

Die Unternehmer, welche gleichsam unter beständigen Gefahren grau wurden und sie zuletzt gar nicht mehr achteten, wurden immer kühner. Es gnügte ihnen schon nicht mehr, Schiffahrt nach S. Paulo und dem Rio de la Plata zu treiben; sie muſsten auch den Lauf der Flüsse untersuchen, die ihre Richtung nördlich nahmen, um zu erfahren, wo diese endlich einen Ausgang fänden, ob in den stillen Ozean oder ins Atlantische Meer. Wir Europäer wuſsten freilich schon damals, daſs die Flüsse des innern Süd-Amerika, wegen der groſsen Andeskette, keinen Ausweg nach dem groſsen Weltmeere finden konnten; aber den Brasiliern war dieſs damals noch ein Geheimniſs. Ein gewisser *Manoel de Lima* schiffte sich also mit 5 Indiern, 3 Mulatten und einem Neger aufs Gerathewohl auf dem *Rio Guapore* ein, und fuhr diesen Fluſs, unbekümmert, wo sie wieder heraus-

Digitized by Google

kommen würden, hinab. Sie gelangten in den *Rio Madeira* und aus diesem in den *Rio Maranhao* (Marañon, Amazonenstrom), dessen Laufe nach Osten sie folgten und glücklich in der Stadt Parà ankamen.

Umgekehrt schiffte um dieselbe Zeit ein Kaufmann aus Parà den *Rio Mamore* aufwärts bis zur Mission von Exaltacion, wo er gute Geschäfte machte, indem er Waaren gegen Gold austauschte. Einen ganz eignen Handelsartikel machten damals die *Katzen* aus; denn Ratten und Mäuse hatten so überhand genommen, dafs nichts mehr vor ihnen sicher war. Das erste Paar Katzen, welches nach *Matto Grosso* gebracht wurde, bezahlte man mit 1 Pfund Gold. In verschiednen Flüssen, die auf solche Weise beschifft wurden, entdeckte man von Zeit zu Zeit Gold, und so entstanden immer mehr neue Ansiedlungen. Viele derselben wurden aber, theils weil sie zu jener Zeit, wo man nicht verstand, sich mit Wenigem zu begnügen, keineswegs der Erwartung entsprachen, theils auch der feindseligen Indierstämme wegen, bald wieder verlassen und in der Folge vergebens wieder aufgesucht. Bei der Einförmigkeit jener von dichten Urwäldern bedeckten und von zahllosen Flüssen und Bächen durchschnittnen Gegenden ist es nicht zu verwundern, dafs man Jahre lang Nachforschungen anstellt, ohne jemals, wenn nicht der Zufall zu Hilfe kommt, den gesuchten Punkt zu finden. Es herrscht eine Sage in der Provinz, dafs spanische Jesuiten, die schon damals in diesen Gegenden

Digitized by Google

ihre Missionen hatten, an einigen Stellen, die man nicht mehr kennt, Arbeiten vorgenommen und sehr viel Gold weggetragen haben.

Die Bearbeitung der Minen *do Araes*, an einem westlichen Arme des *Rio das Mortes* wurde im J. 1813 eingestellt, nicht ihrer Armuth wegen, sondern weil sie zu entfernt, mitten in einer gefährlichen und ungesunden Einöde liegen, wo keine Bevölkerung und an Allem Mangel war. Das hiesige Gold hat 17 Karat Feinheit und eine grünliche Farbe; es wird gröſstentheils als Contrebande nach Bahia gebracht, wo man es weit über den Werth verkauft. Im J. 1817 machte der Gouverneur von *Oenhausen* Vorschläge zur Errichtung einer Gewerkschaft, um die Minen von Cuyabà, die noch immer sehr reich waren, von neuem und mit mehr Regelmäſsigkeit zu bearbeiten. Die Sache kam wirklich zur Ausführung, scheint aber, da der Gouverneur bald darauf nach S. Paulo versetzt wurde, späterhin ins Stocken gerathen zu seyn, wenigstens hat Hr. v. E. nichts wieder davon gehört.

Auſser den bis jetzt genannten Provinzen hat man auch in *Cearà*, *Rio Grande de Sul* und *Rio de Janeiro* Gold gefunden, aber die darauf unternommenen Arbeiten sind nicht von Bedeutung. Es leidet indessen keinen Zweifel, daſs manche Gegenden sehr reich an Gold seyn müssen. In der Provinz *Cearà* z. B. findet man Gold nicht bloſs in Quarzgängen, sondern auch in aufgeschwemmten Gegenden, so wie in Flüssen und Bächen,

Digitized by Google

und zwar zuweilen Stöcke und Geschiebe von $\frac{1}{2}$ Oitava Gewicht, welches auf einen ursprünglich groſsen Reichthum deutet. Gegenwärtig besteht aber ein Verbot der Regierung, in dieser Provinz Goldwäschereien und Goldgräbereien anzulegen. In der Provinz *Rio Grande* zeigt sich besonders die Gegend am *Rio Pardo* goldreich. Seit 1811 wurde daselbst einige Jahre mit Vortheil gearbeitet, so daſs die Ausbeute an 30,000 Oitavas betrug. Da sich aber die Kosten fast eben so hoch beliefen, so ging die Unternehmung wieder ein. In der Provinz *Rio de Janeiro* wurde die Gegend von *Canta Gallo* (wo jetzt die Schweizeransiedlung Neu-Freiburg liegt) in den Jahren 1770 bis 1780 durch ihren Goldreichthum berühmt. Eine gegen 300 Mann starke Bande von s. g. *Grimpeiros* lebte hier ganz unabhängig von jeder Obrigkeit und ganz unbemerkt drei Jahre lang, und hatte während dieser Zeit schon einen groſsen Theil der Flüsse jener Gegend ausgewaschen, wurde aber endlich von den Truppen der Regierung verjagt, welche nun für sich selbst hier Ansiedlungen stiftete. Aber es zeigte sich bald, daſs die Grimpeiros die reichsten Orte schon ausgewaschen haben muſsten und daſs das Uebriggelassene nicht der Mühe lohne. Sie lieſsen also das Geschäft nach kurzer Zeit liegen und verwandten ihren Fleiſs auf den Ackerbau.

Nach dieser geschichtlichen und geographischen Uebersicht der Entdeckung des Goldes und seiner Fundorte wenden wir uns zu der Art und

Digitized by Google

Weise, wie das Gold bergmännisch vorkommt und zu Tage gefördert wird.

Das Gold kommt ursprünglich nur in *Urgebirgen* und zwar, wie es bis jetzt scheint, bloſs in den Gebirgsschichten vor, welche den *Urthonschiefer* nebst einigen seiner parallelen Formationen in sich begreifen. Hier erscheint das Gold auf Gängen und Lagern unter mancherlei Gestalten, theils derb, theils eingesprengt, theils als Ueberzug der Gesteinarten und krystallisirt. Aus den Urgebirgen ist es durch die Zerstörung derselben während früherer und späterer Erd-Revolutionen in das aufgeschwemmte Land gekommen und hat sich in den Betten der Flüsse und Bäche abgesetzt. Diese letztere Art, wie das Gold gefunden wird, war diejenige, welche zu seiner Entdeckung führte. Nachdem die Flüsse allmählig an Wasser abgenommen und sich in den tiefsten Theil ihres ursprünglichen Bettes gezogen hatten, kamen nach und nach Sand, Gold und Geschiebe von den aufgeschwemmten Lagern am Abhange der Gebirge herab und setzten sich in den Flüssen zu Boden. Während eines Zeitraumes von vielen Jahrhunderten senkte sich das schwerere Gold immer tiefer hinab, die leichtern Geschiebe aber wurden weiter geführt. Dadurch entstand das oft so auſserordentlich reiche Lager von Geschieben, welches unmittelbar auf dem Grundboden der Fluſsbetten sitzt und weil es aus lauter Urgeschieben besteht und noch nicht von Menschenhänden berührt worden ist, den Namen *Cascalho virgem*

Digitized by Google

(Jungfern-Gerölle) führt. Zum Unterschiede davon nennt man die Massen von Geschieben, welche man schon aufgerührt und die der Fluſs von neuem wieder abgesetzt hat, *Cascalho bravo* (schlechtes, unnützes Gerölle). In dem Cascalho virgem findet auch vorzüglich das Vorkommen der Diamanten Statt.

Die Mächtigkeit dieses letztern Cascalho beträgt 4 bis 5 Zoll; doch sind die unmittelbar auf dem Grunde sitzenden Anschwemmungen immer die reichsten, und man kratzt und schabt daher mit der gröſsten Sorgfalt die Soole ganz rein ab. Besonders kann man da, wo das Wasser Löcher ins Fluſsbett gegraben (in den s. g. Kesseln, *Caldeiroes*), oder wo Felsen den Fluſs durchsetzen, die bald hoch empor stehen, bald tiefe Risse und Einschnitte oder Wasserfälle bilden, immer einen gröſsern Reichthum an Gold (oder Diamanten) erwarten.

Die Arbeiten des Goldgewinnens theilen sich zuvörderst in folgende sechs Zweige: 1) Arbeiten in den Fluſs- und Bachbetten; 2) an den Ufern und in den zunächst liegenden Niederungen aufgeschwemmter Lager; 3) in aufgeschwemmten Lagern an den Abhängen der Gebirge; 4) in durchgängig goldhaltigen mürben Gebirgsmassen mit goldhaltigen Quarzadern; 5) auf Lagern in Thälern, und 6) in den Gebirgen auf Lagern und Gängen.

Bei dem auſserordentlichen Gold-Reichthume, den die brasilischen Flüsse zur Zeit der ersten

Digitized by Google

Entdeckung besaſsen, und bei der technischen Unerfahrenheit der ursprünglichen Ansiedler, wuſste man das Gold nicht anders zu gewinnen, als daſs man den Fluſs- oder Bachsand aufs Trockene brachte und die sichtbaren gröſsern Goldkörner mit den Fingern herauslas. Oder man bediente sich auch der gewöhnlichen zinnernen Teller, die fast jeder Reisende in Brasilien als Tischgeräth mit sich führt, und bewegte den goldhaltigen Sand darin so lange mit Wasser hin und her, bis sich die leichtern Stoffe davon getrennt hatten und das Gold allein auf dem Teller zurückblieb. Als späterhin afrikanische Negersklaven nach Brasilien gebracht wurden, die schon in ihrem Vaterlande das Geschäft des Goldwaschens betrieben hatten, wurden die s. g. *Bateas* eingeführt, eine Art hölzerner flachtrichterförmiger runder Schüsseln von 16 bis 24 Zoll Durchmesser, worin, wenn der Fluſssand reichhaltig ist, das Gold unmittelbar von den Erden geschieden wird.

Im Anfange der Goldgewinnung aus den Flüssen und Betten geschah diese Arbeit fast ohne alle Schwierigkeiten. Man brauchte nur in der trocknen Jahreszeit, wo die Gewässer sehr klein sind, den Fluſs oder Bach abzudämmen oder nach einer andern Seite zu leiten, eine Arbeit, die damals keine groſse Mühe verursachte. Als aber die Fluſs- und Bachbetten, so wie die Ufer und Niederungen späterhin immer mehr aufgeschwemmt wurden, vergröſserten sich die Schwierigkeiten. Die Gewässer flossen in einem höhern Niveau, als

Digitized by Google

der *Cascalho virgem* gelagert war; man sah sich genöthigt, viel unnützes goldleeres Gerölle bei Seite zu schaffen. Die Gewässer drangen seitwärts durch die lockern Lagen in die tiefern Eingrabungen, wo gearbeitet wurde, und man hatte nun auch mit der Wegschaffung dieses Wassers zu kämpfen. Erst nach Verlauf vieler Jahre wurden zu diesem Behuf die noch jetzt üblichen Paternoster-Werke (*Rosarios*) eingeführt, die bis zum J. 1740 noch nicht bekannt gewesen zu seyn scheinen. Die kleinern werden mit Haspelhörnern von Sklaven in Bewegung gesetzt, die gröſsern aber durch Wasserräder getrieben. Selbst in Gruben gebraucht man sie, wo die Anwendung der Pumpen noch zu Anfange dieses Jahrhunderts ganz unbekannt war.

Heut zu Tage ist die Arbeit in den Flüssen weit schwerer als sonst. Es giebt weder Karten, noch schriftliche Nachrichten, noch andere Zeichen an den Ufern, woran man die schon in älterer Zeit ausgebauten Stellen wieder erkennen könnte. Es werden daher oft Abdämmungen an Stellen gemacht, die schon längst ausgebaut sind, und der ganze Aufwand ist verloren. Sind die Flüsse groſs und tief, so daſs Abdämmungen des Wassers gar nicht Statt finden können, so wird das Gold heraus *gefischt.* Man bedient sich zu diesem Ende eines eignen Werkzeuges. An einem langen Stiele steckt ein eiserner viereckiger, auch runder eiserner Rahmen oder Reif, an welchem ein Sack von ungegärbtem Leder befestigt

Digitized by Google

ist, so daſs das Ganze einem Klingelbeutel in den protestantischen Kirchen Deutschlands ähnlich sieht. Am untern Ende hat der Rahmen einen spatenartigen Vorsprung. Diesen drückt man mit aller Kraft in das Gerölle des Fluſsbettes hinein und schiebt den Löffel dem Strome entgegen, auf welche Art sich alsdann der Beutel, welcher mehre Arroben Gerölle enthalten kann, anfüllt. Dieser wird darauf in den Kahn ausgeleert, auf welchem man den Fluſs befährt, und von neuem ins Wasser gesenkt. Auf manchen reichen Flüssen betreibt man diese Arbeit mit groſsem Vortheil, doch wird sie selten angewendet.

Eine andere Art des Goldwaschens aus den Flüssen ist das von armen Negern eingeführte *Mergulhar* (Untertauchen). Der Goldwäscher steht zu dem Ende bis an die Hüften im Flusse und hält in den Händen eine groſse Batea von 24 bis 30 Zoll Durchmesser. Mit vorgestreckten Knieen und der gröſsten Anstrengung schiebt und bohrt er dieselbe in das Gerölle, mit dem Gesichte stromabwärts gerichtet, lüftet das Gerölle und schüttelt es so durch einander, daſs der Strom das leichte Gestein fortspühlt, die Goldkörner aber auf der Stelle wieder niedersinken. Ist dieses einige Mal geschehen und sind die Goldkörner dadurch mehr auf einen Haufen zusammengebracht worden: so rafft der Neger nunmehr unter dem Wasser seine Batea voll Sand und Geschiebe und bringt sie an die Oberfläche des Wassers. Hier wird sie in einer schwimmenden Bewegung schnell und un-

Digitized by Google

aufhörlich im Kreise herum gedreht, aber mit einer geringen Neigung nach einer Seite, so daſs beständig ein neuer Zufluſs von Wasser Statt findet und die leichtern Erden nach und nach weggeschwemmt werden. Das Gold bleibt auf diese Weise in der trichterförmigen Vertiefung der Batea sitzen und wird endlich mit ein wenig Wasser in die am Unterleibe des Goldwäschers festgeschnallte lederne Tasche ausgespühlt.

Diese Arbeit ist eine der anstrengendsten und mühsamsten, auch wohl die nachtheiligste für die Gesundheit der Neger, indem der Oberleib stundenlang den brennendsten Sonnenstrahlen ausgesetzt ist, während der untere Theil des Körpers die empfindliche Kälte des Wassers aushalten muſs. Es schicken sich auch nur wenig Neger zu dieser Arbeit, welche starke und gesunde Leute erfordert. Nach heftigen Regengüssen haben diese Wäscher zuweilen in wenig Stunden einen Gewinn von 500 bis 600 Reis; sie arbeiten aber auch dann die ganze Woche nicht wieder. In der trocknen und kalten Jahreszeit, wo das Wasser wie Eis ist und wo sie es weniger lange Zeit darin aushalten können, begnügen sie sich mit einer Ausbeute von 100 bis 150 Reis täglich, welche für ihre Lebensbedürfnisse vollkommen hinreicht.

Das Waschen einzelner Personen in den Fluſs- und Bachbetten nennt man *Faiscar*, und wer diese Arbeit betreibt, heiſst *Faiscador*. Die gröſsern, von mehren Menschen betriebnen Arbeiten in

Digitized by Google

den Flüssen pflegt man *Servicos do Rio* zu nennen.

Bei Bächen, die wenig Wasser führen und einen sehr groſsen Fall haben, und in welchen schon längst das Jungferngerölle ausgebeutet worden ist, aber doch immer neuer Zufluſs von Gold Statt findet, welches durch die ganze neue Aufschwemmung vertheilt ist, sind alle Abdämmungen des Wassers mit weit weniger Schwierigkeiten verbunden, und das aufgedämmte Wasser wird hier selbst benutzt, um die leichtern Gerölle und den Sand wegzuspühlen, und das darin befindliche Gold zu concentriren. Um dieses zu bezwecken, zieht man, nachdem das Wasser abgedämmt und seitwärts geleitet ist, einen ungefähr 6 Fuſs breiten und 8 Zoll tiefen Graben das Bachbett oder die dem Flusse zunächst liegende Niederung hinab, wo man zu arbeiten gedenkt, und läſst darauf so viel Wasser zuströmen, als hinreichend ist, das beständig durch Sklaven aufgerührte Gerölle und den Sand wegzuspühlen. Die Arbeiter stehen dabei immer einer hinter dem andern, den ganzen Graben hinab, 3 bis 4 Schritte von einander, im Wasser, welches ihnen ungefähr bis an die Fuſsgelenke geht, und arbeiten mit einer zugespitzten Kratze (*Almocafre*) die Fluſsgerölle immer stromaufwärts in der ganzen Breite des Kanals, wodurch das darin enthaltene Gold wegen seiner Schwere beständig auf seiner Stelle erhalten wird und niedersinkt, die Gerölle aber mehr der Gewalt des Wassers ausgesetzt und fortge-

Digitized by Google

schwemmt werden. Hat man eine Stunde lang diese Arbeit verrichtet, wobei die gröbern Gerölle, die das Wasser nicht mitnehmen kann, mittelst eines Bretchens, welches jeder Neger bei sich führt, von Zeit zu Zeit zusammengescharrt und seitwärts aus dem Kanal geworfen werden; so stellt man das zuflieſsende Wasser nach und nach ab, um das zu Boden sitzende, gereinigte und schwerere Gerölle, welches alle Goldtheilchen nunmehr in sich vereinigt enthält und ungefähr 3 Zoll hoch liegt, herauszunehmen und auf die Waschherde zu stürzen. Jst dieses geschehen, so wird wieder Wasser in den Kanal geleitet; die nämliche Arbeit beginnt von neuem und wird so oft wiederholt, bis man endlich auf das Grundgestein kommt, oder auch bis das Wasser durch das Tieferwerden des Kanals nicht mehr Fall genug hat, um die Gerölle und den Sand wegzuspühlen. Ist man mit der Arbeit des einen Kanals zu Ende, so fängt man zur Seite desselben einen neuen an, und fährt damit so lange fort, bis die ganze Breite des Fluſsbettes und der sie umgebenden Niederungen (von den Bergleuten *Taboleiros* genannt) ausgewaschen ist. Wo diese sehr breit sind, wie z. B. bei der Stadt Mariana, gleicht alsdann eine so verarbeitete Gegend, wenn man sie aus der Ferne betrachtet, einem mit tiefen Furchen geackerten Feld.

Wenn man zur Wegspühlung der auf dem Jungferngerölle aufgeschwemmten Lager kein Wasser hinbringen kann, wie es gröſstentheils, be-

sonders bei den Taboleiros der Diamanten-Wäschereien, der Fall ist: so werden diese Lager abgegraben. Dazu sind aber, wegen der groſsen Mächtigkeit derselben, die oft 6 bis 20 Fuſs beträgt, und bei dem Mangel an Förderungsmaschinen oder Laufkarren, auſserordentlich viel Menschen nöthig. Man unternimmt die Abgrabung nicht in geraden oder unregelmäſsigen krummen Linien, sondern immer im Zickzack und in rechten Winkeln, um für die Arbeiter einen gröſsern Raum zu gewinnen. Bei ausgedehnten Taboleiros, wo diese Arbeiten im Groſsen betrieben werden, wie bei den Diamanten-Wäschereien, gleichen diese Gräbereien völlig den Laufgräben von Festungen. Nicht allein, daſs man bei dieser Winkeleintheilung der Abstechung mehr Raum für die Arbeiter gewinnt: man hat auch den Vortheil, immer einer gewissen Zahl Arbeiter die Quadratfläche, welche innerhalb der Winkel liegt, zuzumessen und die Zeit zu bestimmen, in welcher sie ausgegraben seyn muſs. Hierdurch wird ein gewisser Wetteifer unter den Negern rege gemacht, wodurch jede Abtheilung angetrieben wird, zuerst mit ihrer Arbeit fertig zu werden. Es ist dann wirklich eine Lust zu sehen, wie die schwarzen nackten Burschen mit der gröſsten Anstrengung unermüdet darauf los arbeiten, triefend von Schweiſs und glänzend an Rücken und Armen, an denen sich ihr ganzer kräftiger Körperbau zeigt. Die einen stechen die Gerölle los, die andern füllen ein, noch andere setzen die Körbe den

Digitized by Google

Trägern auf den Kopf, und diese laufen im Trabe einer hinter dem andern davon, ohne sich beim Ausschütten ihrer Last zu verweilen. Eben so kommen sie auf einem andern Wege wieder im Trabe zum Einfüller zurück, der schon eine neue Last für sie bereit hält. Bei den Diamanten-Wäschereien (*Serviços diamantinos*) sieht man oft 4 bis 5 auch wohl 600 Schwarze auf diese Art im buntesten Gewühle, aber ohne Unordnung und ohne daſs einer dem andern im Arbeiten hinderlich wäre, gleich einem geschäftigen Ameisenzuge aufs schnellste dahin eilen.

Das Vorkommen des Goldes unter der Dammerde an den *Abhängen der Gebirge* findet sich gröſstentheils nur an dem untern Abhange, bis zu einer Höhe von etwa 70 Fuſs über dem Spiegel der tiefer flieſsenden Gewässer, und kann also füglich als ein Niederschlag aus diesen Gewässern angesehen werden, welcher zu einer Zeit erfolgte, da diese noch das Thal bis zu jener Höhe überschwemmten. Indessen findet man auch, obwohl selten, goldhaltigen Boden ganz oben an den Abhängen der Gebirge, so wie auf hohen Bergebenen. Der brasilische Bergmann nennt diese Art des Vorkommens an den Abhängen der Gebirge *Gupiára* oder *Grupiára* und die Arbeiten darauf, *Lavra* oder *Serviço de Gupiara*.

Das Erste, was man hier zu thun hat, ist, daſs man bis zum höchsten Punkte der Gupiára, oft durch eine stundenlange Grabenführung, flieſsendes Wasser zu bringen sucht. Oben geht

Digitized by Google

längs dem Rande ein wagrechter Haupt-Kanal hin, und von diesem werden viele Seiten-Kanäle den Berg hinab durch das Erdreich gezogen, und zwar einer neben dem andern, so daſs das mit langen meiselartigen Eisen *(Cavadeiras)* losgestochne Erdreich von dem darüber wegflieſsenden Wasser mit fortgerissen werden kann. Da nicht bloſs die untere Lage, sondern auch das ganze Erdreich den Berg hinauf goldhaltig ist, so sammelt man das Abgeschwemmte in einem groſsen Kanale am Fuſse des Berges, welcher mehre Absätze und Gefälle hat, worin man den Niederschlag, wenn der Kanal voll ist, durch Aufrühren schlämmt, so daſs alle unnützen Erden fortgetrieben werden, der übrige schwerere Rest aber, mit dem Golde, auf dem Boden sitzen bleibt, von wo er alsdann nach den Waschherden gebracht wird. Gewöhnlich ist die Mächtigkeit der goldhaltigen Dammerde solcher Abhänge, mit der angeschwemmten goldhaltigen Kruste, welche zunächst das Goldgebirge überzieht, 4 bis 8 Fuſs.

Die goldhaltigen mürben *Gebirgsmassen*, auf welchen ebenfalls Arbeiten betrieben werden, sind vorzüglich der rothe, eisenschüssige, weiche und zerklüftete Urthonschiefer, mit Grünstein, und der Eisenglimmerschiefer, wovon ersterer niedrige Berge bildet, letzterer aber die Abhänge der höchsten Berge begleitet. Den Thonschiefer durchsetzen viele sehr goldhaltige schmale Quarzadern und Nester *(Panellas)* gewöhnlich nach gewissen Richtungen. Das Gold im Eisenglimmerschiefer

Digitized by Google

kommt nur schichtenweise auf schmalen Lagern vor.

Bei den Arbeiten in diesen Gebirgsmassen verfährt man auf ähnliche Art wie bei den Grupiáras, indem man nach den höchsten Theilen des goldhaltigen Gebirges Wasser leitet. Da aber das Gold hier auf weit höhern Punkten erscheint als in den Grupiáras, so muſs das Wasser dazu auch aus entferntern Gegenden herbeigeholt werden, oft 4 bis 5 Meilen weit über Felsen und Thäler, was auſserordentliche Kosten verursacht und die Verarmung manches Mineiro hergeführt hat, ehe er noch seinen Zweck erreichte. Die Arbeit ist dahin gerichtet, bloſs das weiche Gestein, welches die goldhaltigen Adern und Nester umschlieſst, hinwegzuspühlen, während man die Letztern selbst mittelst kleiner Brecheisen und Kratzen sorgfältig gewinnt und sogleich nach den Pochhäusern bringt. Hat man diese Adern und Nester etwas tiefer als die sie umgebende Einhüllung ausgegraben, so fängt man von neuem die Wegspühlungen an und fährt damit fort, so tief man nur kommen kann und so weit nur die Gold-Formation ins Innere des Gebirges dringt. Durch dieses Verfahren werden ganze Berge in tiefe zerrissene Graben verwandelt, und die Fortsetzung der Arbeit ist, wenn auf den Seiten steile Wände stehen bleiben, nicht ohne Gefahr, weil diese wegen der Lockerheit und Zerklüftung der Gebirgsmasse oft einstürzen und die Neger darunter vergraben. Da bei dem Fortschwemmen des leeren Gesteines na-

Digitized by Google

türlich auch viele goldhaltige Qarztrümchen, die man nicht trocken gewinnen könnte, mit fortgerissen werden, so wird, um sie nicht verloren gehen zu lassen, am tieſsten Punkte des Bergabhanges ein Haupt-Kanal oder Schlämmgraben, mit angebrachten Aufstauungen, und an seinen Enden noch besondere groſse Schlämmteiche (*Mondéos*) angelegt, worin sich alles Gold absetzt. In mehren Lavras, z. B. bei *Villa de Campanha*, sind diese Graben und Teiche so groſs, daſs sie jährlich nur Ein Mal ausgeschlämmt werden, aber auch alsdann 30 bis 50000 Cruzados (33000 bis 55000 Fl. Conv. Münze) Gold liefern.

Die allerverkehrteste Methode des Abbaues von Lagern, welche sich in Thälern und unter dem Niveau der benachbarten flieſsenden Gewässer befinden, ist unstreitig diejenige, welche man in der Provinz *Minas Geraes* vorzunehmen und mit dem Namen *Catta* zu benennen pflegt, besonders, wenn die Gebirgsmasse, die man zu durchsenken hat, weich ist. Man gräbt zu dem Ende ein rundes Loch, welches, je tiefer man kommt, desto mehr an der Oberfläche erweitert wird, so daſs es beständig trichterförmig und terrassenartig abgeteuft wird. Es entstehen auf diese Weise Schneckengänge an den Seiten, auf welchen die losgearbeiteten Gebirgsmassen von den Negern auf den Köpfen hinausgeschafft werden. Den Wänden solcher trichterförmigen Löcher giebt man eine Neigung von 45 Grad. Um ihnen mehr Haltbarkeit in der weichen Gebirgsart zu ver-

Digitized by Google

schaffen, werden die Wände terrassenförmig abgestochen, indem man jeder Terrasse eine Breite von 20 bis 30 Zoll und eine eben so groſse Höhe giebt. Die Böschung wird auch wohl mit Pfählen und Flechtwerk bekleidet, damit sie nicht nachrutsche.

Man hat auf diese Art Cattas eröffnet, die 30 bis 50 Fuſs tief waren, und man kann daraus abnehmen, was für einen ungeheuern Umfang ein solcher kraterähnlicher Trichter an der Oberfläche haben muſste, um in seiner Tiefe durchaus nur eine kleine Fläche des Lagers gewinnen zu können, welches nicht mächtiger als 2 bis 6 Zoll ist und aus einer weichen quarzigthonigen Masse besteht; ferner wie viele Menschen nöthig sind, um die Erde aus dem Loche fortzuschaffen und wie kurze Zeit ein solches Loch zu benutzen ist, da in der Regenzeit die Arbeit nicht fortgesetzt werden kann. Man findet diese verkehrte Arbeit vorzüglich in dem Thale des *Arrayal do Antonio Pereira* und in der *Catta preta* bei *Inficionado*. Freilich war hier der Goldreichthum des unten liegenden Lagers an manchen Stellen so groſs, daſs in wenig Stunden alle Ausgaben und Kosten ersetzt waren. Die *Lavra do Matta Cavallos* bei Antonio Pereira war so reich, daſs man eines Tages in einer einzigen Stunde für 36000 Cruzados (40000 Fl.) Gold herausbrachte. Aber das ganze Erdreich war so weich und die Arbeiten wurden so unvorsichtig und verkehrt betrieben, daſs nach ei-

Digitized by Google

ner Stunde Alles einstürzte und Aufseher und Sklaven verschüttet wurden. In Folge mehrer solcher Unglücksfälle und bei der Menge der zu überwindenden Schwierigkeiten verarmten die Eigenthümer und das Gold liegt bis jetzt noch sicher verwahrt im Schooſse der Erde. Hr. v. Eschwege ist der Meinung, daſs alle diese Schätze durch einen regelmäſsigen und kunstverständigen Bergbau noch jetzt sehr leicht zu gewinnen seyn würden.

Eigentlich bergmännische Arbeiten werden im Innern der Gebirge, auf Lagern und Gängen vorgenommen. Da jedoch dieselben mehr Kenntnisse erfordern, als die brasilischen Mineiros bis jetzt zu erlangen Gelegenheit hatten: so findet man diese Gattung von Arbeiten noch in der gröſsten Kindheit, und sie bestehen meistens in sogenanntem Raubbau. Man jagt nämlich, ohne Plan und ohne Sorge für die Zukunft, nur dem Golde nach, und verfolgt die Lager und Gänge nach allen Richtungen, so lange man nur seinen Vortheil dabei findet, wodurch dann ein solcher Bergbau, besonders auf einem mächtigen Lager, vollkommen einem labyrinthischen Gewirre von Dachslöchern ähnlich ist. Festes Gestein, eintretende Wasser und böse Wetter (ungesunde Luftarten) sind gewöhnlich die Hauptfeinde, vor welchen der Mineiro das Feld räumt, indem er nie darauf denkt, einen Wasserlösungs-Stollen zu treiben, oder Durchschlagsörter im Voraus anzulegen oder seine Werkzeuge für festere Felsarten einzurich-

Digitized by Google

ten und zu verbessern. Auſserdem können sich auch die meisten Mineiros um deſswillen auf keine groſsen Unternehmungen und Vorrichtungen einlassen, weil ihr Eigenthum gewöhnlich nur auf einen kleinen Raum beschränkt ist und gewerkschaftliche Verbindungen mehrer Mineiros, aus eingewurzeltem Miſstrauen und Furcht vor Bevortheilungen, nie lange Bestand haben.

An unbekannten Stellen, wo man nicht schon aus Erfahrung, oder durch Zufall von der Gewiſsheit des Goldreichthums überzeugt ist, pflegt man auch wohl, jedoch selten, eine Versuchsarbeit vorzunehmen. Diese geschieht aber äuſserst oberflächlich und führt nur in wenig Fällen zu einem glücklichen Ergebniſs, da der Mineiro gewöhnlich nicht im Stande ist, die gehörige Zeit und hinlängliche Kosten auf diese Arbeit zu verwenden. Und wenn er auch diese besäſse, so mangelt ihm in der Regel die Geduld, Arbeiten zu betreiben, bei denen er in den ersten acht Tagen kein Gold zu sehen bekommt.

„Man kann aus diesem Allen schlieſsen, sagt unser Verfasser, daſs Brasilien noch ungeheure Goldschätze in seinem Schooſse verbirgt und daſs den Nachkommen noch ein weites Feld zur Bearbeitung übrig geblieben, wovon aber nichts zu hoffen ist, so lange nicht durch gut regulirte Gewerkschaften die Arbeiten nach richtigen bergmännischen Grundsätzen und zweckmäſsigern Gesetzen unternommen werden.“

Wir wollen nun auch etwas über die von dem

Digitized by Google

Bergmanne sogenannten Aufbereitungs - Methoden des Goldes sagen.

Nachdem das Waschgold in der oben beschriebnen Weise gewonnen ist, muſs es gereinigt werden. Bei dem grobkörnigen Goldsande sind die wenigsten Vorsichtsmaſsregeln nöthig. Man benutzt dazu jede Pfütze stehenden Wassers, oder man gräbt ein besonderes Loch an den Ufern der Flüsse und Bäche, oder man nimmt dazu auch groſse Kübel oder Kufen. Der Reiniger (*Apuradór*) stellt sich nun in dieses Loch, worin so viel Wasser ist, daſs es ihm bis an die Kniee reicht, thut einige Hände voll der gesammelten Goldmenge in die Batea', und macht dieselbe durch Kneten mit den Händen zu einer recht dünnen breiartigen Masse, so daſs alle Klümpchen sich auflösen. Hierauf setzt er noch einiges Wasser zu und fängt nun ganz langsam das Schwenken der Batea an, so daſs die ganze Masse in eine anhaltende kreisförmige Bewegung geräth. Die leichtern Theile kommen dadurch nach oben und die Goldtheile senken sich nach der Vertiefung. So lange das Wasser trübe bleibt, läſst er immer einiges davon abflieſsen und schöpft während des Schwenkens neues hinzu. Endlich wird das Wasser immer heller und nur noch die schwersten Theile, meistens Eisensand, bleiben mit dem Golde zurück. Endlich glänzt das Gold gleich einer Sonne von duftigem Nebel umgeben, aus der Tiefe der Batea hervor. Bei schönem goldgelben Metall gewährt dieses einen eben so herrlichen und überraschen-

Digitized by Google

den Anblick, als der des sogenannten Silberblicks im Treibofen, nur mit dem Unterschiede, daſs man sich diesen Anblick so oft verschaffen kann, als man die Schwenkungen von neuem wiederholt.

Eine weit gröſsere Geschicklichkeit erfordert die Reinigung des feinkörnigen und mehlichten Goldes, und diejenigen Neger, welche sie besitzen, werden von ihren Herren sehr geschätzt. Da es hierbei gar nicht zu vermeiden ist, daſs vieles Gold mit dem Abwaschen der feinern und schlammigen Thonerde oder dem Quarzsande aus der Batea entwischt, und der Sumpf, worin die Arbeit vorgenommen wird, am Ende des Jahres noch eine reichhaltige Ausbeute giebt: so legen die Mineiros, welche groſse Lavras besitzen, dieselben innerhalb eines verschloſsnen Gebäudes an.

Rund um den Sumpf stehen die schon mit ihren bestimmten Portionen gefüllten Bateas, welche der Apuradór eine nach der andern in Gegenwart des Eigenthümers vornimmt, der daneben auf einer Bank sitzt. Viele Eigenthümer lassen diese Arbeit gern ohne Zeugen verrichten. Der goldgierige Blick, mit welchem der Mineiro unverrückten Auges auf die Hände des Negers sieht, jeden Goldblick in der Tiefe der Batea sogleich nach seinem Werthe abschätzt, die innere Zufriedenheit bei reicher Ausbeute, die sich auf seinem Gesichte ausdrückt, das lauernde Umsichsehen des Sklaven, immer den Herrn im Auge habend und versuchend, ob es nicht möglich sei, irgend eine Prise Goldstaub zu entwenden und sich dieselbe

Digitized by Google

in das wollichte Kopfhaar zu streuen — alles dieses ist eine Scene, würdig den Pinsel eines Malers zu beschäftigen. Die Schwenkungen der Batea werden bei dieser Arbeit sehr vorsichtig und langsam vorgenommen, weil das so feine Gold weit inniger mit der schlammigen Masse vermengt ist und selbst das Gold mit oben auf zu schwimmen pflegt. Sobald nun erst das trübste und schmutzigste Wasser abgelassen ist, die ganze Masse sich in der Batea vermindert hat und das feine Mehlgold schwimmend auf die Oberfläche des Wassers kommt, so hat man durch vieljährige Erfahrung ausfindig gemacht, daſs ausgepresste Pflanzensäfte mit Wasser gemischt, die zweckmäſsigsten Mittel sind, das schwimmende Gold niederzuschlagen. Das Schwimmen der feinen Goldtheilchen auf der Oberfläche des Wassers läſst sich nämlich nur durch die sich anhängenden Luftbläschen erklären, welche in ganz reinem Wasser sich leichter als in getrübtem entwickeln. Durch hinzugesetzte Pflanzensäfte wird das Wasser schleimichter, folglich auch weniger geneigt, die Entwickelung der Luftbläschen zu begünstigen. Das Gold sinkt also, wegen seiner gröſsern specifischen Schwere zu Boden, ohne sich durch jene Luftbläschen wieder auf die Oberfläche des Wassers erheben zu können. Das Beimischen von Pflanzensäften muſs aber mehrmals wiederholt werden, ehe die ganze Batea von Gold gereinigt ist.

Wo diese Art von Reinigung zu schwierig ist, pflegt man den Zweck auch durch die s. g. Ver-

Digitized by Google

quickung (Amalgamation) zu erreichen. Man schüttet zu dem Ende ein wenig Quecksilber in die Batea und knetet dieses mit dem schon ziemlich gereinigten Golde zusammen, bis dieses von jenem verschluckt worden ist und die unedle Beimengung nun abgewaschen werden kann. Das erhaltene Amalgam (mit Gold verbundene Quecksilber) legt nun der Arbeiter auf einen kupfernen Teller, stellt diesen auf ein Kohlenfeuer und bedeckt das Amalgam mit einem groſsen frischen Baumblatte. Das Quecksilber verdampft und hängt sich in Tropfen an das Blatt an, welches von Zeit zu Zeit in einem Gefäſse abgeschüttelt wird, worauf man wieder ein frisches Blatt über den Teller deckt, bis alles Quecksilber aus dem Golde verflüchtigt und dieses rein zurückgeblieben ist.

Bei der allgemeinen Unwissenheit und Gleichgiltigkeit der brasilischen Mineiros, welche lieber einen Sklaven kaufen, der eine halbe Million Rees kostet, als eine Maschinerie anschaffen, die vielleicht um den fünften Theil dieser Summe zu haben wäre und 10 Sklaven ersparen würde, ist es nicht zu verwundern, daſs man auch die Arbeiten, welche das Zerkleinern der goldhaltigen Steinarten betreffen, in einem höchst erbärmlichen Zustande antrifft. In den meisten Lavras geschieht diese Arbeit durch Menschenhände. Die Sklaven sitzen dabei auf der Erde und haben einen festen harten Stein, gewöhnlich Hornblende, Grünstein oder Quarz, zwischen den Beinen liegen, auf dem sie die Erze mit einer eisernen Keule, die einen kur-

Digitized by Google

zen, hölzernen Stiel hat, zerklopfen. Da die Steinarten zum feinsten Pulver zerkleinert werden müssen, so kann man sich vorstellen, wie äuſserst langsam diese Arbeit vorwärts geht; es können kaum einige Centner täglich zermalmt werden. Auch besitzen diese Menschen keine Siebe, wodurch die feinern Theile von den gröbern getrennt werden könnten, sondern sie werfen das Zerklopfte auf einen Haufen zusammen, von welchem die gröbern Theile durch ihre eigne Schwere von selbst herabrollen. Diese aufgethürmte Masse wird dann auf die vorhin beschriebne Weise gewaschen und gereinigt. Da man aber auf diese Art noch nicht zur feinsten Zergliederung gelangen kann, so bringt man die vorläufig ausgewaschne Masse auf die Reibsteine. Dieses sind groſse plattenförmige Steine von 2 Fuſs ins Gevierte, aus Hornblendeschiefer oder einer andern festen Felsart, welche so aufgestellt werden, daſs sie mit dem Horizont einen Winkel von etwa 30 Grad machen. Der Reiber stellt sich hinter den Stein. Links hat er die zu verreibende Masse neben sich, rechts ein Gefäſs mit Wasser, und am Ende des Reibsteins ein anderes Gefäſs, in welches das mit Wasser Abgeriebne von dem Reibsteine als feiner Schlamm abflieſst und aufgefangen wird. Er legt nun einen kleinen Theil des sandigen Gemenges ganz oben auf den Reibstein, bringt mit der Hand einige Tropfen Wasser darauf, und beginnt dann mit einem andern kleinern Steine, ungefähr wie die Maler beim Farbenreiben, das Zermalmen.

Digitized by Google

Wie viele Sklaven zu einer so langwierigen Arbeit nöthig seien, einer Arbeit, die bei einem nassen Pochwerk und einer kleinen Mühle gänzlich erspart werden könnte, ist leicht einzusehen. Manche Mineiros sind auch wirklich zu dieser Erkenntniſs gekommen und haben es wenigstens so weit gebracht, daſs sie trockne Pochwerke mit zwei Stempeln angelegt haben. Aber die Einrichtung derselben ist so unter aller Kritik schlecht, daſs sie kaum eine Beschreibung verdienen. Jedes solches Pochwerk erfodert 7 Personen, welche im Laufe eines Tages nur wenig Pochmehl zusammenbringen. Die Unterlage (oder Pochsole) ist ein groſser breiter Stein, der sich immer tiefer in den Boden drückt und den Niemand wieder in die Höhe zu richten denkt. Zwei Menschen tragen das Gestein zu, zwei andere stehen bei dem Pochwerke, um das Gestein unter die Stempel zu bringen, und wieder drei andere werfen das Gepochte auf einen pyramidenförmigen Haufen, um das Gröſsere vom Kleinern abzusondern und Ersteres nochmals unter das Pochwerk zu bringen.

Ein zweiter Schritt, den der Mineiro vorwärts gethan hat, ist die Erfindung einer Reibmaschine, deren Einrichtung aber eben so erbärmlich ist als das Pochwerk.

Hr. v. *Eschwege* gab sich Mühe, angemessene Verbesserungen bei diesem Verfahren, wie sie in andern cultivirten Ländern gebräuchlich sind, einzuführen. Da die Regierung keine Unterstützung dazu bewilligte, so muſste er versuchen, irgend

Digitized by Google

einen aufgeklärten Mineiro für dieses Unternehmen zu gewinnen. Es gelang ihm mit dem Obersten *Romoaldo Jozé Monteiro*, bei *Congonhas do Campo*, welcher sich entschloſs, ein nasses Pochwerk zu errichten. Der Erfolg war so günstig, daſs in zwei Tagen mit zwei Sklaven 26 Oitavas Gold, und zwar aus einer für arm gehaltnen und deſshalb schon längst verlassnen Formation gewonnen wurden; ein Vortheil, den man sonst mit 30 Sklaven während einer ganzen Woche nicht zu erreichen im Stande gewesen war. Das Ministerium lieſs ein schriftliches Zeugniſs, welches der genannte Oberst darüber ausstellte, in die Zeitung von Rio Janeiro einrücken, in der Hoffnung, daſs die Mineiros ein Beispiel daran nehmen sollten, was jedoch vergebens war.

Der Verfasser giebt S. 275 u. ff. eine tabellarische Uebersicht des in allen Bergwerks-Provinzen vom J. 1600 bis zum J. 1820 gewonnenen Goldes, welche jedoch, wie er selbst gesteht, sehr ungenau, und gröſstentheils nur aus dem an die Regierung abgelieferten Quinto oder Fünftel berechnet worden ist. Aber auch dieses Fünftel kennt man sehr unvollständig, indem die Erhebung desselben äuſserst schwierig war und vom J. 1714 bis 1725 nur ein Aequivalent desselben bezahlt wurde. Auch gab es eine Zeit, von 1735 bis 1751, wo statt des Quinto eine Kopf- und Gewerbsteuer eingeführt war. Ueberdieſs kann die Summe dessen, was durch den Schleichhandel ausgeführt wurde, ebenfalls nur oberflächlich geschätzt

Digitized by Google

werden. Verhältniſsmäſsig am vollständigsten sind die Nachweisungen über die Provinz *Minas Geraes*, welche überhaupt das meiste Gold geliefert hat.

Hr. v. Eschwege berechnet demnach aus den über das Fünftel geführten Registern das Kapital des von 1600 bis 1820 gewonnenen Goldes

für die Provinz	Minas	zu 35,687 $\frac{3}{4}$	Arroben
„ „ „	Goyaz	„ 9212 $\frac{1}{2}$	„
„ „ „	Matto Grosso	zu 3107 $\frac{1}{2}$	„
„ „ „	San Paulo	„ 4650	„
	Zusammen	52,657 $\frac{3}{4}$	Arroben.
Hierzu noch confiscirtes, durch Schleichhandel ausgeführtes, bei den Diamantenwäschereien gewonnenes u. in den Wechselhäusern eingewechseltes Gold		10,759 $\frac{1}{4}$	Arroben.

Summa alles gewonnenen Goldes 63,417 Arroben, oder die Arroba zu 15,360 Cruzados gerechnet, 974 Mill. 329,040 Cruzados (= 1083 Mill. 453,892 Gulden Conv. Münze.)

Das der Regierung zugefallne Fünftel der obigen 52,657 $\frac{3}{4}$ Arroben ist zu 10,531 $\frac{1}{2}$ Arr. berechnet worden, welche 161 Mill. 764,860 Cruzados (oder 179 Mill. 882,524 fl. Conv. Mz.) betragen. Davon ist beinahe der dritte Theil zu dem groſsen und prachtvollen Bau des Klosters *Mafra* in Portugal verwendet worden; ein groſser Theil ging nach Rom, um die Bewilligung zur Errichtung des Patriarchats in Lissabon zu erhalten; ein geringer Theil mag zur Wiederherstellung der

Digitized by Google

durch das Erdbeben von Lissabon 1755 zerstörten Gebäude gedient haben, und das Uebrige hat bis in die neuern Zeiten den Ausfall in den Staatskassen gedeckt. *)

Merkwürdig bleibt immer, daſs seit der Entdeckung des Goldes in Brasilien, Portugal seinem Verfall entgegen zu gehen begann. Die leichte Art, auf welche Manche in Brasilien in kurzer Zeit reich wurden, lockte viele Tausend thätige Menschen aus Portugal weg. Man vernachlässigte sichtbarlich sein portugiesisches Eigenthum, und tröstete sich mit der Aussicht, in Brasilien allen Verlust wieder ersetzen zu können. Auch auf die öffentliche Verwaltung wirkte der brasilische Goldreichthum nachtheilig ein. Trotz jener 161 Mill. Cruzados (wozu noch 16 Mill. gerechnet werden müssen, die die Regierung aus verkauften Diamanten gewann) war zu der Zeit, wo sich Brasilien vom Mutterlande losriſs, die Staatsschuld bis zu 64 Mill. Cruzados angewachsen. Es ist nicht zu bezweifeln, daſs der gröſste Theil von den übri-

---

*) Der Verf. bemerkt in einer Note, daſs der von *Mawe* in seiner bekannten Reise nach Brasilien angegebene Betrag alles gewonnenen Goldes zu 17,110 Mill. 800,000 Cruzados, auf jeden Fall höchst übertrieben sei und sich gewiſs nicht auf Documente stütze. Eben so hält er die Angabe *Beudants* in dessen Mineralogie, §. 489., daſs jährlich 28,100 Mark Gold aus Brasilien nach Europa kommen, für unwahr, indem dieser Betrag gewiſs nicht 8000 Mark übersteige.

Digitized by Google

gen vier Fünfteln des gewonnenen Goldbetrages, wie er oben berechnet wurde (zu 974 Mill. Cruz.), ebenfalls nach Portugal strömte. Allen fremden Nationen ward nämlich der unmittelbare Handel mit Brasilien verboten und dieses muſste alle seine Verbrauchsgegenstände von Portugal nehmen; es war sogar den Brasiliern nicht erlaubt, ihre eigne Baumwolle zu verspinnen und Zeuge daraus zu weben. Portugal, welches sich von jeher gleichfalls wenig um Fabriken bekümmerte, weil es alle Fabrikwaaren wohlfeiler vom Auslande kaufen als selbst fabriciren konnte, gab sein schönes Gold für vergängliche Waaren hin, die immer wieder durch andere ersetzt werden muſsten. Es waren zwei Haupt-Goldströme zu bemerken, wovon der eine nach Ostindien, der andere nach England floſs. Der geringere Werth, den man den Münzen im Inlande gab, half den Abfluſs befördern und dieser wurde späterhin, als Brasilien allen Nationen aufgeschlossen wurde, so stark, daſs gegenwärtig weder Portugal noch Brasilien Goldmünzen aufzuweisen haben.

Aus einer vollständigen tabellarischen Uebersicht, die Hr. v. Eschwege in Bezug auf die Provinz Minas, die goldreichste von ganz Brasilien, mittheilt, geht hervor, daſs im Jahr 1814 daselbst noch 555 Lavras mit 169 freien Arbeitern, 6493 Sklaven und 5747 Faiscadores (worunter 1871 Neger) in Betrieb waren. Das ausgebrachte Gold betrug zusammen 228,449 Oitavas (= 79,386 fl. Conv. Münze).

Digitized by Google

Wir wenden uns nunmehr zur zweiten Abtheilung der interessanten Schrift des Hr. v. Eschwege, welche sich mit den *Diamanten* und andern *Edelsteinen* Brasiliens beschäftigt.

Das Gerücht, es seien *Smaragde* in Brasilien entdeckt worden, verbreitete sich zuerst im J. 1573 durch einen gewissen *Tourinho*, welcher den *Rio Doce* hinaufgeschifft war, das Binnenland nördlich davon durchzogen hatte und auf dem *Rio Jequetinhonha* wieder zurückgekommen war. Ein andrer Abenteurer, Namens *Adorno*, lieſs sich verleiten, dieselbe Reise zu unternehmen. Er schiffte mit 150 Weiſsen und 400 Indiern den *Rio Cricare* hinauf, und durchkreuzte ebenfalls die nördlichen Gegenden, kehrte aber unverrichteter Sache wieder zurück. Erst im XVII. Jahrhunderte fing man an, sich mit diesem Gegenstande ernsthaft zu beschäftigen. Ein gewisser *Fernao Dias* machte sich, von vielen Verwandten, Freunden und einer groſsen Zahl anderer Personen begleitet, im J. 1673 auf den Weg nach der Gegend hin, wo Smaragde gefunden worden seyn sollten. Ihr Zug war dem der Kinder Israels in der Wüste nicht unähnlich, doch mit dem Unterschiede, daſs er nur 7 Jahre dauerte und am Ende kein Ergebniſs lieferte. Alle geriethen ins gröſste Elend, waren Krankheiten und den Anfällen der wilden Indierstämme preisgegeben und die meisten starben auf diesem Zuge. *Fernao Dias* selbst soll zwar endlich kostbare Steine gefunden haben; als er aber damit zurückkehren wollte, um sie dem Gouver-

Digitized by Google

neur zum Zeichen seines Diensteifers zu Füſsen zu legen, starb er, noch ehe er seine Heimath (San Paulo) erreichte, an den Ufern des Rio das Velhas. Es zeigte sich späterhin, daſs die gefundenen Steine nichts weiter als Turmaline waren, welche allerdings zuweilen eine smaragdgrüne Farbe und eine solche Reinheit und Durchsichtigkeit haben, daſs sie, geschliffen und gefaſst, selbst Kenner einen Augenblick täuschen können.

Die erste Entdeckung der *Diamanten* geschah in der Provinz *Minas Geraes*, in den Bächen *os Morinhos*, welche sich mit dem *Rio dos Pinheiros* vereinigen. Streifzügler fanden sie hier als glänzende Steinchen zufällig beim Goldwaschen, und bedienten sich ihrer, ohne den groſsen Werth derselben zu ahnen, als Spielmarken. Ein gewisser *Bernardo da Silva Lobo* brachte sie zuerst als solche im J. 1728 mit nach Lissabon, wo sie zufälligerweise dem damaligen holländischen Consul zu Gesicht kamen, der sie als Diamanten erkannte. Lobo gab sich nun für den Entdecker derselben aus und erhielt vom Könige eine ansehnliche Belohnung. Bald darauf wurde der Gouverneur von Minas ermächtigt, die Entdeckung zu benutzen und alle Vorkehrungen zu treffen, um die gröſstmöglichen Vortheile daraus ziehen zu können. Er bestimmte im J. 1730 die Art und Weise, wie die Diamanten gewonnen werden sollten, und setzte als Aequivalent des Fünften eine Abgabe für die Krone von 5000 Rees jährlich für jeden bei dieser Arbeit angestellten Sklaven, so wie auch eine

Digitized by Google

Strafe von 20,000 Rees für jeden Sklaven fest, der die Diamanten - Wäscherei heimlich treiben würde. Da diese Maſsregeln dem Lissaboner Hofe nicht gnügten, so wurden die Bestimmungen 1731 in der Art erhöht, daſs für jeden angestellten Sklaven 20,000 Rees und für jeden heimlich arbeitenden 300,000 Rees gezahlt werden sollten. Diese neue Verordnung war jedoch ganz erfolglos, denn diejenigen, welche heimlich arbeiteten, hatten keine 300, geschweige denn 300,000 Rees im Vermögen, und der Andrang von Menschen war daher so groſs, daſs mehr als 40,000 sich an den bezeichneten Orten versammelt und gearbeitet haben sollen. Obwohl diese Angabe sehr übertrieben seyn mag, so ist doch so viel gewiſs, daſs man eine so groſse Menge von Diamanten fand, daſs ihr Werth dadurch in Europa herabgesetzt wurde.

Um diesem Uebel Einhalt zu thun, lieſs der Gouverneur 1732 einen Befehl ergehen, daſs alle Neger und Mulatten aus der Comarca von *Serro do Frio*, die den Diamanten - Bezirk in sich schlieſst, vertrieben werden sollten. Es scheint aber nicht, daſs dieser Befehl streng ausgeführt worden, denn im J. 1733 erfolgte schon wieder eine neue Verordnung, worin für jeden arbeitenden Sklaven eine Abgabe von 25,000 Rees festgesetzt wurde. Der Kauf und Verkauf der Diamanten auſser dem Arrayal *de Tijuco* (dem Hauptorte des Diamanten - Distrikts und Sitz der Verwaltung) ward gänzlich verboten und Sklaven durften gar nicht damit handeln. Allen Landstreichern und

Digitized by Google

Bettlern wurde der Eintritt in den Bezirk gänzlich untersagt und alle Branntweinschenken muſsten des Abends verschlossen bleiben. Ein anderer Befehl erhöhte bald darauf die Abgabe für jeden Arbeiter auf 40,000 Rees. Auch die übrigen Bestimmungen wurden verschärft. Feuergewehre wurden gänzlich verboten (denn Mord und Todtschlag, einiger Steinchen wegen, waren etwas ganz Gewöhnliches,) und liederliche Weibspersonen, die in Schaaren herbeigelaufen kamen und durch ihr Gewerbe sich leicht einen kostbaren Schmuck verdienten, wurden aus der ganzen Comarca vertrieben, ungeachtet diese einen Flächeninhalt von mehren tausend Geviertmeilen hat, von welchen der Diamanten-Distrikt etwa 150 in sich begreift.

Im J. 1734 erschien ein neuer Befehl, der alle Abgaben gänzlich aufhob, dagegen aber verordnete, daſs alle Diamanten, die über 20 Karat Gewicht hatten, der Krone gehören sollten. Man setzte auch die Gränzen des Diamanten-Distrikts genauer fest und verbot, auſserhalb desselben nach Diamanten zu suchen. Alle Lehnbriefe auf Gold in diesem Distrikte, welche nach dem Jahre 1730 ertheilt waren, wurden für ungiltig erklärt, und in Betreff der ältern Lehnbriefe die weitern Verfügungen dem General-Intendanten anheim gestellt. Eben so wurde das Goldwaschen innerhalb des Distrikts gänzlich verboten, und selbst Werkzeuge, deren sich die Goldwäscher bedienten, durfte ein Landbewohner nicht einmal in seinem Hause haben.

Digitized by Google

Einige Jahre später wurden die Abgaben von jedem Arbeiter wieder eingeführt und im J. 1739 sogar auf 230,000 Rees für jeden Kopf erhöht. Da dieses aber allzu übertrieben war, so wollte Niemand mehr etwas damit zu thun haben, und die Arbeiten wurden vom J. 1740 an auf 4 Jahre an einen gewissen *Joao Fernandes de Oliveira* verpachtet, mit der Beschränkung, nicht mehr als 600 Leute anzustellen. Indessen arbeitete dieser unter allerlei Vorwänden mit vielleicht doppelt so viel Menschen, ohne daſs der Gouverneur Kenntniſs davon nahm. Vom Jahre 1744 an wurde dieser Pacht auf 4 Jahre verlängert und dem Pächter noch überdieſs ein jährlicher Vorschuſs von 150,000 Cruzados zur Bestreitung der Kosten zugesichert.

Unterdessen waren aber dem Ministerium in Lissabon die Augen über die vielen eingeschlichnen Miſsbräuche unter dem gegenwärtigen Pächter geöffnet worden, und die Arbeiten wurden in Folge dessen vom J. 1749 an einem gewissen *Filiberto Caldeira Brant* auf 4 Jahre in Pacht gegeben, und zwar unter denselben Bedingungen, wie früher, nur mit dem Unterschiede, daſs er von den 600 Negern 200 nach den neuentdeckten Diamanten-Flüssen in der Provinz *Goyaz* schicken und daselbst arbeiten lassen konnte. Dieser *Brant* wirthschaftete aber nicht besser als sein Vorgänger und blieb noch obendrein der Krone 157,000 Cruzados schuldig. Dennoch erhielt er 1753 eine Verlängerung des Pachtes bis 1771, und überdieſs einen

Digitized by Google

jährlichen Vorschufs von 500,000 Cruzados. *) Nach Ablauf dieser Zeit aber wurde die Verwaltung der Diamanten-Arbeiten ganz auf königliche Kosten unternommen und es erschien nunmehr eine neue Verordnung in 54 Artikeln, welche jedoch einzig die Verhütung des Unterschleifs und des Schleichhandels zum Zweck hatte. „Die Mittel, welche man dazu wählte" — sagt unser Verfasser — „waren unstreitig die schärfsten und willkürlichsten, auf die man verfallen konnte. Dem Privathafs des Intendanten, der nur Jurist war, blieb aller mögliche Spielraum zur Rache gelassen. Menschen ihres Eigenthums zu berauben und aus dem Distrikte zu jagen, war etwas Gewöhnliches. Sie einzusperren und auf erbärmliche Art in den Gefängnissen umkommen zu lassen, war nichts Seltenes, sie langsam todtprügeln zu lassen, nichts Unerhörtes."

Aufser dem rühmlich bekannten *Manoel Ferreira da Camara* (der auf der Freiberger Berg-Akademie in Sachsen studirt hatte) standen bis auf die neuern Zeiten immer nur Juristen an der Spitze der Verwaltung; nie war bei derselben irgend ein in dem Fache wissenschaftlich gebildeter Mann angestellt. Die Erfahrungen und die Geschicklichkeit der Neger waren die einzigen Un-

*) „Pächter pflegen gewöhnlich in andern Ländern statt Vorschufs zu *erhalten*, Vorschufs (Caution) zu *geben;* in der neuen Welt war aber auch dieses neu."

Anm. des Hrn. v. E.

terweiser, und was damit nicht übereinstimmte, wurde verworfen. Alle Sklaven zu den Arbeiten, deren Menge sich sonst auf 2000 belief, jetzt aber wegen der Schuldenlast der Administration, die im Jahre 1821 fast 1 Mill. Cruzados betrug, verringert worden ist, werden gemiethet. Viele Leute, selbst die Beamten bei der Verwaltung, leben dort nur von der Vermiethung solcher Sklaven. Es ist daher nicht zu verwundern, daſs man sich von jeher der Einführung von Maschinen widersetzt hat, wodurch Menschenhände erspart worden wären.

Auſser der Serra do Frio wurden auch in den Flüssen *Abaeté* und *Indaia* der Serra de S. Antonio Diamanten entdeckt. *) Im erstern Flusse wurde im J. 1791 der bekannte groſse und unschätzbare Diamant gefunden, welcher 138 ½ Karat wiegt. Die Finder desselben, *Manoel de Assumpçao Sarmento* und *Manoel Gomes Baptista*, erhielten zur Belohnung Aemter, welche ihnen

*) In Hrn. Beudants Lehrbuch der Mineralogie, von Hrn. Hartmann bearbeitet, heiſst es §. 361. „Die *Serra de S. Antonio* im Distrikt vom *Rio da Plata*, und die von *Abaeté* sind sehr reich an Diamanten.“ Dieses bedarf der Berichtigung, erstens daſs die *Serra de S. Antonio* nicht im Distrikt von *Rio da Plata* liegt, sondern in *Minas Novas* nördlich 10 Legoas ungefähr von *Bom Successo*, und sich längs den nördlichen Ufern des *Rio Jequetinhonha* hinzieht. Der zweite Irrthum ist, den *Rio* (Fluſs) *Abaeté* auch zu einer *Serra* (Gebirgskette) zu machen.“

Anmerk. des Hr. v. E.

Digitized by Google

jährlich 800,000 Rees einbrachten, und auch ihre Kinder wurden versorgt.

Die übrigen als Diamanthaltig erkannten Flüsse dieser Gebirgsgegend sind: der *Rio de S. Francisco*, der *Rio de Santa Fé*, bei S. Romao, der *Rio de Sono*, unterhalb der Mündung des S. Antonio, der *Rio de S. Antonio*, bis zu seinen Quellen, die Gupiaren von *Mandacuru*, die sonst *Varge bonita* hieſsen, der *Rio de Janeiro*, auch *Athaida* genannt, am rechten Ufer des S. Francisco, der *Riberao Borachudo* und der *Rio de Prata*.

Die Arbeiten im *Rio Indaia* und *Abaeté* sind im J. 1808, nach Ankunft der königl. Familie in Brasilien, wieder aufgegeben worden. Alle übrigen Flüsse, die auſser den bis jetzt genannten in diesen Gebirgen ihren Ursprung nehmen, müssen noch untersucht werden. Da es mit den Diamantenflüssen im Serro do Frio ziemlich auf die Neige geht, so verbürgen diese noch auf viele Jahrhunderte eine reiche Ausbeute.

Auch in den Provinzen *San Paulo*, *Goyaz* und *Matto Grosso* werden Diamanten gefunden; es ist aber nichts Genaueres darüber bekannt. In *Matto Grosso* lieſs die Regierung einige Zeit durch Privatunternehmer in den Flüssen arbeiten und kaufte die Diamanten zu einem festgesetzten Preise. Da es aber in jener Provinz an Gelde fehlte, so hörten die Arbeiten bald wieder auf. In der Schatzkammer zu Rio Janeiro befinden sich mehre Parthieen der in Matto Grosso gewonnenen

Digitized by Google

Diamanten, welche aber alle von unbedeutender Gröſse, meistens gefärbt und übrigens von einer besondern, sehr glänzenden Oberfläche waren. In der Provinz *San Paulo* ist vorzüglich der *Rio Tibagi*, in den Campos von *Guarapuava* reich an Diamanten, deren sehr viele von hier durch Schleichhandel ausgeführt werden.

Die Art und Weise, wie die Diamanten gewonnen werden, kommt ziemlich mit der Goldwäscherei überein, ist aber weit einfacher, indem man bis jetzt die Diamanten noch nicht auf ihrer natürlichen Lagerstätte, sondern nur in den Geschieben der neuesten Aufschwemmungen der Flüsse, oder in Gräben an den Abhängen der Berge, auch unter der Dammerde unter eckigen Geröllen, sowohl in den Fluſsthälern als auf Berghöhen gefunden hat.

Die alten, noch jetzt vorhandnen Fluſsbetten sind das vorzüglichste Feld der Bearbeitung, indem man entweder die Arbeit in den, an den Flüssen gelegnen Taboleiros (s. oben) unternimmt, oder das Fluſsbett selbst als Ziel verfolgt und daher den Gewässern eine andere Richtung geben muſs. Die erste Arbeit ist, sich des Gerölles (*Cascalho*) zu bemächtigen. Findet sich dieses in Taboleiros, so eröffnet man, um Platz und Ordnung in der Arbeit für die Neger zu gewinnen, ordentliche Laufgräben, ähnlich den Approchen einer Festung, so tief, bis man das Jungferngerölle (*Cascalho Virgem*) erreicht. Das oberste wilde Gerölle und die Dammerde wird

immer rückwärts geworfen, und das unterste, welches die Diamanten enthält, wird dann besonders rein vom Grund und Boden abgekratzt, und auf den Köpfen der Neger nach den Waschhäusern getragen, um hier in Haufen aufgeschüttet zu werden. Soll die Arbeit im Fluſsbette selbst geschehen, so wird, nachdem es die Umstände und der Raum erfordern, der Fluſs entweder ganz nach einer andern Seite hin geleitet und durch Faschinen abgedämmt, oder man begnügt sich nur mit der Hälfte des Fluſsbettes und legt alsdann in der Mitte desselben, längs der Richtung seines Laufs, einen Damm an.

Das rege Leben bei einer groſsen Diamanten-Wäscherei, wo an 600 Neger beschäftigt sind, gewährt ein anziehendes und unterhaltendes Schauspiel. Einige stechen das Erdreich los, Andere füllen es in die Carombes, wieder Andere heben diese auf die Köpfe, laufen damit nach den Waschhäusern und kehren eben so schnell zurück, um eine neue Last zu holen. Eine solche Last beträgt wenigstens 32 bis 40 Pfund; allein die Schnelligkeit, mit welcher die Neger sie forttragen, besonders wenn man ihnen eine kleine Belohnung verspricht oder ihnen zusagt, daſs sie früher als gewöhnlich Feierabend erhalten sollen, läſst nichts zu wünschen übrig. Nur leidet die Gesundheit der Neger dabei nicht wenig, Lungenkrankheiten und Brüche sind nichts Seltenes, und die wenigsten Sklaven erreichen ein hohes Alter.

Man kann die ganze Dienerschaft der Admi-

Digitized by Google

nistration in zwei Klassen eintheilen, von der *Feder* und vom *Leder*, oder Rechnungsführer und Direktoren des technischen Betriebs. An der Spitze des Ganzen steht als mächtigste Person der *General-Intendant* (*Intendente Geral da Administraçao Diamantina*). Ihm zur Seite als Wächter des Interesse der Krone und folglich in feindlicher Stellung, befindet sich der *Fiscal.* Jener hat einen Gehalt von 10,000, dieser von 8000 Cruzados. Beide bekleiden aber ihre Stellen nur drei Jahre. Die Gewalt des General-Intendanten ist beinahe unbegränzt. Durch das Gesetz dazu berechtigt, regiert er despotisch über den ganzen Distrikt, der beinahe einen Flächenraum von 150 Geviert-Legoas einnimmt. Er ist der oberste Richter und Präsident der Administrations-Junta. Das Militär, ein Capitän mit 40 Mann Reiterei und eine Compagnie Fuſsvolk, müssen ihm unbedingt gehorchen. Bloſse Muthmaſsungen einer Veruntreuung sind hinreichend, die angesehensten Personen aus dem Distrikt zu verbannen, oder sie ins Gefängniſs zu werfen. Er ernennt die Beamten und setzt sie wieder ab. Fehlt es an Geld, so kann er Papiergeld machen und in Umlauf sezzen. Ohne seine Erlaubniſs darf Niemand, selbst der Gouverneur der Provinz nicht, in den Distrikt kommen. Der Monarch ist der Einzige, den der General-Intendant als höhere Macht anerkennt.

Der oberste Verwalter des technischen Betriebs ist der *General-Administrator* (*Administra-*

Digitized by Google

dor Geral), welcher 6000 Cruzados Gehalt bezieht. Unmittelbar unter demselben stehen 8 bis 10 Unter-Administratoren, welchen die einzelnen Arbeiten zur Leitung anvertraut sind. Jeder befehligt eine Truppe von 200 Negern mit mehren Aufsehern *(Feitores)*, und hat für diese zu sorgen, indem er zugleich eine genaue Liste der Arbeitstage eines jeden Negers führt. Müller und Frucht-Lieferanten besorgen die Zufuhr der Lebensmittel für jede Truppe, deren Kost das ganze Jahr hindurch in nichts weiter als Mais, Maismehl und schwarzen Bohnen mit etwas Salz besteht. Hiezu kommt wöchentlich eine spannenlange Rolle Tabak, den sie nach Gefallen entweder rauchen oder zu Pulver reiben und schnupfen können. Zum Frühstück wird Maismehl in groſsen Kesseln mit Wasser und ein wenig Salz eingerührt und dieses so lange gekocht, bis es sich in groſsen Klumpen an den Rührlöffel hängt; alsdann werden davon so viele runde Klumpen oder Klöſse geformt, als Personen da sind. Während einer halben Stunde Ruhe, die ihnen zum Frühstück vergönnt ist, verzehrt nun jeder Neger seine Portion, entweder gerade so, wie er sie erhalten, oder indem er dieses und jenes zufügt, was er sich entweder gekauft, gefangen oder von seinem Herrn (der ihn zu diesen Arbeiten vermiethet) mitgebracht hat. Diese Gegenstände sind z. B. eine Banane oder andere wilde Frucht, ein Fisch, ein Vogel, ein Stück getrocknetes Fleisch u. s. w.

Digitized by Google

Nach dem Frühstück geht es wieder an die Arbeit, und die Köche fangen dann auch gleich wieder an, das Mittagsmahl zu bereiten, d. h. die Bohnen werden ans Feuer gesetzt. Kommt die Zeit der Mittagsruhe, wozu den Negern 2 Stunden vergönnt sind, so muſs auch das Essen fertig seyn. Der steif stehende Brei, welcher den Namen *Angu* führt, liegt schon wie Kanonenkugeln auf einander gethürmt, und als Magenladung bereit. Ein groſser Kessel voll schwarzer Bohnen mit pechschwarzer dicklicher Brühe sieht seiner Vertheilung entgegen. Landsleute einer Nation oder vertrautere Freunde gesellen sich zu einander, um aus gemeinschaftlicher Schüssel zu speisen. Ihre Arbeitströge (*Carombes*) dienen zugleich als Schüsseln. Da den Negern alle Speisen ungeschmalzt gegeben werden, so erhalten die meisten von ihren Herren einigen Speck, um die magere Kost kräftiger zu machen, und hiebei giebt sich oft das Gefühl der Theilnahme gegen diejenigen zu erkennen, die weder von ihren Herren etwas erhalten noch sich etwas kaufen können, indem andere mit ihnen theilen. — Zum Abendessen erhalten die Neger klein gestoſsnen und in Wasser gekochten Mais (*Canjica*), welcher von Leckermäulern mit Syrup oder geschabtem Zuckerbrode (*Rapadura*) genossen wird.

Man sollte glauben, daſs diese einfache und magere Kost schädlich auf die Gesundheit der Neger wirken und jeden Besitzer von Sklaven abschrecken müſste, seine Leute zu diesen Ar-

Digitized by Google

beiten herzugeben, da noch obendrein der jährliche Miethlohn nicht mehr als 24,000 Rees (55 Fl. C. M.) für jeden Neger beträgt, welcher überdieſs bei den groſsen Schulden der Administration nicht immer regelmäſsig bezahlt wird. Dennoch drängen sich alle Sklaven-Eigenthümer herzu, um Neger bei den Administrations-Arbeiten anzubringen. Selbst die Neger gehen nicht ungern an diese Arbeit und ihr gesundes, kräftiges Ansehen spricht dafür, daſs sie weder Hunger leiden, noch sonst schlecht gehalten sind. Ueberdieſs ist es ja bekannt, daſs Mais und Bohnen für Leute von guter Verdauung sehr nährende Speisen sind.

Die Erscheinung, daſs die Eigenthümer von Sklaven diese angelegentlich zu vermiethen suchen, und daſs die Neger selbst, trotz der Fuchtel ihrer strengen Aufseher, Wohlgefallen an diesen Arbeiten haben, erklärt sich ganz einfach durch die Nebenzwecke, welche man dabei zu erreichen sucht. Die Neger finden, trotz der angeordneten strengen Aufsicht, Mittel und Wege, zuweilen ein Steinchen auf die Seite zu schaffen. Da aber aller Verkehr mit fremden Personen abgeschnitten ist, wem könnte er sich sichrer anvertrauen, als seinem Herrn (und dieser gehört oft selbst zu dem Beamten-Personale), welcher ihn dafür mit einer Kleinigkeit belohnt? Diese Belohnungen beschränken sich auf einige Kleidungsstücke, Essen, Trinken und Tabak, und der Neger ist höchlich zufrieden, wenn er einen

Digitized by Google

Sonn- oder Feiertag in Wohlleben zubringen und den Tag und die Nacht vertanzen kann. Andere Neger, welche kein Vertrauen zu ihren Herren haben, bringen ihre Steinchen in den *Vendas* (Eſs- und Trinkbuden) an, die gröſstentheils von der Unterdienerschaft der Administration durch Nebenpersonen unterhalten werden.

Das Auswaschen des gesammelten diamanthaltigen Gerölles geschieht in eignen Waschhäusern. Diese sind nichts weiter als offene Schuppen mit einem Strohdach, welches bloſs auf Pfeilern ruht. Das Innere enthält eine schiefe Fläche, welche durch 6 hohe Bretter in 24 oder 48 Waschherde (*Canoas* genannt) abgetheilt ist. Ein solcher Herd hat nur eine geringe Neigung, und ist etwa 4 Fuſs lang und 1 ½ Fuſs breit. Am Kopfe dieser Herde läuft längs ihrer ganzen Reihe ein von dicken Brettern zusammengefügtes, ganz verdecktes Gerinne, welches für jeden Herd eine auch zwei runde Oeffnungen von etwa 1 Zoll Durchmesser, für den Abfluſs des Wassers hat. Diese Oeffnungen können nach Belieben ganz oder theilweise verstopft werden. Auch kann man das Wasser mittelst eines kleinen Brettchens bald nach der einen, bald nach der andern Seite leiten. In jede Canoa stellt sich nun ein Neger, und auf erhabnen Sitzen ohne Rücklehnen, im Angesicht derselben, nehmen die Aufseher Platz, indem für je acht Neger ein Aufseher angestellt wird. Mit einer Kratze *(Almocafre)* zieht nun jeder Neger eine kleine Portion Gerölle (*Cascal-*

Digitized by Google

ho), welches gerade vor ihm über dem Waſſer-gerinne aufgestürzt ist, in die Canoa, und läſst das volle Waſſer darauf flieſsen, indem er mit den Füſsen verhindert, daſs keine Steinchen von der Canoa hinabgespühlt werden, sondern nur das trübe Waſſer abflieſst. Zugleich arbeitet er mit der Kratze das Gerölle immer dem Waſſer entgegen, so lange bis alle erdige Theile abgespühlt sind und das Waſſer ganz rein durch die Kiesel rinnt. Ist die Arbeit so weit gediehen, so legt der Neger die Kratze weg, stellt sich ans untere Ende des Waschherdes, indem er die Füſse ganz auswärts richtet, so daſs sie die ganze Breite des Herdes einnehmen und kein Steinchen entschlüpfen kann, bückt sich, indem er sich mit der einen Hand auf die Seitenwand der Canoa stützt, und untersucht mit der andern das ausgewaschne Gerölle, welches er gleichförmig aus einander breitet und immer dem Waſſereinfalle, der dabei sehr vermindert werden muſs, nahe bringt. Durch das Umwühlen mit den Fingern zeigen sich immer neue Oberflächen der Steinchen, wodurch es dem Arbeiter leicht wird, die durch ihren eigenthümlichen Glanz sich von andern Steinchen unterscheidenden Diamanten zu erkennen. Nachdem diese erste oberflächliche Untersuchung geschehen ist, fängt er die genauere an, indem er gerade so verfährt, als wenn man Erbsen oder Linsen liest. Alle Steinchen zieht er mit den Fingern nach und nach an sich, bis vor die Füſse, und haben sie sich hier, ohne die

Digitized by Google

Spur eines Diamanten zu verrathen, angehäuft, so klatscht er in die Hände, zum Zeichen, daſs er nichts gefunden habe, richtet sich auf, hebt die Arme empor und spreizt alle zehn Finger aus einander, um zu beweisen, daſs er keinen Diamanten dazwischen verborgen hat. Hierauf faſst er das ausgewaschne und durchgelassene Häufchen Gerölle mit beiden Händen, wirft es hinter sich und setzt dann die Durchsuchung des übrigen Gerölles fort.

Findet aber der Neger einen Diamanten, und ist derselbe von hinlänglicher Gröſse, so faſst er ihn augenblicklich mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand und überreicht ihn dem Aufseher. Der Ober-Aufseher läſst hierauf an einer Schnur die groſse mit Wasser gefüllte hölzerne Schüssel herab, welche in der Mitte des Hauses aufgehängt ist, und in welcher noch ein kleines, ebenfalls hölzernes Tellerchen steht. Der Aufseher legt den Stein auf dieses Tellerchen, welches auch alle übrigen enthält, die den Tag über gefunden werden. Am Abende bringt man die gesammelten Steine dem Administrator, bei dem jeder einzelne gewogen und das Gewicht in ein Register eingetragen wird. Ist das gefundne Steinchen so klein, daſs der Arbeiter es, ohne Gefahr es unter den Geschieben zu verlieren, nicht sogleich mit den Fingern anfassen kann: so umstellt er dasselbe erst mit der linken Hand, um das Wasser abzuhalten, und holt es alsdann mit den Fingern der andern herbei. Uebrigens

Digitized by Google

muſs der Arbeiter, sobald er einen Diamanten, er sei groſs oder klein, gewahr wird, sogleich, ehe er ihn mit den Fingern anfaſst, durch Händeklatschen ein Zeichen geben. Das ganze Verfahren, bis wieder neuer Cascalho zum Waschen herbeigezogen wird, dauert 15 bis 20 Minuten.

Die Hoffnung einer Belohnung, oder auch die Begierde sich eines Steinchens zu bemächtigen, treibt den Neger an, sein Auge unverwandt und mit der gröſsten Aufmerksamkeit auf die Geschiebe zu richten, so daſs er zuweilen schon Diamanten entdeckt, bevor das Wasser noch abgeklärt ist. Andererseits müssen aber auch die Aufseher beständig die gröſste Aufmerksamkeit auf die Neger richten, damit diese nicht einen Diamanten entwenden, indem sie ihn entweder in den Mund werfen, oder ihn an der Seite der Canoa, oder zwischen den Fuſszehen etc. verstecken. Der arbeitende Neger, ob er gleich gebückt steht und seine Aufmerksamkeit nur auf das Gerölle zu richten scheint, läſst dennoch auch den Aufseher nicht aus den Augen, um jeden Augenblick zu benutzen, wo dieser weniger aufmerksam ist. Um dem Verbergen der Diamanten zuvor zu kommen, müssen die Neger unverhofft auf einen gegebenen Wink die Plätze wechseln, oder die Arme aufheben und die Finger oder auch die Fuſszehen ausstrecken. Diese Manövres werden wie auſs Commando-Wort schnell ausgeführt. Vermuthet man, daſs ein Neger einen Diamanten geschluckt hat, so wird er so lange eingesperrt

Digitized by Google

bis die Natur sichere Beweise seiner Schuld oder Unschuld geliefert hat.

In der Kunst, die Steinchen unbemerkt in den Mund zu werfen, haben die Neger eine bewundernswürdige Fertigkeit, und die Neuangekommenen werden von den Alten förmlich darin unterrichtet. In den Stunden der Freiheit, wenn sie unbewacht sind, nehmen sie diese Uebung vor. Acht noch nicht zur Zunft gehörige Neger müssen sich in Reihe und Glied stellen, eben so wie zum Waschen der Diamanten, und eine Portion Cascalho vor sich nehmen, in welchem sie mit den Händen wühlen. Nun stellt sich ein ausgelernter Neger vor sie hin, indem er die Rolle des Aufsehers spielt und sich den Weiſsen (*Branco*) nennt. So oft nun ein Neger ein Steinchen in den Mund wirft, so daſs es der Lehrmeister gewahr wird, so ruft er aus: „Es taugt nichts, der Weiſse hat es gesehen!" Kommt aber einer und zeigt ihm ein Steinchen im Munde, was er nicht gesehen hat, als es hineingeworfen wurde: so klopft er ihm auf die Achsel und sagt: „Gut, jetzt gehörst du zu uns!" Die andern müssen fortwährend lernen, bis sie die gehörige Fertigkeit erlangt haben.

Hat ein im Waschhause arbeitender Neger das, allerdings seltne, Glück, einen Diamanten zu finden, der über 17 ½ Karat wiegt, so wird er mit Blumengewinden geschmückt und in freudiger Procession zum Administrator geführt, welcher ihm sogleich die Freiheit schenkt und den

Digitized by Google

Herrn des Sklaven aus der öffentlichen Kasse entschädigt. Auch der Sklave bekommt neue Kleider und erhält die Erlaubniſs, nunmehr für eigene Rechnung arbeiten zu können. Derjenige Sklave, welcher einen Diamanten von 8 bis 10 Karat findet, empfängt neue Hemden, einen vollständigen Anzug, einen Hut und ein gutes Messer. Kleinere Diamanten werden ebenfalls mit Messern belohnt.

Diamantenraub durch die Neger wurde ehemals mit Confiscation des Negers, zum Vortheil der Administration, bestraft; da aber dieses zu hart für den dabei oft unschuldigen Eigenthümer war, so milderte man die Strafe und veränderte sie in körperliche Züchtigung.

Eine andere Art, die Diamanten zu waschen, ist die mittelst der *Bateas* (Waschschüsseln), und zwar an solchen Orten, wo man keine bleibenden Diamanten-Serviços eingerichtet hat. Die Neger sitzen zu dem Ende alle am Rande eines Wassers, mit den Beinen in demselben, welches ihnen bis fast an die Kniee reicht. Das Gerölle (Cascalho) ist hinter ihnen aufgeschichtet und davon nehmen sie immer eine kleine Portion in die Batea, und schwenken diese wie beim Goldwaschen, damit sich alle erdige Theile entfernen und die Geschiebe allein in der Batea zurückbleiben. Diese werden nun sorgfältig mit den Fingern durchsucht und nach und nach über den Rand der Batea hinausgeworfen, bis diese ganz leer ist. Ein Aufseher steht dabei und empfängt die Diamanten in einem ledernen Säckchen.

Digitized by Google

Es giebt so kleine Diamanten, daſs 4 bis 5 zu dem Gewicht eines Grans, folglich 16 bis 22 zu einem Karat nöthig sind. Man sollte gar nicht glauben, daſs diese je aufgefunden werden könnten; aber dennoch entgehen sie dem scharfen Auge des Negers keineswegs. Groſse Steine sind selten; kaum findet man im Laufe des Jahres auf allen Wäschereien zusammen 2 oder 3 Diamanten, welche 17 bis 20 Karat wiegen.

Während der Zeit der Wäschereien werden jeden Monat von allen Serviços die gewonnenen Diamanten nach der Intendenz in Tijuco gebracht, daselbst in Gegenwart der ersten Beamten sorgfältig gewogen, dann mittelst eigener Siebe von einander abgesondert oder sortirt und hierauf in seidene Beutelchen gethan, welche in einem niedlichen Kästchen mit Schubladen nach ihren Nummern aufbewahrt werden. Dieses Kästchen wird alsdann wieder in einem starken Kasten, wozu drei Schlüssel gehören, aufbewahrt, und endlich die Ausbeute des ganzen Jahres in einem schönen Kästchen, mit rothem Maroquin überzogen und mit gelben Nägeln beschlagen, durch einen von der Intendenz dazu beauftragten Commissär, unter einer starken Bedeckung, an den Schatz nach *Rio de Janeiro* geschickt. Das Diamanten-Kästchen ist in einen der Reisekoffer eingeschlossen, welche der Commissär mit sich führt. Einige Cavalleristen reiten voran. alsdann folgen mehre Infanteristen, welche das den Koffer tragende Maulthier führen, über das eine groſse mit dem

Digitized by Google

kaiserlichen Wappen gezierte Decke ausgebreitet ist. Unmittelbar hinter dem Maulthiere gehen wieder einige Infanteristen, dann folgt der Commissär, welcher das Thier nie aus den Augen läſst, und hinter diesem wieder Cavallerie-Soldaten.

Auſser der Liste der Diamanten, welche der Regierung übergeben wird, schickt der Intendant aus Gefälligkeit auch eine Liste an den Gouverneur der Provinz. Die in Rio de Janeiro angekommenen Diamanten wurden, als der königliche Hof noch daselbst residirte, zuerst dem Könige gezeigt, welcher die über 17 Karat wiegenden für den königlichen Schmuck aussuchte; die übrigen kamen in die königl. Schatzkammer zum Verkauf. Dieser Verkauf war in den ersten Zeiten der Diamanten-Entdeckung ganz in den Händen des holländischen Consuls *Gildemester* in Lissabon, welcher auch die Steine für seine Regierung schleifen lieſs, kam aber nach vielen Jahren in die Hände einiger portugiesischer Kaufleute. Auch legte man zu jener Zeit auf Kosten der Regierung eine Schleiferei zu Lissabon an, die aber keinen rechten Fortgang hatte und bald wieder einging. Zuletzt, seitdem die königliche Familie ihre Residenz in Rio de Janeiro aufgeschlagen hatte, fiel dieser Handel ganz in die Hände der Engländer. Eine Schleiferei, die man auch dort errichtete und für königliche Rechnung verwaltete, hatte sehr geschickte ausländische Arbeiter, und lieferte vortrefflich gearbeitete Steine.

Digitized by Google

Durch die nach und nach von der königlichen Familie ausgesuchten gröſsern Diamanten ist diese Sammlung des Kronschatzes so groſs und reich geworden, daſs kein anderer Monarch (die asiatischen vielleicht ausgenommen) eine ähnliche aufzuweisen hat. Man schätzt ihren Werth, mit Ausnahme des erwähnten groſsen Diamanten, auf 3 Millionen Pfund Sterl.

In Betreff dieses *groſsen Diamanten*, welcher 138 ½ Karat wiegen und die Gestalt eines Achtflachs (Octaëders) haben soll, ist schon oft die Frage aufgeworfen worden: Wer hat diesen Stein in seiner besondern Verwahrung? Einige sagten, der König bewahre ihn selbst, Andere behaupteten, er sei im Diamanten-Schatze. Der englische Gesandte, *Sir Edward Thornton*, ein groſser Liebhaber mineralogischer Gegenstände, gab sich in Rio besonders viel Mühe, diesen Stein zu Gesicht zu bekommen. Der König hatte ihm sogar versprochen, ihm den Stein selbst zu zeigen, aber es war nie etwas daraus geworden. Die Staatsminister, Grafen *Linhares* und *Barca*, die Hr. von Eschwege mehrmals wegen dieser Kostbarkeit befragte, konnten ihm nie eine genugthuende Antwort geben. Selbst der Goarda Joya (Schmuckverwahrer) erklärte sich nie deutlich darüber, sondern zuckte die Achseln und sagte, daſs Se. Majestät denselben verwahre. Alles dieses zusammengenommen könnte wohl der Vermuthung Raum geben, daſs entweder dieser Stein gar nicht existirt habe und der, von welchem die Rede war,

Digitized by Google

kein echter Diamant gewesen sei, so wenig als der, welchen im J. 1809 ein Neger aus Minas unter einer Escorte von Soldaten nach Rio de Janeiro brachte und dem Könige überreichte, und welchen *Mawe* untersuchen muſste; oder der Stein ist jetzt nicht mehr da vorhanden, wo er seyn soll, sondern befindet sich in andern guten Händen. Indessen könnte dieses schwerlich so geheim bleiben. Uebrigens haben glaubwürdige Personen unserm Verfasser gesagt, daſs sie das Inventarium der Hinterlassenschaft des letztverstorbnen Königs gesehen, und daſs in demselben sowohl dieser Diamant, als auch das weiter oben erwähnte groſse Stück gediegnen Goldes aus der Provinz Goyaz aufgeführt sei. *)

Hr. v. E. giebt S. 391 u. ff. seines Werks eine tabellarische Uebersicht der von dem Jahre 1740 bis zum J. 1822 gewonnenen und verkauften Diamanten, aus der wir das Wesentlichste ausheben wollen.

In den Jahren 1740 bis 1771 wurden 1,666, 569 Karat gewonnen und beiläufig für 15,515½ Mill. Rees (36 Mill. Gulden) verkauft. Der Preis war

*) Aus einem Artikel der englischen Zeitschrift *Globe*, welchen die Augsburger Allgemeine Zeitung, 1834, mittheilt, erfährt man unter andern, daſs der verstorbne König Johann VI. diesen groſsen Diamanten aus Brasilien mit nach Portugal zurückgebracht und ihn zum Schmuck eines Zepters habe verwenden lassen. Dieser Zepter befand sich unter den Kron-Juwelen, welche *Don Miguel* vor seiner Abreise aus Portugal, im Juni 1834, auslieferte.

Digitized by Google

in dieser Zeit sehr veränderlich und man bezahlte das Karat bald nur mit 5500 bald mit 22,000 Rees. Seit 1766 ist der Preis im Durchschnitt 8000 bis 9000 Rees geblieben. Unter der eignen Verwaltung der Regierung wurden 1772 bis 1785 zusammen 583,767 Karat gewonnen, welche der Regierung das Karat zu 6842 Rees zu stehen kamen. Es wurden also von 1740 bis 1785 zusammen an Diamanten für 2,250,336 Karat gewonnen. Von 1785 bis 1806 war der Ertrag überhaupt 475,645 Karat. Ueber die folgenden Jahre fehlt es an ganz vollständigen Angaben. Im Durchschnitt können 12,000 Karat als jährlicher Ertrag angenommen werden. Die Jahre 1730 bis 1740 dürften zusammen 200,000 Karat geliefert haben. Hr. v. E. berechnet demnach den ganzen Betrag *sämmtlicher* von 1740 bis 1822 in *Brasilien gewonnenen Diamanten* zu 2,983,691$\frac{3}{4}$ oder in runder Summe 3 Mill. Karat. Das Karat im Durchschnitt zu 8000 Rees (18 $\frac{2}{3}$ Fl.) angeschlagen, würde der Werth dieses Ertrages beinahe 56 Mill. Gulden ausmachen.*) Den reinen Gewinn, welchen die Regierung dabei gehabt hat, kann man nicht höher als zu 15,533,360 Cruzados (oder 17,087,000 Fl.) anschlagen „ein Gewinn" — sagt der Verfasser — „der wohl nicht werth ist,

*) Es ist aber bei dieser Berechnung keine Rücksicht auf den wichtigen Umstand genommen, daſs der Preis der gröſsern Diamanten, die mehr als 1 Karat wiegen, nach dem Quadrate des Gewichts steigt. (S. weiter unten.)

Digitized by Google

daſs man so viel Wesens davon mache, als geschehen. Ueberdieſs fällt der vorzüglichste Gewinn in die frühern Zeiten, da es eine ausgemachte Thatsache ist, daſs späterhin, wo nicht Schaden, doch sicher kein Gewinn bei der königlichen Verwaltung Statt gefunden; ein Ergebniſs, welches man zum Theil auch dem Schleichhandel mit Diamanten zuschreiben muſs, der fast von Jahr zu Jahr bedeutender geworden ist und ihren Werth in Europa herabgesetzt hat. Bis zum J. 1807, wo die königl. Familie in Brasilien ankam, glaube ich den Betrag der heimlich ausgeführten Diamanten mit dem durch die Hände der königlichen Verwaltung gegangenen gleichsetzen zu können. Von dieser Zeit an aber, wo allen Nationen der Handel nach Brasilien geöffnet wurde, möchten wohl doppelt so viel durch den Schleichhandel ausgeführt worden seyn.“

Auſser den Diamanten werden auch noch *andere Edelsteine* in Brasilien gefunden. Zur Entdeckung derselben führte ursprünglich das Suchen nach Diamanten und die oben erwähnte Auffindung angeblicher Smaragde. Die letztere Gattung von Edelsteinen ist jedoch bis jetzt nirgends in Brasilien angetroffen worden, wohl aber andere kostbare Steine, als Berylle, Chrysoberylle, Sapphire, Hyacinthe, Granaten, Turmaline, Amethyste und Topase. Vorzügliche Ausbeute haben schon in

Digitized by Google

früherer Zeit die Flüsse S. Matthäus und die Americanas, in der Provinz Minas Geraes, gegeben. Man fand hier vorzüglich schöne *Berylle* und *Chrysoberylle*, *blaue* und *weiſse Topase*, die s. g. *Minas novas*, und *Turmaline* von vorzüglich schöner Farbe (die vorgeblichen, schon oben erwähnten, Smaragde). Berylle, als sechsseitige Prismen, kommen daselbst von auſserordentlichen Gröſsen vor, von sehr schöner hellgrüner Farbe und vollkommen durchsichtig. Der gröſste Stein dieser Art, völlig rein und von beinahe grasgrüner Farbe, der im J. 1814 gefunden wurde, hatte ein Gewicht von 15 Pfund. Man überreichte ihn dem Könige und sein Werth wurde auf 15,000 Cruzados geschätzt. Der König übergab diesen kostbaren Stein dem General-Lieutenant *Naxion*, um ihn näher zu untersuchen und alsdann dem königlichen Mineralien-Cabinet einzuverleiben. Naxion schlug auch vor, einen Becher daraus verfertigen zu lassen; doch weder das Eine noch das Andere geschah; Naxion starb und der Stein gerieth in die Hände seiner Erben. Kurz darauf kam Hr. von E. nach Rio de Janeiro und foderte, als Director des königlichen Mineralien-Cabinets, die Kostbarkeit sogleich für dasselbe zurück. Die Erben läugneten, daſs der Stein sich in dem Nachlaſs des Verstorbnen befunden habe; indessen versicherte späterhin der Graf *Barca*, es habe sich zwar der Stein gefunden, doch müsse das Wo ein Geheimniſs bleiben. Zuletzt wurde auch gesagt, daſs man ihn dem Könige eingehändigt habe. Das Er-

Digitized by Google

gebniſs von Allem war indessen, daſs der Stein nie wieder zum Vorschein kam.

Granaten von sehr schöner Farbe kommen häufig vor, doch gewöhnlich klein, und selten findet man welche, die gröſser als eine kleine Erbse wären. Sie kommen nebst *Hyacinthen* von vorzüglich schöner Farbe und Glanz zufällig beim Gold- und Diamantenwaschen vor, ohne daſs besondere Arbeiten darauf unternommen würden.

Von gröſserer Wichtigkeit für die Steinhändler war die Entdeckung der *gelben Topase* in der Nachbarschaft von *Villa Rica.* Wahrscheinlich fällt dieselbe in das siebente Jahrzehnd des vorigen Jahrhunderts, denn im Jahre 1768 verordnete der Gouverneur von Minas, Graf *Valadares*, daſs man einen Antheil (*Data*) für den König abmessen solle, und dem zufolge wurden die Bezirke, wo sich die gelben Topase fanden, eben so wie die Gold-Lavras in Datas vertheilt, und jede Data bekam ihren Eigenthümer. Der Werth der jährlich gewonnenen und ausgeführten Topase belief sich zu der Zeit, als unser Verfasser in Brasilien lebte, auf höchstens 6- bis 8000 Cruzados, soll aber früher, da diese Steine höher im Werthe standen, 16- bis 20,000 Cruzados betragen haben. Die Gegend, wo die meisten und schönsten Topase gefunden werden, ist der Gebirgsstrich, der sich von Capao da Lane nach Joao Corea, und von Boa Vista nach Villa Rica hinzieht, ohngefähr in einer Ausdehnung von 1 $\frac{1}{2}$ Legoa Länge. Die Breite aber, in der sie sich innerhalb dieser

Digitized by Google

Strecke vorfinden, beträgt nur einige hundert Schritte. Merkwürdig ist die Erscheinung, daſs in den Gegenden, wo sich die gelben Topase finden, schlechterdings weder blaue noch weiſse angetroffen, in Minas dagegen, wo die weiſsen und die blauen vorkommen, durchaus keine gelben gefunden werden. Die gelben Topase werden aus ihren natürlichen Lagerstätten gewonnen, und sehr selten findet man dergleichen als abgerundete Geschiebe in den benachbarten Bächen und Flüssen. Die blauen und weiſsen dagegen kommen in Minas nur auf die letztere Weise vor und ihr ursprüngliches Muttergestein daselbst ist unbekannt.

Die Abstufungen der Farben gehen vom Blaſsgelben bis zum ganz Dunkelgelben, so wie die Farbe des alten Malaga-Weines, und diese letztere Farbe ist mit am höchsten geschätzt, indem man die Oitava Goldgewicht ($\frac{1}{8}$ Unze), wenn der Stein mehre Oitavas wiegt und ganz rein ist, mit 2000 bis 2400 Rees (4 Fl. 40 Xr. bis 5 Fl. 35 Xr.) bezahlt. Weniger geschätzt als die hochgelben sind diejenigen, deren Farben dem blaſsrothen Weinessig gleichen und sich zum Pfirsichblüthrothen hinneigen, welche man fälschlich für durch Feuer und durch Glühen, also künstlich hervorgebrachte Farben hält. Von den Pfirsichblüthrothen giebt es hellere und dunklere, dem Rubin ähnlich, und dieses sind die geschätztesten Steine, wenn sie rein und zugleich groſs sind; doch ist das Letztere nur selten der Fall. Ein solcher rubinrother Topas, der nach dem Schlei-

Digitized by Google

fen noch $1\frac{1}{2}$ Oitava wog, ist für 10 Dukaten verkauft worden. Alle Topase, welche man von den Steinhändlern in Minas kauft, haben ihre natürlichen Farben; denn diese Leute haben weder die Kenntniſs, die Steine zu glühen, noch Zeit und Geduld zu dieser Arbeit. Nur die Steinhändler und Schleifer in Rio geben sich damit ab, und suchen dazu die dunkelsten Steine aus, denn je dunkler diese sind, desto schöner wird alsdann das Rosenroth, nachdem sie geglüht worden. Das Verfahren besteht darin, daſs man die Steine schichtenweise in einen Schmelztiegel legt, welcher mit einer fein gepulverten, schwarzer Kreide ähnlichen Masse (die angeblich aus Frankreich kommen soll) angefüllt ist. Der Tiegel wird hierauf in eine Esse gestellt, wo man ihn bis zum Weiſsglühen kommen, und in diesem Zustande so lange stehen läſst, bis er völlig wieder kalt geworden ist.

Die Arbeiten in den Topas-Gräbereien bedürfen keiner besondern Geschicklichkeit. Die Neger haben nichts weiter als groſse schwere und breite Hacken, mit welchen sie da, wo man die Nester, Lager und Streifen von Quarz und Steinmark vermuthet, in den Berg hineinhacken. Sie stehen dazu alle in einer Reihe, wie die Kartoffelhacker, und ein Aufseher dabei, mit einem groſsen Stocke, woran ein meiſselförmiges Eisen befestigt ist. Die Färbung der schmierigen Erde zeigt schon als Vorbote das Nest oder Lager an. Der Aufseher tritt nun näher und sticht mit seinem

Digitized by Google

Stocke die eingelagerte Masse los, sucht alle Topase mit den Fingern heraus und thut dieselben in einen Beutel. Ist das Nest leer, so wird mit dem Loshacken fortgefahren, so lange bis man nicht weiter in den Boden eindringen kann. Hierauf läſst man aus einem Sammelteiche mit aller Gewalt eine Menge Wasser auf das losgehackte Erdreich stürzen, welches dadurch in einen Graben abgeführt wird, worin alle Neger aufgestellt sind, die den sich zu Boden setzenden Schlamm mit den Hacken aufrühren und die darin zurückgebliebnen Topase aufsuchen müssen. Die in den Beutel gesammelten Topase nimmt der Aufseher oder der Herr der Lavra mit nach Hause. Hier werden die reinen Steine von den unreinen getrennt, und jedes Unreine oder jeder kleine Sprung, den die Steine haben, wird mittelst kleiner Hämmerchen weggeschafft, so daſs oft von einem, für den Mineralogen äuſserst kostbaren Krystall nichts als ein kleines Bruchstück übrig bleibt, welches geschliffen zu werden verdient.

Der vorzüglichste Topasgräber ist der Eigenthümer der Fazenda von *Capao*, welcher oft 10 bis 14 Sklaven bei diesen Arbeiten anstellt; alsdann der von *Lane*, welcher aber nur mit 4 oder 5 Sklaven arbeitet. Alle Andern treiben diese Beschäftigung nur aus Armuth und verkaufen ihre Steine an diese beiden Haupt-Mineiros oder auch an die von Boa Vista. Die Summe von 50 bis 60 Arrobas, welche nach der Behauptung der Herren von *Spix* und *Martius* jährlich in Capao gewon-

Digitized by Google

nen werden sollen, ist wohl zu hoch, und kaum die Hälfte dieses Betrages dürfte in allen Topas-Lavras gefunden werden, indem die ausgeführten ganz reinen Topase von allen Lavras und Faiscadores nicht 3 Arrobas jährlich ausmachen.

Der Verkauf dieser Edelsteine geschieht nach Goldgewicht und zwar nach Oitavas. Die schlechteste Sorte, die man bloſs von den Faiscadores oder Nebenhändlern kauft, kostet 50 bis 100 Rees die Oitava. Die Steine der Mineiros sind theurer, denn um ihre schlechtern Steine los zu werden, vermengen sie damit oft ansehnliche groſse Steine und fordern alsdann 600 bis 800 Rees für die Oitava. Selten machen sie eine besondere Auswahl der gröſsten Steine und verlangen alsdann 1200 bis 2400 Rees für die Oitava.

Folgendes ist eine Uebersicht des Preises der verschiedenen Edelsteine. Diamanten bis zu 1 Karat kosten 8000 Rees. Von da an steigt der Preis nach dem Quadrate des Gewichts, so daſs z. B. ein Diamant von 2 Karat 4 Mal 8000 R. kostet, einer von 3 Karat 9 Mal 8000 R., einer von 4 Karat 16 Mal so viel, u. s. w. Gelbe Topase kosten die Oitava 50 bis 2500 Rees, blaue 50 bis 200 R., weiſse 5 bis 20 R., Chrysoberylle 200 bis 1000 R., Berylle 400 bis 1000, Amethyste 40 bis 1000 R., Gelbe Amethyste 10 bis 50 R., und Turmaline 100 bis 300 Rees.

Hr. v. Eschwege macht am Schlusse seines trefflichen Werkes (nachdem er vorher sehr vollständige Nachrichten über das in Brasilien vor-

Digitized by Google

kommende Silber, Zinn, Blei, Eisen etc. und den darauf betriebnen Bergbau mitgetheilt hat) noch Bemerkungen über den Einfluſs, welchen die *Abschaffung des Sklavenhandels* auf die brasilischen Bergwerke haben wird. Sie sind zu wichtig, als daſs wir dieselben hier übergehen sollten.

Bis auf den heutigen Tag, sagt er, diente der Sklave als Landbauer, als Zuckerfabrikant, als Branntweinbrenner, als Transport-, Poch- und Reibmaschine, als Koch, Bedienter und Reitknecht, als Schuster, Schneider, Botengänger und Lastträger. Sklaven sind der Reichthum des Freigebornen; alle seine Bedürfnisse werden durch Sklaven befriedigt, und ohne Sklaven würde man ihn, selbst mit einem Kasten von Gold, dennoch arm nennen können. Er würde weder sein Land bauen, noch seine Bergwerke betreiben, noch seine Mahlzeit sich bereiten lassen können, und die Folge würde seyn, daſs er entweder als armer Mann leben oder mit seinem Kasten voll Gold sich anders wohin begeben müſste, wo er dafür etwas haben könnte.

Der Unkundige wird die Frage aufwerfen: „Warum *miethet* man sich keine *freien* Leute zu diesen Verrichtungen, wie es in andern Ländern gebräuchlich ist?"

Um diese Frage zu beantworten, muſs man eine richtige Kenntniſs von der Bevölkerung Brasiliens haben. Als Beispiel möge die Provinz *Minas Geraes* dienen. Diese zählte im J. 1821 zusammen 514,018 Einwohner. Darunter befanden

sich 332,226 *freie Menschen* und 181,882 *Sklaven.* Unter den Freien gab es 131,047 *Weiſse*, 149,635 *Mulatten* und 51,544 *Schwarze.* Die Sklaven bestanden aus 21,877 *Mulatten* und 160,005 *Schwarzen.* Das Verhältniſs der Freien zu den Sklaven war also wie 9 zu 5, und das der Farbigen zu den Weiſsen wie 145 zu 50. Hiebei ist noch als ein Hauptpunkt zu bemerken, daſs diese ganze Bevölkerung von mehr als ½ Million Menschen über einen Flächenraum von beiläufig 17,000 Geviertmeilen vertheilt ist und nur durch sehr schwache Bande zusammenhängt, so daſs gegenseitige Hilfe äuſserst erschwert ist. Die meisten Familien leben vereinzelt, müssen sich selbst genug seyn und bedürfen auch in den Verhältnissen, worin sie leben, eines des andern nicht.

Jetzt fragt es sich nun weiter: „Wer macht von obiger Bevölkerung die *arbeitende Klasse* aus?“ Eigentlich nur die Sklaven. Der *Weiſse* legt schlechterdings keine Hand an, selbst wenn er noch so arm seyn sollte. Er hat es auch nicht nöthig, da er immer, sogar mit Nichtsthun, sein Brod findet, oder einen Sklaven besitzt, der ihn ernähren muſs. Der *freie Mulatte* besitzt ebenfalls seine Sklaven, legt die Hände in den Schooſs und schämt sich der Arbeit. Nur in den stark bevölkerten Orten bilden die freien Mulatten die eigentliche Handwerker-Klasse, aber auch den Ausbund unmoralischer Taugenichtse, die sich selten zu einer andern Arbeit hergeben, wozu man sie gebrauchen könnte. Der *freie Neger* gehört un-

Digitized by Google

streitig zur ärmsten Klasse der ganzen Volksmenge. Besitzt er nicht so viel, daſs er sich einen Sklaven halten kann, der ihn ernährt, so begnügt er sich mit dem Gefühl seiner Freiheit, flieht jede Arbeit, wodurch er sich im mindesten einem andern Menschen unterwürfig machen würde, und arbeitet nur so viel, als eben hinlänglich ist, sein Leben zu fristen. Kann überdieſs der freie Neger, so wie der Mulatte, an einem Tage so viel verdienen, als zu seinem Unterhalte die ganze Woche hinreichend ist, so legt er die übrigen Tage keine Hand mehr an.

Was soll unter solchen Umständen der wohlhabende, einsam wohnende, Guts- oder Bergwerks-Besitzer thun, wenn es ihm an Arbeitern fehlt? Etwa 6, 8 oder 10 Meilen in der Nachbarschaft umherschicken, um freie Menschen als Arbeiter aufzutreiben und keine zu finden? Oder, wenn er ja dieses Glück hat, dieselben in einigen Tagen wieder davon laufen, oder sich so aufführen zu sehen, daſs er sie selbst fortjagen muſs? Es bleibt ihm nichts übrig, als Sklaven zu miethen oder zu kaufen, mit welchen er auf bestimmte Arbeit zählen kann. Und müſste er sie auch um den dreifach erhöhten Preis kaufen, so würde er dennoch dabei gewinnen.

Im J. 1821 war der Preis eines gesunden, 16 bis 20jährigen neuen Sklaven in Rio de Janeiro 150- bis 200,000 Rees (350 bis 470 Fl.). Den jährlichen Erwerb eines Sklaven in Minas schlug man, nach Abzug aller weitern Kosten, zu 28,000

Digitized by Google

Rees (65 Fl.) an; folglich war in 5 bis 7 Jahren das aufgewendete Kapital abverdient, wenn man nicht das Unglück hatte, den Sklaven durch den Tod zu verlieren. Es verzinste sich zu 17 bis 20 Prozent und die folgenden Jahre, in denen der Sklav noch gebraucht wurde, konnten als reiner Gewinn angesehen werden. Es entsteht nun die Frage: „Was wird geschehen, wenn der Landwirth, der Fabrikant, der Bergmann etc. keine Sklaven mehr werden kaufen können?"

Man wird antworten, daſs der freie Mensch selbst zu arbeiten gezwungen seyn wird, sobald er keine Sklaven mehr hat, die die Arbeit für ihn verrichten. Dieses hat auch, obwohl unter andern Bedingungen, einigen Grund. Wenn man aber die Genügsamkeit und die äuſserst wenigen Bedürfnisse kennt, die der gemeine Mann unter einem so gesegneten Himmelsstriche sich mit der leichtesten Mühe verschaffen kann; so sieht man auch den Ungrund dieser Behauptung ein, und man kann für gewiſs annehmen, daſs die gegenwärtig lebende Generation freier Menschen sich nie solchen angestrengten Arbeiten, wie sie bisher von Sklaven verrichtet wurden, unterziehen werde. Warum sollte sich der freie Mensch in einem Lande wie Brasilien, wo jeder Grund und Boden zum Anbau bekommen kann, und dann nur 4 Wochen zu arbeiten braucht, um sich das ganze Jahr satt essen zu können, einem fremden Dienste unterziehen, wo er das ganze Jahr hindurch zu arbeiten gezwungen seyn würde? Auch auf einen etwanigen

Digitized by Google

Ersatz der hinsterbenden Sklaven durch neugeborne Kinder ist wenig zu rechnen, einerseits, weil das verderbliche System vorherrscht, so wenig als möglich weibliche Sklaven zu halten, andererseits weil diese Letztern im Ganzen nur wenig Kinder gebären.

In die Provinz Minas werden bis jetzt jährlich 5- bis 6000 neue Sklaven eingeführt, um die abgehenden zu ersetzen. Rechnet man, daſs 4 von 100 jährlich sterben, wie es wirklich der Fall ist: so beträgt dies (nach der obigen Zahl von 181,882 Sklaven für das J. 1821) jährlich mehr als 7000, und es werden nach 5 Jahren schon über 35,000 Menschen den Arbeiten entzogen seyn. Die unausbleiblichen Folgen davon dürften sich in nachstehender Art entwickeln:

1) In den ersten 5 Jahren wird noch so ziemlich Alles auf dem bisherigen Fuſse bleiben.

2) Nach dieser Zeit aber, wo die obigen 35,000 gestorbnen Sklaven nicht mehr zu ersetzen seyn werden, und wo überdieſs die Sterblichkeit unter den noch übrigen alten Sklaven zunehmen muſs, wird der Verlust den groſsen Guts- und Bergwerks-Besitzern schon sehr empfindlich werden. Vielleicht mehr als die Hälfte der bisher bearbeiteten Ländereien und Minen werden liegen bleiben, und um den Schaden zu ersetzen, wird der Landwirth seine Erzeugnisse zu einem höhern Preise verkaufen und die ersten Lebensbedürfnisse werden mit der gröſsern Abnahme der Sklaven immer theurer werden.

Digitized by Google

3) Im dritten und vierten Lustrum werden diese Uebelstände noch fühlbarer werden. Mancher groſse Gutsbesitzer und Mineiro wird schon verarmt seyn; seine meilengroſsen Besitzungen werden wüste liegen bleiben, und die groſsen Lavras aus Mangel an Arbeitern eingehen. Am längsten wird sich derjenige halten, der die meisten weiblichen Sklaven hat. Da aber die Erfahrung lehrt, daſs die Fruchtbarkeit der Sklavenweiber niemals der Sterblichkeit unter den Sklaven gleichkommt, so muſs auch dieser geringe Zuwachs mit der Zeit ein Ende nehmen.

4) Nach etwa 25 Jahren dürften die alten Sklaven sämmtlich ausgestorben, und der sonst reiche und freie Grundeigenthümer, welcher ehemals 100 bis 200 Sklaven besaſs, so weit gebracht seyn, daſs er, um nicht Hungers zu sterben, mit eigner Hand sein Land wird bearbeiten müssen. Aber gesetzt auch, daſs diese Klasse von Leuten sich dazu bequemte, so wird es doch nicht hinreichend seyn, so viel Lebensmittel zu liefern, als für den Nicht-Landbauer erforderlich seyn werden.

5) Angenommen jedoch, daſs wirklich für den Bedarf der *innern Provinzen* das Hinlängliche producirt würde: was soll dann für die *Küsten-Provinzen* und für die groſsen Städte *Rio de Janeiro*, *Bahia* und *Pernambuco* übrig bleiben, wenn keine Zufuhr aus dem Innern Statt findet? Schon jetzt tritt oft Hungersnoth in Bahia und Pernambuco ein, wenn diese Zufuhr fehlt.

Digitized by Google

6) Man sagt auch, der Abgang der Sklaven, deren bis jetzt jährlich an 30,000 eingeführt wurden, könne durch *Colonisten* ersetzt werden. Woher aber so viele Colonisten nehmen? Auch geht die Vermehrung der Colonisten viel langsamer von Statten, als die Abnahme der Sklaven durch den Tod. Die eingewurzelten Gewohnheiten, Sitten und Vorurtheile ändern sich nur allmählich und erst bei den neuen Generationen. Brasilien wird statt vorwärts zu schreiten, mit den Jahren, wo die Sklaveneinfuhr aufhört, rückwärts gehen. Erst mit dem Aufblühen *neuer Generationen* wird sich mehr Regsamkeit unter den Menschen zeigen, und funfzig Jahre werden vielleicht vergehen, ehe Brasilien nur wieder auf die Stufe gelangt, auf der es sich jetzt befindet.

Digitized by Google

III.

DIE INSEL CUBA.

NACH ALEXANDER.

Die folgenden Bemerkungen über den jetzigen Zustand der spanisch-amerikanischen Insel Cuba sind aus den vor Kurzem zu London in zwei Bänden herausgekommenen *Transatlantischen Skizzen* des englischen Capitäns *J. E. Alexander* entlehnt. *) Die Leser kennen diesen geist- und gemüthvollen Beobachter bereits aus dem VI. Jahrgange unsers Taschenbuches, wo wir S. 311 u. sf. aus seiner Reise von Ostindien nach England einen „Beitrag zur Kenntniſs des Birmanischen Reiches" mitgetheilt haben.

*) *Transatlantic Sketches*, comprising Visits to the most interesting Scenes in *North* and *South America*, and the *West Indies*. With Notes on *Negro Sklavery* and *Canadian Emigration*. By Capt. *J. E. Alexander*, 42d. Royal Highlanders, etc. II. Vol. London, 1833. Es ist noch keine deutsche Uebersetzung dieses gehaltreichen Werkes erschienen.

Digitized by Google

Der Verf. schiffte sich im Frühling des Jahres 1831 auf einem von London nach *Brittisch-Guyana* in Süd - Amerika bestimmten Fahrzeuge ein, durchwanderte das noch sehr unbekannte Innere dieser englischen Colonie, begab sich von da nach den westindischen Inseln *Barbadoes*, *Tabago*, *Trinidad*, *Grenada*, *St. Vincent* und *Jamaika*, und verlieſs die letztere Insel zu Ende des Juli 1832, um sich auf der englischen Fregatte Blanche nach *Cuba* zu begeben. Wir lassen den Verfasser, mit einigen Abkürzungen, selbst erzählen.

Wir näherten uns, acht Tage nach unserer Abfahrt von Jamaika, nicht ohne beträchtliche Schwierigkeiten, der niedrigen und flachen Nordküste von Cuba. Bald gewahrten wir längs dem felsigen, mit Palmen bedeckten Strande die zerstreuten einzelnen Hütten der freien Farbigen, von Maisfeldern und Gruppen von Palmen, Tamarinden und Orangen umgeben. Zur Rechten erhob sich der Leuchtthurm des *Moro - Castells*, am Eingange des Hafens der *Havaña*. Wir lavirten, bis der Seewind eintrat. Der sanfte Hauch, welcher vom Lande zu uns herüberwehte, war mit gewürzigen Düften beladen, die uns die Wohlgerüche an den Küsten des glücklichen Arabiens ins Gedächtniſs zurückruften. Noch einige andere Schiffe lagen in unserer Nähe, sehnsuchtsvoll, wie die Kranken am Teiche Bethesda, des günstigen Windes harrend, der endlich unsere Segel schwellte, so daſs wir nun auf den berühmten Moro zusteuern konnten.

Digitized by Google

Ich muſs gestehen, die Aussicht vor mir hatte etwas ungemein Anziehendes. Ich war im Begriff, die wichtigste und merkwürdigste Stadt in ganz Westindien zu sehen, den Schlüssel zu der glorreichen Insel Cuba, die fast so groſs wie England ist; eine Stadt, die durch ihren schönen Hafen und ihre dem Handel so äuſserst günstige Lage in den Stand gesetzt worden, groſse Reichthümer aufzuhäufen. Ich war im Begriff, das Hauptquartier aller westindischen Seeräuber und den groſsen Schauplatz der Sklaverei zu besuchen. Den Ort sollte ich betrachten, wo die brittischen Waffen, als die Insel 1762 in die Gewalt der Engländer fiel, sich Lorbeern erkämpft hatten. Vor Allem aber fühlte ich mich zu der heiligen Stätte hingezogen, wo die Gebeine des groſsen Columbus begraben liegen.

Wir erreichten die lange und schmale Einfahrt in den Hafen, welche sich zu einem groſsen Bassin erweitert, fähig an tausend Kriegsschiffe aufzunehmen, und fuhren dicht unter den Kanonen und an den Felsen des Moro vorbei. Hoch über den steinernen Wällen und Batterien wehte die goldne und rothe spanische Flagge, und eine Menge lustiger Wimpeln flatterte von nicht weniger als vier Signalstangen, die groſse Zahl von Schiffen verkündigend, die sich zu diesem reichen Markte der westlichen Welt herbeidrängten. An der entgegengesetzten Seite vom Eingange des Hafens lag das Kastell der *Punta* (Landspitze), ein regelmäſsiges Werk von vier Bastionen, mit

schweren Kanonen gespickt. Indem wir aufwärts blickten, sahen wir auf jeder Seite des langen Hafeneinganges eine Batterie über der andern, und hinter denselben die Mauern der Stadt selbst. Das Innere des Hafens ist dadurch vollkommen gegen alle feindliche Angriffe gesichert, denn nur Ein Schiff kann auf einmal hineinfahren, und jede feindliche Flotte würde bei diesem Versuche Schiff für Schiff in den Grund gebohrt werden.

Ueber die Mauern ragten die freundlichen, dicht beisammen stehenden Gebäude der Stadt empor, weiſse Häuser und dunkelrothe Dächer, Pfeiler und Zinnen, Terrassen und Balcons, Thürme und Kuppeln, Alles mit Bäumen untermischt, die in malerischer Verwirrung über die Gebäude emporstiegen. An jeder Kirche entfaltete sich eine Fahne und das Geläute der Glocken hallte weit hinaus in die Ferne, denn es war gerade ein Feiertag. Unmittelbar vor uns erblickten wir mehr als 200 Kauffahrteischiffe, und zahlreiche Boote mit bunter Zeltleinwand überzogen und bis zur Kanonenlage hinauf mit den köstlichsten Früchten aller Art belastet, näherten sich uns, als wir unter dem Moro vor Anker gingen.

Nun rief uns eine Stimme vom Wachtthurme an und fragte nach unserer Nation und woher wir kämen. Dann versammelten sich die spanischen Soldaten an der Brustwehr und betrachteten neugierig das englische Kriegsschiff, welches dem spanischen Admiral (*Saborde*) zu Ehren eine Salve von 15 Kanonen abfeuerte. Gleich darauf ru-

Digitized by Google

derte das Zollboot und das Gesundheitsboot, mit Negern bemannt und die Nationalflagge am Hintertheil des Schiffes aufgesteckt, herbei, und ob wir gleich von Jamaica kamen, wo eben damals die Pocken herrschten, so setzte man doch unserer Landung kein Hindernifs entgegen.

Ich zog meine Uniform an und begleitete einen von den Lieutenants ans Land, um dem spanischen General-Capitain *Vives* aufzuwarten. Kaum hatten wir den Kai nächst dem Zollhause betreten, als wir von der lärmendsten Geschäftigkeit umringt wurden. Ueberall sah man Waaren und Mundvorräthe aufgestapelt. Gruppen von halbnackten Negersklaven, jauchzend und singend, waren mit Ein- und Ausladen beschäftigt. Schiffseigenthümer und Kaufleute standen, mit ihren breitränderigen Panama-Hüten und in gestreiften leinenen Röcken truppweise beisammen und schwatzten von Kaffee, Zucker und Mehl. Links und rechts dampften Cigarren, und ich glaubte, aufser den Seeleuten, die unbeschäftigt herumschlenderten, auch einen oder zwei Piraten zu entdecken, oder den Capitain eines Sklavenschiffes, welcher mit scharfen Blicken nach Werkzeugen für seine schändlichen Zwecke forschte.

Ein stattlicher Mann redete uns in gebrochnem Englisch an und erbot sich, uns zum Gouverneur *Vives* zu begleiten. Wir folgten ihm durch eine schmale Gasse, wo unsere Geruchswerkzeuge durch die Ausdünstungen von gedörrtem Rindfleisch und von Fischen, welche als Nah-

Digitized by Google

rung für die Sklaven hiehergebracht werden, ziemlich unangenehm berührt wurden, und befanden uns dann auf einem hübschen Platze, welcher die *Plaza de Armas* (Waffen- oder Exercierplatz) genannt wird. Ringsum standen hohe und ansehnliche Gebäude, mit Verandas (Laubengängen) an der Vorderseite und flachen Dächern mit Brustwehren, auf welchen ganze Reihen von Urnen mit Blumen standen. Die Mitte des Platzes enthielt Spaziergänge zwischen blühenden Gesträuchen und der Anblick des Ganzen zeugte von Reichthum und Luxus.

Der Palast des Gouverneurs nimmt eine ganze Seite des Platzes ein. Der untere Theil wird von den Kaufleuten als Börse benutzt. Hier wurden wir von den in Blau und Silber gekleideten Schildwachen salutirt, stiegen dann eine breite Marmortreppe hinauf, und betraten eine Reihe von Gemächern, deren Wände in maurischem Styl gemalt, mit Blumenkränzen geschmückt waren und uns an das berühmte Alhambra (zu Granada in Spanien) erinnerten. In dem einen Zimmer, dessen Wände die Bildnisse der verschiednen Gouverneurs der Havaña und zwei groſse historische Gemälde enthielten, von welchen das eine die erste Landung des Columbus an der Küste von Cuba, und das andere den Cortez darstellte, wie er seine Schiffe verbrennt, fanden wir den General *Vives*, der uns höflich empfing und nach einer kurzen Unterhaltung eben so artig wieder entlieſs.

Digitized by Google

Noch an demselben Tage besuchte ich den Hrn. *Macley*, königl. groſsbritannischen Commissär für Cuba, zur Beaufſichtigung des Sklavenhandels. Er lebt auf dem Lande in geringer Entfernung von Havaña, wohin mich sein Secretär, Hr. *Jackson*, führte. Wir bestiegen zu dem Ende ein Boot und ruderten queer über den Hafen. Drei spanische Kriegsschiffe, an denen wir vorbei kamen, befanden sich allem Anscheine nach in gutem Zustande, denn Admiral *Saborde* steht nicht bloſs als Mensch, sondern auch als See-Offizier im besten Rufe. Unter den Mauern des Kastells von *Casa Blanca* sahen wir die langen und höchst vernachlässigt aussehenden Fahrzeuge zahlreicher Sklavenhändler. Hier werden sie mit Vorwissen der Behörden ganz ungestraft ausgerüstet, und ich konnte nicht umhin zu bemerken, daſs die Einwilligung der spanischen Regierung zur Abschaffung des Sklavenhandels doch nur eitel Spötterei gewesen sei. Vierundzwanzigpfündige Carronaden guckten aus den Stückpforten der Sklavenschiffe heraus, und lange Achtzehnpfünder standen oben in der Mitte des Schiffes.

Wir landeten bei *Regla*, an der andern Seite des Hafens, gegenüber von der Hauptstadt, anderthalb (engl.) Meile davon entfernt. Dieser Ort liegt auf einem niedrigen, sumpfigen Küstenstriche und wird von Seeräubern, Sklavenhändlern und anderm Gesindel aller Art bewohnt. Wir bestiegen hier eine Volante und fuhren nach *Guanabacoa*, dem Sommeraufenthalt der vornehmen

Digitized by Google

Welt der Havaña. Die Volante ist eines der seltsamsten Fuhrwerke, die mir jemals zu Gesicht gekommen sind. Der Kasten ist wie bei einem groſsen Cabriolet und hangt in ledernen Riemen. An dem einen Ende der Doppel-Deichsel sind ungeheure Räder, so hoch wie der Kasten selbst, an dem andern Ende ist das Pferd angespannt. Bei den Volanten, die in der Stadt gebraucht werden, sitzt der die Stelle des Kutschers vertretende Neger auf dem Pferde zwischen den Deichseln; aber bei derjenigen, welche wir bestiegen, ritt er ein zweites Pferd, welches zur Seite eingespannt war. Unser Kutscher (*Calasero*) war eine höchst sonderbare Figur. Auf dem Kopfe trug er einen Strohhut, wohl drei Fuſs hoch, und auf dem Leibe eine Husaren-Jacke mit goldnen Schnüren. Die Beine steckten in ein paar Courierstiefeln mit groſsen massiven silbernen Spornen. Vor den Sonnenstrahlen schützte uns ein blauer Vorhang. Wir flogen durch *Regla* so schnell als möglich und begriffen bald, was die hohen Räder des Fuhrwerks zu bedeuten hatten.

Die Straſsen und Wege in Cuba sind noch ganz in ihrem natürlichen Zustande, ohne daſs menschliche Hände etwas daran verbessert hätten. Die einzige Vorschrift ist, daſs sie 16 Fuſs breit seyn sollen. An der einen Stelle hatte der Regen groſse Löcher hineingewühlt, an der andern war sie mit mächtigen Steinen bedeckt. Aber mit Hilfe unserer Räder flogen wir in vollkommner Sicherheit über alle diese Hindernisse mit gröſster

Digitized by Google

Leichtigkeit hinweg. Selbst in den Straſsen von *Regla*, wo ein englisches Fuhrwerk nicht dreiſsig Fuſs weit gekommen wäre, ohne umzuwerfen, schwang sich unsere Volante über die tiefen Fahrgeleise, oder sank bis an die Achse in den Koth, ohne daſs wir irgend einen Schaden genommen hätten.

Das Land um die Hauptstadt her war ehemals mit *Ingenios* oder Pflanzungen bedeckt. Aber seitdem der alte Boden erschöpft ist, fängt man an das frische Erdreich im Innern aufzusuchen, um hier Zucker- und Kaffee-Pflanzungen anzulegen. Die Landschaft war daher zu beiden Seiten der Straſsen verödet, und nur hie und da sahen wir einigen Pflanzenwuchs, zuweilen ein Stückchen Maisfeld oder eine Gruppe von Palmen. Der Weg ging allmählig bergauf, bis wir die felsige Höhe erreichten, wo *Guanabacoa* liegt. Die Häuser zu beiden Seiten der, übrigens ganz ungepflasterten Straſse, waren zwei Stock hoch und weiſs übertüncht, auſserdem aber von ganz gewöhnlicher Bauart. Bald erreichten wir das, auſserhalb der Stadt liegende anmuthige Landhaus des Hrn. *Macley*. Man genieſst von der Höhe desselben einer weiten Aussicht nach der ganzen umliegenden Gegend. Zur Rechten des Panorama, etwa 2 (engl.) Meilen entfernt, lag das *Fort Coxemar*, wo Admiral *Sir George Porock* die brittische Armee im J. 1762 ans Land setzte. Jenseits der Havaña erblickte man auf einer Anhöhe das starke *Fort El Principe*, und auf ei-

nem Hügel zur äuſsersten Linken steht ein Kreuz, welches noch dasselbe seyn soll, das *Columbus* hier aufrichtete.

Am Abende kehrten wir nach Regla zurück und bestiegen hier ein schwerfälliges Ueberfahrts-Boot, welches uns für eine Media (3 Pence = 7½ Xr. C. Münze) nach der Stadt zurückbrachte. Wir hatten Spanier, beiderlei Geschlechts, an Bord, auch Mulatten und Neger. Man sagte mir, es sei nichts Ungewöhnliches, daſs Leute, die spät am Abend die Ueberfahrt machten, von der Schiffsmannschaft ermordet und beraubt würden. Wir erreichten indeſs den Landungsplatz in aller Sicherheit und Hr. *Jackson* bot mir ein Zimmer in seinem Hause an, welches ich annahm. Der Weg dahin führte durch enge Straſsen, die zur Nachtzeit nicht ohne Gefahr zu passiren sind. Es begegneten uns einige Sklaven, die der Vorschrift gemäſs Laternen trugen, und einige wenige Herren, mit Säbeln und Dolchen bewaffnet. Sie hielten sich in der Mitte der Straſse und wichen uns, als wir ihnen nahe kamen, geschickt aus. Führwahr ein angenehmer Zustand der bürgerlichen Gesellschaft, wo man zu gewissen Zeiten nicht sicher ist, ermordet zu werden! Wir sahen weder Polizei noch Nachtwächter.

Der Anblick dieser Stadt rief unwillkürlich Erinnerungen an die Mährchen der Tausend und Einen Nacht zurück. Die Häuser der Groſsen und Reichen haben zwei Stockwerke und bilden ein Viereck mit einem Hofraume (Patio) in der

Digitized by Google

Mitte, um welchen ringsum Gallerien laufen. Die Vorderseite besteht aus flachen Steinen, welche weiſs, blau oder gelb angestrichen sind. In der gewölbten Einfahrt stand die Volante und einige schwarze Bediente saſsen unter den Lampen und rauchten Cigarren, oder plauderten und sangen. In dem jenseitigen Garten erblickte man Strauchwerk, Weinreben oder einen Marmor-Springbrunnen. Die übrigen Gebäude haben nur Ein Stockwerk und vor den groſsen Fenstern befinden sich eiserne Gitter, durch welche man aber bequem in das Innere der Gemächer sehen kann. Sobald die Vesperglocke tönt, verlassen die Frauen ihre Sitze am Fenster, verrichten vor einem Muttergottes-Bilde ihr Abendgebet, ziehen dann die Vorhänge der Fenster zu und begeben sich zur Ruhe.

Wir durchschlenderten, ohne beunruhigt zu werden, noch verschiedene Straſsen und fanden endlich Mad. Jackson in ihrer Wohnung voll groſser Angst, daſs ihrem Gemahl nicht ein Unglück widerfahren seyn möchte. Sie sagte mir, so wie noch eine andere englische Dame in Havaña, daſs sie, wenn ihre Gatten des Abends ausgingen, in steter Furcht schwebten, sie als Leichen wieder nach Hause gebracht zu sehen, so häufig sind die Mordthaten in dieser Stadt.

Nach einer ziemlich schlaflos durchbrachten Nacht stand ich zeitlich am Morgen auf und begab mich nach der *Kathedral-Kirche*, das Grab des Columbus zu besuchen. Das Aeuſsere dieses,

Digitized by Google

eine ganze Seite des groſsen Platzes einnehmenden Gebäudes, besteht aus Quadersteinen. Der Giebel erhebt sich pyramidenförmig; auf der Spitze steht ein Kreuz und zu beiden Seiten sind Thürme. Zu den Zierrathen des Gebäudes gehören vorspringende Pfeiler, hinter welchen aber oft gedungene Meuchelmörder auf der Lauer stehen sollen. Das Innere der Kirche macht durch seine einfache Gröſse einen Ehrfurcht gebietenden Eindruck. Die geschmackvolle Malerei ahmt sehr täuschend grauen Marmor nach. Auch einzelne vortreffliche Gemälde schmücken die Mauern und Altäre der Kirche. Eines stellt den Besuch der Engel bei Abraham und Sara dar, ein anderes den Erlöser, im Gespräch mit der Samariterinn am Brunnen begriffen u. s. w. Der Hochaltar ist auf das kostbarste verziert. Vor demselben breitet sich eine Marmorflur mit Mosaik aus; zu beiden Seiten erheben sich die Sitze der hohen Geistlichkeit mit trefflichem Schnitzwerk. Als ich meine Blicke nach der linken Seite richtete, sah ich an der Mauer eine Tafel von weiſsem Marmor. Es war das *Grabmahl des Columbus.* Da nur ein einziger Priester in der Kathedrale zugegen war, so erhielt ich leicht seine Erlaubniſs, mich dem Grabe zu nähern.

Mein Inneres war in diesem Augenblicke seltsam bewegt. Ich stand vor den modernden Gebeinen des unerschrockensten Seefahrers, den jemals die Wellen des Meeres getragen haben, eines Mannes, der der unbekannten und gefahr-

Digitized by Google

vollen, die Alte von der Neuen Welt trennenden Tiefe Trotz bot, und durch seinen kühnen Genius, seine unbeugsame Standhaftigkeit und seinen heroischen Muth die beiden Enden des Erdbodens in Verbindung mit einander brachte. Die Betrachtungen über die Schicksale dieses groſsen Mannes, nicht bloſs bei seinen Lebzeiten, sondern selbst noch nach seinem Tode, erregen ganz eigne Gefühle. Zuerst wurde sein Leichnam 1506 in der Kirche zu Santa Maria de la Antigua zu *Valladolid* in Spanien beigesetzt, hierauf 1513 in das Kloster Las Cuevas in *Sevilla* gebracht, von hier wieder weggenommen und mit den Ueberresten seines Sohnes Diego nach *Hispaniola* geschafft, wo beide Leichname 1536 in der Kathedrale der Stadt *St. Domingo* beigesetzt wurden. Als im J. 1795 die Abtretung der spanischen Besitzungen auf Haiti an die Franzosen erfolgte, wurden die irdischen Reste des groſsen Mannes „eine Anzahl von Gebeinen und eine Menge Moder, augenscheinlich die Ueberreste eines menschlichen Körpers" ausgegraben und am 15. Jäner 1796 in einem vergoldeten bleiernen Sarge mit groſser Pracht und Feierlichkeit an Bord des Schiffes Lorenzo gebracht, welches nach der Havaña segelte. Hier empfing man die Asche des Verstorbenen mit nicht minder prachtvoller Feierlichkeit und setzte sie, in Gegenwart aller obersten Behörden, in einer Mauer der Kathedrale, rechts vom Hochaltare, bei, wo späterhin auch ein marmornes Denkmahl dem Helden zu Ehren

Digitized by Google

errichtet wurde. Dieses Denkmahl stellt in einem Medaillon das Bildniſs des Columbus in halberhabner Arbeit dar, einen Globus in der linken Hand haltend, auf welchem er mit dem Zeigfinger der rechten Hand Amerika andeutet. Unter dem Medaillon sieht man die Attribute des Seefahrers, einen Anker, Quadranten, Compaſs, Ruder etc. und in der Mitte darüber ein längliches Viereck, mit der dreizeiligen Inschrift in spanischer Sprache:

Restos e Imagen del grande Colon!
Mil siglos durad guardados en la Vrna
Y en la remembranza de nuestra Nacion.

(Reste und Bildniſs des groſsen Columbus!
Währet tausend Jahrhunderte, in der Urne bewahrt
Und in der Erinnerung unsers Volks!)

Der begeisterte Lebensbeschreiber des Columbus, *Washington Irwing*, war so gütig gewesen, mir eine Menge Empfehlungen an seine Freunde in Amerika mitzugeben, und ich hätte ihm zur Vergeltung dafür gern eine Reliquie von diesem Grabe zurückgebracht. Aber „möge die Hand dessen vertrocknen, der es jemals wagt, es zu verstümmeln oder zu vernichten!“ Ich hätte dieſs für alle Reichthümer von Potosi nicht thun können. Doch war ich glücklich genug, einen kleinen Holzsplitter unter der Marmortafel zu bemerken, der zufällig hieher gekommen seyn

Digitized by Google

mochte. Mit der Gierigkeit eines Alterthümlers streckte ich meine Hand darnach aus und trug es triumphirend davon.

Havaña und seine Vorstädte sollen gegenwärtig nahe an 250,000 Einwohner enthalten; aber diese groſse Volksmenge nimmt, wie in allen befestigten Städten, nur wenig Raum innerhalb der Festungswerke ein, dagegen ist auſserhalb der Ringmauern die Zahl der neuen Gebäude fortwährend im Steigen. Ich begab mich nach einem der groſsen Plätze, wo Markt gehalten wird, um den Verkehr mit Lebensmitteln zu beobachten. Zahlreiche Volanten und das Geschrei der Kutscher: Guidao Cavalleros! (Vorgesehen, meine Herren!) welches eben sowohl den Schwarzen als den Weiſsen galt, drängten mich hier an die Mauern der Häuser, und dort muſste ich groſsen Karren ausweichen, von Ochsen gezogen, die bei den Hörnern angeschirrt waren. Gruppen von Sklaven wandelten umher, die Männer mit groſsen breiträndrigen Hüten von Stroh oder Baumblättern, die Weiber Früchte und Küchengewächse auf den Köpfen tragend, beide Geschlechter aber mit groſser Behaglichkeit Cigarren schmauchend. Die Herren in ihren gestreiften Chupas, spanische Röhre mit goldnen Knöpfen tragend, spazierten einer nach dem andern des Weges entlang, während die Damen in ihren schwarzen Mäntelchen,

Digitized by Google

zu Fuſs oder reitend sich nach der Kirche begaben, und eine Sklavinn mit einem Polster oder Teppich und einem Gebetbuch vorausging. Soldaten marschirten in einem sehr nachlässigen Aufzuge, zur Ablösung der Wachen, von Offizieren begleitet, denen die Achselbänder auf die Brust herabhingen.

Auf dem groſsen Marktplatze fand ich eine beträchtliche Menge von Landleuten (*Monteros*), weiſse, braune und schwarze. Sie ritten gröſstentheils auf kleinen Pferden von der Rasse, wie unsere schottischen Galloways, und trugen Strohhüte, Hemden und Pantalons, nebst einem langen Messer im Gürtel. Den armen Pferden waren, auſser ihren Reitern, noch Bündel von *Molaxca*, oder grünen Maisstengeln aufgepackt, welche ihnen zum Futter dienen; auch Geflügel, Obst und Gemüse hingen an den Seiten des Thieres hinab. Der Theil des Marktes, wo die Lebensmittel verkauft werden, war reichlich mit Fleisch und Fischen versehen. Das Fleisch kostete etwa einen Schilling das Pfund; es wird davon eine groſse Menge in der Havaña verzehrt, und wer es bezahlen kann, iſst es täglich drei Mal. An andern Stellen sah ich Buden mit hübschen Stahlwaaren, Gold- und Silberarbeiten. Unter den Erstern fielen mir vorzüglich englische groſse Transchir-Messer mit schwarzen Heften, äuſserst scharf geschliffen, auf, deren Gebrauch hier keiner weitern Erklärung bedurfte.

Am Abende ging ich mit Cap. *Burnett*, von der Fregatte Blanche, und Hrn. *Jackson* nach dem

Digitized by Google

Paseo oder öffentlichen Spaziergange. Etwa ½ (engl.) Meile von der Stadt befanden wir uns auf einer breiten Straſse, mit Alleen bepflanzt und Seitenwegen versehen. Marmorne Springbrunnen verbreiteten eine angenehme Kühle und auf den dazwischen angebrachten Ruhebänken saſsen wohlgekleidete Männer. Die Damen wiegten sich in ihren Volanten, welche reich mit Silber verziert waren. Auch der Kutscher nahm sich in seiner mit Goldborten besetzten Husaren-Jacke recht stattlich aus. Die Volanten fuhren ganz langsam eine hinter der andern; der neidische Vorhang von blauem Tuch war zurückgeschlagen, und die schönen Cubanerinnen zeigten sich dem bewundernden Blicke der Männer in der Fülle aller ihrer Reize. Sie waren sämmtlich ganz weiſs gekleidet und trugen keinen andern Hauptschmuck, als einen schön gearbeiteten groſsen Kamm von Schildkröt, dessen Form aber sich jeden Monat ändert und den Ehemännern und Vätern manche schwere Ausgabe verursacht. Mit den rabenschwarzen Haarlocken spielten die kühlen Abendwinde. Die Farbe des Gesichtes glich dem parischen Marmor und wenn diese reizenden Gestalten an irgend einer bekannten Person vorüberfuhren, erheiterte sich das dunkle Auge und mit einem freundlichen Winke des Fächers lispelten sie ihr ein anmuthiges *A dios* zu. Es war ein herrliches Schauspiel, dieser Paseo. Eine Musikbande ergötzte die Lustwandelnden mit lieblichen Tönen und die Luft war mit köstlichen Wohlgerüchen erfüllt.

Digitized by Google

Nahe am Paseo liegt der *botanische Garten*, der sich im besten Zustande befindet und auf den Besitz vieler sehr seltnen Pflanzen stolz seyn darf.

Nachdem wir vollständig unsere Runde gemacht hatten, begaben wir uns in die Stadt zurück, begleitet von einer Anzahl Offiziere der Fregatte Blanche, denen viel daran gelegen war, sich einen Vorrath von echten Havaña-Cigarren anzuschaffen. Die s. g. Königs-Cigarren werden das Tausend für 20 Piaster (40 Fl. C. M.) verkauft; aber sie sind eben so schwer zu erhalten, als echter Tokayer-Wein. Auch für 12 Piaster kann man recht vortreffliche Cigarren haben. Diejenigen, welche in England für 10 Pfund St. verkauft werden, kosten hier nur 10 Piaster.

Ich war begierig, das Leben in den havanesischen Gasthöfen und Speisehäusern kennen zu lernen und nahm mein Mittagsmahl in einem derselben ein. Der Preis dafür war, mit Einrechnung des französischen Claret-Weines, ein Piaster. Alle Speisen nebst dem Nachtisch wurden auf einmal aufgetragen. Als die Glocke das Zeichen gab, nahm die Gesellschaft hastig ihre Sitze ein und jeder fuhr mit seiner Gabel auf die Schüssel los, die ihm am besten gefiel. Die spanische Kochkunst verbraucht so viel Oel und Fett, den Knoblauch gar nicht zu erwähnen, daſs ich für meinen Theil nur wenig von den aufgetragnen Gerichten anrührte und zu Ende der Mahlzeit meinen Magen mit Kaffee und Brod zu befriedigen suchte. Die Gesellschaft bestand aus Spaniern, Deutschen,

Digitized by Google

Franzosen, Russen und Engländern, sämmtlich Schiffskapitänen und andern Seeleuten. Es war ein wunderliches Gemisch von Sprachen, Sitten und Gebräuchen. Die meisten Gäste hatten das Ansehen verzweifelter Waghälse und Abenteurer, und schienen wechselseitige Höflichkeit als etwas sehr Gleichgiltiges zu betrachten. Es ist gar nichts Ungewöhnliches in solchen Speisehäusern, Teller und Gläser über die Tische fliegen und aus lebhaftem Wortwechsel Schlägereien entstehen zu sehen. Der Anfang solcher Zänkereien ist gewöhnlich folgender: Der Eine wünscht z. B. einen Eierkuchen zu haben, der ihm gegenüber, am andern Ende der Tafel steht. Schnell läuft ein schwarzer Aufwärter hin, den Eierkuchen zu holen. Aber auf den Rückwege wird er von einem andern Gaste angehalten, der ihm ganz ruhig den Teller abnimmt, den Eierkuchen zerschneidet, die eine Hälfte für sich behält und die andere seinem neben ihm sitzenden Freunde giebt. Die Folge davon ist, daſs der Erste einen kräftigen Fluch ausstöſst und hierauf dem andern, der ihm den Bissen vor dem Munde weggenommen, das Glas an den Kopf schleudert.

Einer der merkwürdigsten Charaktere in der Havaña war *Nic*, der Besitzer eines Speisehauses, welches hauptsächlich von englischen und amerikanischen Capitäns und Supercargos fleiſsig besucht wurde. Er war aus Yorkshire gebürtig, von niedriger Herkunft, gemein in seinem Aeuſsern und seiner Sprache, schlau und gewinnsüchtig von Cha-

Digitized by Google

rakter. Gewöhnlich führte er beim Essen das groſse Wort und widersprach kurzweg denjenigen, die nicht einerlei Meinung mit ihm waren. Vorzüglich scherzte er gern über das gelbe Fieber, welches in der Havaña sehr häufig sein Hauptquartier aufzuschlagen pflegt. Nic war nicht bloſs ein Gastwirth, sondern speculirte auch in allerlei andern Geschäften, bei denen etwas zu verdienen war. Unter andern hatte er eine Bodenkammer, worin sich fertige Särge von allen Gröſsen befanden, mit denen er jedem seiner Gäste sogleich aufwarten konnte. Auch besaſs er einen eignen Begräbniſsplatz. „Nehmt euch vor Nics Stabe in Acht!“ war eine gewöhnliche Redensart in der Havaña; denn wenn ein Fremder bei ihm einkehrte, so pflegte Nic ihm mit dem Stabe das Maaſs zu nehmen, auf den Fall, daſs ein Sarg für ihn nöthig seyn sollte. Einer meiner Bekannten sagte mir, er habe längere Zeit bei Nic gewohnt und hier einen recht angenehmen jungen Mann kennen gelernt, einen englischen Supercargo, voll Gesundheit und Lebenskraft, und im Voraus erfreut über den günstigen Erfolg, den ihm seine kaufmännischen Unternehmungen versprachen. Eines Tages vermiſst ihn mein Bekannter und fragt Nic, was mit ihm geschehen sei. „Er ist im nächsten Zimmer“ — antwortete Nic ganz gleichgiltig, — „wir wollen ihn nach Tische besuchen.“ Als der Kaffee getrunken und die Cigarren angezündet waren, foderte Nic die Gesellschaft auf, ihm zu folgen. Sie fanden die Leiche des Supercargo, über und

Digitized by Google

über gelb, und schon in Bereitschaft, begraben zu werden; er war vor wenig Minuten ein Opfer des schrecklichen Dämons der westlichen Halbkugel geworden. Mein Bekannter war durch diesen unerwarteten schrecklichen Anblick aufs furchtbarste erschüttert, denn er fühlte wirklich Theilnahme für den jungen Mann. Nic aber machte einen Scherz aus der ganzen Sache, rieb sich die Hände und sagte spöttisch: „Nun, wem ist eine Partie Whist gefällig?“

Die „Blanche“ ging nach Quebec unter Segel und Admiral *Saborde* schickte auf die artigste Weise seine Boote, sie aus dem Hafen zu bugsiren. Mir aber gefiel der hiesige Aufenthalt so sehr, daſs ich noch einige Wochen auf der Insel Cuba zu bleiben beschloſs. Es machte mir unter andern groſses Vergnügen, die Kirchen zu besuchen, welche den ganzen Tag offen stehen. Die Altäre glänzen von Gold und Silber, und besonders die Muttergottes-Bilder sind ganz mit Seidenstoffen und Juwelen bedeckt. Die *Dominikaner-Kirche* ist ein edles Gebäude, reich mit kostbaren Geschenken ausgestattet. Die heiligen Gefäſse sind von massivem Gold und Silber und die Gemälde in prachtvolle Rahmen und Behältnisse eingefaſst. Aber einen noch groſsartigern Eindruck machte auf mich die *Franziskaner-Kirche*, welche ganz in gothischem Styl erbaut ist.

Digitized by Google

Die Zahl der Geistlichen in der Havaña ist mehr als 400. Der Bischof verwendet einen groſsen Theil seines Einkommens von 110,000 Piastern zu wohlthätigen Zwecken, zur Verschönerung der Stadt und Ausbesserung der Kirchen. Es wäre gut für die Insel, wenn ihn Gott, wie die Spanier zu wünschen pflegen, „tausend Jahr erhielte." Auch einige Landgeistliche wenden ihre Zeit ehrenvoll zur Unterweisung der Jugend ihres Kirchsprengels an. Geschähe dieſs allgemein, so würden, wie der treffliche Amerikaner Dr. *Abbot* bemerkt, gar bald die verderblichen Beispiele des Müssiggangs, der Spielsucht und des Wohlgefallens am Hahnenkampfe verschwinden und der moralischen Wüste ein üppiger Blumenflor entsprieſsen. Eine aufgeklärte Bevölkerung würde die fruchtbaren Thäler Cuba's bewohnen, Friede und Wohlstand würden einheimisch, die gesetzlosen Räuberbanden in den Gebirgen unterdrückt und der Hoffnung Raum gegeben werden, durch freie Hände die Arbeiten der Sklaven verrichtet zu sehen.

Die Religion ist in den letzten Jahren sehr in Verfall gerathen. Nach dem Negeraufstande auf St. Domingo und der Vertreibung der Franzosen von dieser Insel, flüchtete sich ein groſser Theil derselben nach Cuba, lachte höhnisch über die „geistige Sklaverei" der Spanier und verspottete die Religion unter jeder Gestalt. Die jungen Dons wurden bald von dem schlechten Beispiele ihrer freidenkenden Gäste angesteckt und machten sichs nun ebenfalls zum Vergnügen, die

Digitized by Google

Religion ihrer Väter zu verspotten. Zwar errichtete ein Convent von Prediger-Mönchen die Universität zu St. Hieronymus, deren Vorsteher, *Don Hugo Vales*, ein kenntniſsreicher und rechtschaffener Geistlicher ist. Aber dennoch hat er es nicht dahin bringen können, daſs die jungen Leute, welche diese Lehranstalt besuchen, länger als bis zum sechszehnten Jahre hier bleiben. Sie sind zufrieden, wenn sie Spanisch lesen und schreiben gelernt haben, ziehen dann die *Toga virilis* an, tragen ein spanisches Rohr mit goldnem Knopfe und stürzen sich in den Strudel des Vergnügens und der Zerstreuungen.

Eines Abends ging ich mit Hrn. Jackson aus, einige in den letzten Jahren entstandene öffentliche Anstalten zu besuchen, welche den Havanesern groſse Ehre machen. Das Wohlthätigkeitshaus (*Casa de Beneficencia*), welches zur Aufnahme und Erziehung ältern- und verwandtenloser Kinder beiderlei Geschlechts bestimmt ist, liegt auſserhalb der Stadtmauern, in der Nähe des Meeres. Die Gebäude sind sehr weitläuftig und umschlieſsen einen Hof, durch welchen ein Strom klaren Wassers flieſst. Die Zimmer sind geräumig und luftig, und es war ein angenehmer Anblick, die Kinder, besonders die Mädchen, an den vergitterten Fenstern sitzen und mit Lesen oder weiblichen Arbeiten beschäftigt zu sehen. Die Knaben werden nach der Lancasterschen Methode unterrichtet. Ueberall herrschte die gröſste Reinlichkeit und Sorgfalt für die Gesundheit der Kinder. Es werden deren

Digitized by Google

an 300 in der Anstalt verpflegt und späterhin auch weiter versorgt. Die Mädchen erhalten bei ihrer Verheurathung eine Aussteuer von 500 Piaster und auch die Knaben empfangen eine angemessene Summe, damit sie irgend ein Gewerbe unternehmen können.

Wir begaben uns von hier nach der *St. Lazarus-Anstalt*, oder dem Krankenhause für Aussätzige. Das Thor war geöffnet, und statt die Kranken eingeschlossen zu sehen, fanden wir verschiedene derselben am Wege sitzen, welche äuſserst niedergeschlagen und verzweiflungsvoll aussahen. Es waren hauptsächlich Neger, manche darunter auf das schrecklichste entstellt. Um den Hof her befanden sich die Zimmer der weiſsen Aussätzigen, beiderlei Geschlechts. Sie hatten ebenfalls ein sehr hoffnungsloses Aussehen; denn ihre Krankheit ist unheilbar, obschon viele noch an 40 Jahre hinbringen, ehe sie ins Grab sinken. Es erweckte in mir ein ganz eignes schmerzliches Gefühl, als ich aus dem einen Zimmer die Töne einer Guitarre vernahm, von der schwachen Stimme eines Kranken begleitet, welcher seine Schmerzen durch die sanften Laute des melancholischen Instruments zu mildern suchte.

Das nächste öffentliche Gebäude, welches wir besuchten, war das *Irrenhaus* (*Casa de Locos*), mit einer hohen Mauer umgeben und einem hübschen Eingange, über dem eine Narrenkappe und Schellen gemalt waren. Wir gelangten in einen geräumigen Hof und sahen einige edle männliche

Digitized by Google

Gestalten mit dem unstäten, herumschweifenden Blicke, der Kranken dieser Art eigen zu seyn pflegt. Aus diesem Hofe führte ein zweites Thor in einen schönen Garten voll Strauchwerk und allerlei Blumen. Hier und da waren abgesonderte Spaziergänge und Lauben für ruhige und harmlose Geisteskranke. Als wir an einer vergitterten Zelle vorbeigingen, flehte uns eine Stimme von innen sehnlichst um eine Cigarre an.

Das *heilige Feld* (*Campo Santo*) war der Gegenstand unsers nächsten Besuches. Es ist der einzige Begräbniſsplatz für die Katholiken der Havaña und besteht aus einem geschlossenen Viereck von etwa 2- oder 300 Acres. Am Eingange erblickt man sinnbildliche Malereien, weibliche Gestalten mit umgekehrten Fackeln in der Hand, oder auch ein Kreuz oder eine Bibel haltend. Mitten durch diesen Begräbniſsplatz führte ein mit steinernen Platten belegter Weg und zu beiden Seiten desselben erhob sich das die Gräber bedeckende, üppig wachsende Gras höher als die Mauern. Weiterhin am Ende des Weges stand eine schöne Kapelle, worin, auſser den gewöhnlichen Todtenmessen bei jedem Verstorbnen, auch noch andere für Wohlhabendere gelesen werden, die in der Nähe dieser Kapelle begraben seyn wollen. Auch sahen wir hier viele Grabmähler mit den Namen ausgezeichneter Personen.

Obgleich dieses heilige Feld für eine so volkreiche Stadt als die Havaña viel zu klein ist, so muſs man es doch als eine wesentliche Verbesse-

Digitized by Google

rung im Vergleich mit frühern Zeiten betrachten, wo die Leichname der Verstorbnen in den Kirchen begraben und auf eine barbarische Weise, wie es noch jetzt fast auf dem ganzen südamerikanischen Festlande gebräuchlich ist, zusammengepreſst wurden, damit sie so wenig Raum als möglich einnehmen möchten. Man verdankt die jetzige bessere Einrichtung dem würdigen Bischof der Havaña. Ob er gleich einen harten Kampf mit den Vorurtheilen der Einwohner zu bestehen hatte, so blieb er doch standhaft, und verweigerte, als die Errichtung des heiligen Feldes vollendet war, jedes Begräbniſs in irgend einer Kirche. Der Gesundheitszustand der Einwohner hat dadurch auſserordentlich gewonnen.

Wenn eine angesehene Person in der Havaña gestorben ist, so wird in dem vornehmsten Zimmer ihrer Wohnung ein hohes Gerüst aufgebaut und mit schwarzem Tuch oder Seidenzeug überkleidet und verziert. Oben steht der offene Sarg mit der festlich geschmückten Leiche, in einer geneigten Stellung, so daſs sie das herbeiströmende Volk, welchem freier Zutritt gestattet ist, bequem sehen kann. Rings um dieses Paradebett stehen eine Menge Wachslichter. Sobald die Volanten der Freunde des Verstorbnen sich versammelt haben, wird die Bahre mit dem Sarge quer über eine derselben gesetzt, welche, so wie der Kutscher und die Pferde, mit schwarzem Tuche überkleidet ist. Hinter der Leiche folgen die Sklaven in langen rothen Röcken, mit aufgekrempten

Digitized by Google

goldbordirten Hüten auf dem Kopf und spanischen Röhren in der Hand. Alles bewegt sich nun in Prozession nach dem heiligen Felde. Nachdem die gewöhnlichen Gebete verrichtet worden, nimmt man die Leiche ohne weitere Feierlichkeit aus dem Sarge, legt sie in das seichte Grab, und bedeckt sie mit Erde, während der Sarg für die nächstkommende Leiche aufbewahrt wird. Beim Begräbnisse eines Kindes singen und spielen die Leichenbegleiter muntere Lieder und Weisen, indem man überzeugt ist, dafs sie in den Himmel kommen.

Man braucht nicht lange in der Havaña gelebt zu haben, um Zeuge von den schrecklichen Wirkungen des gelben Fiebers zu seyn. In demselben Hause, wo ich wohnte, befiel diese Krankheit einen Spanier, welcher auch bald daran starb. Ich nahm sogleich eine Dosis Chinin, die einzige Arznei, die ich bei mir hatte. Es ist gar nicht schwer, die Ursachen dieser Krankheit in der Havaña aufzufinden, und man mufs sich nur über die Stumpfsinnigkeit und Sorglosigkeit der Behörden wundern, welche diese Stadt mit geringen Kosten so gesund machen könnten, als es nur immer eine Stadt zwischen den Wendekreisen seyn kann. Der Stadt gegenüber breitet sich von der andern Seite des Hafens weit nach Osten ins Land hinein ein mit Manglebäumen bedeckter Sumpf aus. Nun könnte aber durch einen einfachen Damm das Eindringen des Meerwassers aus der Bay leicht verhindert und der Sumpf dann ausgetrocknet wer-

Digitized by Google

den. Die Straſsen der Stadt sind enge und entsetzlich schmutzig; keine einzige hat einen Canal, und die Wegschaffung des Unraths bleibt dem Regenwasser überlassen. Es stirbt (zur Zeit des gelben Fiebers) nicht selten die Mannschaft eines ganzen Schiffes an einem Tage, und im Durchschnitt werden 25 Katholiken täglich auf dem Campo Santo begraben, ungerechnet die Nicht-Katholiken, welche ihren eignen Begräbniſsplatz haben. Obschon die wohlhabendern Einwohner in den hohen und luftigen Zimmern ihrer obern Stockwerke weniger der Ansteckung ausgesetzt sind, als die Armen in ihren niedrigen Hütten, so sollten sie doch vom Gefühl des Mitleids ergriffen und zu Maſsregeln angespornt werden, wodurch eine so schreckliche Krankheit auch von ihren minder begüterten Mitbürgern und zugleich von den unglücklichen Seeleuten, die ihren Hafen besuchen, abgewendet werden könnte.

Die k. groſsbritannische Fregatte *Aurora* kam einige Zeit vor meiner Anwesenheit in der Havaña an, nachdem sie bereits drei Jahre in Westindien zugebracht hatte; sie ging gerade an einer Stelle vor Anker, wo sie dem über den vorhin erwähnten Sumpf kerkommenden Winde ausgesetzt war. Auch der *Pylades*, ein eben erst aus England angekommenes Fahrzeug, warf seine Anker für eine Nacht in diesem Hafen aus, aber in einer beträchtlichen Entfernung von der Aurora. Am andern Morgen gingen beide Schiffe wieder unter Segel. Auf der Aurora brach sogleich das gelbe Fieber

aus und sie verlor in wenig Wochen 80 Mann und Offiziere, während auf dem Pylades, der noch gar nicht an das Klima gewöhnt war, die vollkommenste Gesundheit herrschte.

Die Art, wie die reichen Havanesen ihre Zeit hinbringen, ist folgende. Sie stehen sehr früh auf, und trinken einen Becher Chokolade; dann zünden die Männer ihre Cigarren an und spazieren bis 10 Uhr auf dem Balcon hin und her, während die Frauen in die Messe zu gehen pflegen. Hierauf folgt ein Frühstück von Fleisch und Fisch, Eiern und Schinken, Wein und Kaffee. Wenn dieses verzehrt ist, werden an einer kleinen Kohlenpfanne, die mitten auf dem Tische steht, abermals die Cigarren angezündet, und auch die ältern Damen rauchen ihr *Cigarito*, eine Gattung kleiner in Papier gewickelter Cigarren. Hierauf lassen die Herren entweder die Volante vorfahren, oder sie gehen aus; die Damen machen einen Höflichkeitsbesuch, oder sie bleiben zu Hause, um dergleichen zu empfangen. Um drei Uhr wird das Mittagsmahl aufgetragen, welches etwa eine Stunde dauert. Dann kommt wieder die Kohlenpfanne, Kaffee wird herumgegeben, und Alles zieht sich zurück, um *Siesta* (Mittagsruhe) zu halten. Eine Stunde nachher begiebt man sich auf den öffentlichen Spaziergang (Paseo), wo zugleich das Amphitheater für die Stiergefechte (*Corridas de toros*) ist. Wenn

Digitized by Google

dergleichen Statt finden, ist der Andrang von Menschen so groſs, daſs es schwer hält, einen guten Platz zu bekommen. Späterhin geht man ins Theater, ein groſses schwerfälliges Gebäude mit einem bombenfesten Dach. Man giebt hier Stücke in spanischer Sprache und zwar ausgezeichnet gut. Zuweilen werden aber auch die Bretter, wie in London, durch Pantomimen und Puppenspieler entehrt, von der Art, wie die, unter welchen Don Quixote so groſse Verwüstungen anrichtete.

Ich wohnte einigen öffentlichen Bällen bei, welche von Spielern veranstaltet werden. Die Gesellschaft bestand aus Damen (*Señoras*) in weiſsen Kleidern, und Herren (*Dons*) in gestreiften Gingham-Röcken, welche in ihren Volanten, mit Fackeln voraus, angefahren kamen. In einem besondern Saale waren die Spieltische aufgestellt, an denen die *Monté*-Spieler saſsen und ganze Haufen von goldnen Unzen und silbernen Piastern vor sich aufgethürmt hatten. Damen und Herren standen rings um die Spieler und warteten begierig auf das Umschlagen der Karten. Ich gewahrte auch einige von jenen Physiognomien, die dem Reisenden überall in der Havaña aufstoſsen, groſse und starke Leute mit sonnenverbrannten Gesichtern, sckwarzen Knebelbärten, und dem entschlossenen Auge des Seeräubers, von Zeit zu Zeit, wenn der Einsatz verloren war, einen feindseligen Blick auf die umstehenden Gruppen werfend.

Der Tanzsaal war glänzend erleuchtet. Die Damen saſsen wie gewöhnlich in Reihen längs

Digitized by Google

den Wänden umher, und die Männer standen truppweise beisammen oder schlenderten, ihre Cigarre schmauchend, in den Gallerien umher. Die vortrefflich ausgeführte Musik bestand aus 3 Violinen, 2 Violoncells, eben so viel Oboen und französischen Hörnern. Die Tänze waren der Walzer, der Fandango und der Contretanz, letzterer eine Verbindung von Walzer und Quadrille. Man muſs gestehen, daſs die Havanesen, was anmuthiges und zierliches Tanzen betrifft, ihres Gleichen nicht haben. Ich hatte anfangs nicht den Muth, mich unter die Reihen so ausgezeichneter Verehrer Terpsichorens zu mischen, überlegte aber bald, daſs mich die schönen Havanesinnen in diesem Falle für tölpisch oder geziert ansehen würden, denn im Umgange unter sich haben sie die steife Förmlichkeit dessen, was die alte Schule gute Erziehung nannte, ganz abgelegt. Ich faſste mir daher ein Herz und foderte ein Fräulein (*Señorita*) mit schwarzen Haaren und funkelnden Augen, aber ohne Handschuhe (welche in Cuba weder von Herren noch Damen getragen werden), zum Tanzen auf. Beim Souper kam, zum Zeichen ihrer Aufmerksamkeit für den Fremden, meine Tänzerin in Gesellschaft einiger von ihren Freundinnen und brachte mir einen Teller voll Zuckerwerk.

Auf einem ländlichen Ball, wo die ganze Gesellschaft aus guten Bekannten und vertrauten Freunden bestand, gewährte mir das Blindekuh-Spiel, welches hier in Form eines Tanzes ausge-

Digitized by Google

führt wurde, groſse Unterhaltung. Damen und Herren tanzten in einem weiten Kreise um den im Mittelpunkte mit verbundenen Augen stehenden Herrn, der mit einem Stocke in der Hand aufs Gerathewohl irgend jemanden von der Tänzerschaar berührt. Die Musik hält hierauf inne und die berührte Person faſst den Stock am andern Ende an und spricht mit verstellter, quiekender Stimme einige Worte aus. Erräth jener den Namen der sprechenden Person, so darf er das Tuch von den Augen nehmen und die Letztere muſs an seine Stelle treten. Im entgegengesetzten Falle beginnt die Musik und der Tanz von neuem. Zuweilen lösen alle Tänzer insgesammt den Reihen auf und schleichen sich zu ihren Sitzen zurück, so daſs der verlegne Blinde in lächerlicher Stellung nach allen Seiten hintappt, ohne jemanden mit seinem Stocke zu erreichen.

Wenden wir uns jetzt von dem Tanzsaale nach einer andern Seite hin und versuchen wir die düstern Gemächer des *Carcal*, oder des Gefängnisses „der gebildeten Stadt Havaña," wie sie die Spanier gern nennen mögen, zu erforschen. Ich besuchte diesen fürchterlichen Ort, und obwohl es fast unmöglich ist, genaue Auskünfte darüber zu erhalten, da die Spanier einen Fremden nur höchst ungern von der schlechten

Digitized by Google

Einrichtung innerhalb seiner Mauern Zeuge seyn lassen: so bin ich doch im Stande, theils aus eigner Beobachtung, theils aus dem, was ich von andern glaubwürdigen Personen erfuhr, einen Abriſs von dem jetzigen Zustande des Carcals zu liefern.

Der Eingang desselben ist an der südlichen Seite des Gouverneurs-Palastes, und die Gitter der hintern Zellen gehen in den Hofraum dieses Gebäudes. Der Kerker selbst enthält einen langen gepflasterten Hof, mit einem Gitterthor, vor welchem eine starke Militärwache aufgestellt ist. Hier sieht man nun alle Klassen von Verbrechern und Farben, schwarze, gelbe und weiſse; einige waren, bis auf die Unterzieh-Beinkleider, ganz unbekleidet. Vom Mörder bis zum Diebe herab, der nur eine Kleinigkeit gestohlen hatte, sah man hier Alles bunt durch einander gemischt. Bei der Nacht werden die Gefangenen unter die Säulengänge rings um den Hof vertheilt, wo sie auf bretternen Erhöhungen schlafen. Eine Treppe hinauf kommt man zu einem groſsen Saal, welcher keine Verbindung mit dem Hofe hat, und worin ebenfalls männliche Gefangne aller Art in Gewahrsam gehalten werden. Links vom Eingange der ersten Vorhalle bemerkte ich ein besonderes Gefängniſs für Frauenspersonen, und demselben gegenüber den Extra-Saal (*Sala de distincion*), welcher nur für zufällig Verhaftete bestimmt ist, z. B. Betrunkene, oder andere liederliche Leute, die zur ungehörigen Stunde des

Digitized by Google

Nachts auf den Straſsen angetroffen und festgenommen werden, und welche sich für Geld einige Bequemlichkeit und bessere Behandlung versprechen können. Aufwieglerische Matrosen, weggelaufene Neger und andere, deren Vergehungen so leicht sind wie ihre Taschen, werden mit dem übrigen Pöbel in dem Hofraume untergebracht, wo sie sich nach Gefallen einrichten können. Einige amerikanische Matrosen, die auf Veranlassung ihres Kapitäns eingekerkert waren, weil sie höhern Sold verlangt hatten, sagten mir, sie seien jede Nacht Zeuge von so abscheulichen Ausbrüchen des Lasters und menschlicher Verworfenheit, daſs sie es für nöthig fänden, einer den andern regelmäſsig zu bewachen.

Allen Gefangnen ist erlaubt, innerhalb des Gefängnisses irgend einen Handel oder ein Gewerbe zu treiben, mit dem sie sich früher beschäftigt haben, ausgenommen dasjenige, um dessentwillen sie hieher gekommen sind, obschon sie zuweilen auch Gelegenheit dazu finden. Von dem Ertrag ihres Gewerbes, das z. B. in Strohhutflechten, Obstverkauf etc. besteht, wird ein Theil zur Bestreitung der Ausgaben des Gefängnisses verwendet. Das Uebrige erhalten sie zu beliebigem Gebrauch. Selbst die Mörder genieſsen bis zum Augenblicke ihrer Verurtheilung diese Vergünstigung.

Es geschehen nicht selten Mordthaten innerhalb des Gefängnisses selbst. Es spielen z. B. drei Gefangene mit einander, und einer davon gewinnt

Digitized by Google

den andern beiden das Geld ab. Diese bereden sich nun, jenem den Gewinnst wieder abzunehmen. Sie warten des Abends, bis er sich schlafen gelegt hat, löschen dann die beiden am Ende des Saales brennenden Lampen zu gleicher Zeit aus, ziehen ihre Dolche und stürzen auf die Stelle los, wo ihr Schlachtopfer liegt. Zuweilen werden auch, um recht sicher zu gehen, noch zwei oder drei andere Gefangene neben ihm mit ermordet.

Dieses Gefängniſs ist ein wahres Golconda für die Advokaten und Gerichtspersonen der Havaña. Es werden oft Personen auf den leichtesten Verdacht hin festgenommen, denen gestattet ist, sich vor Gericht zu vertheidigen und mit Hilfe der Advokaten, welche sich aber dafür ungeheuer bezahlen lassen, wieder auf freien Fuſs zu kommen. Leute der bessern Klassen und Staatsgefangene werden gemeiniglich nach einem der Forts gebracht, wo sie zum Theil innerhalb der Mauern desselben frei herumgehen dürfen. Wenn das gemeine Gefängniſs, wie es oft geschieht, überfüllt ist, wird ein Theil der Gefangnen nach dem *Fort Cabanas* gebracht.

In einer Stadt, wo die Bevölkerung so gemischt und die niedere Volksklasse so entartet, besonders dem Spiel und Trunk aufs äuſserste ergeben ist, wo keine Polizei-Anstalten sind und jeder Verbrecher von dem gutmüthigen Priester leicht Absolution erhalten kann, ist es nicht zu verwundern, daſs Raub und Mord fast tägliche

Digitized by Google

Erscheinungen sind. Einige Zeit vor meiner Ankunft waren an Einem Tage nicht weniger als sieben weiſse Leute in verschiednen Theilen der Stadt ermordet worden. Ich erinnere mich, daſs zu der Zeit, wo ich als Muselmann verkleidet, *Hyderabad* besuchte, diese Mördergrube Ostindiens, deren Mauern kein Reisender in europäischer Tracht mit Sicherheit zu betreten wagen darf, an demselben Tage drei Personen auf offener Straſse umgebracht wurden. Aber das war nichts im Vergleich mit der Havaña. Hier werden die Menschen am hellen Tage auf folgende Weise geplündert. Zwei Bösewichter, welche lange Messer unter den Armen hervorziehen, nähern sich dem Fuſsgänger, während ein Dritter ihm ganz bedächtlich die Uhr, die Börse, die goldnen Hemdknöpfe etc. abnimmt und ihm zuflüstert, daſs, wenn er den geringsten Lärm macht, die Messer ihre Schuldigkeit thun werden. Wenn auch der Geplünderte späterhin die Räuber wieder erkennt, so fürchtet er sich doch um der Zukunft willen, Zeugniſs gegen sie abzulegen, und ist gezwungen, seinen Verlust zu verschmerzen. Auch die übrigen Einwohner schlieſsen, wenn irgend ein Lärm in der Straſse geschieht, eiligst die Thüren und Fenster zu, aus Furcht, im Fall einer Mordthat als Zeugen vor Gericht gefodert zu werden. Ich hatte für meine Person das Glück, obwohl ich zu jeder Stunde ausging, dennoch von jedem Anfall verschont zu bleiben. Ich war aber auch zur Gegenwehr gerüstet, und trug stets ei-

Digitized by Google

nen eisernen Stock von mittlerer Gröſse, mit dem ich im Stande war, den Gegner sogleich zu entwaffnen, ohne ihn zu tödten.

Wenn ein zum Tode verurtheilter Verbrecher hinlänglich mit Geld versehen ist, so kann er es dahin bringen, daſs die Vollziehung des Urtheils vielleicht jahrelang verschoben wird. Denn die Spanier sehen die Hinrichtung eines Weiſsen in der Havaña äuſserst ungern, weil dadurch ihr Stand in den Augen der farbigen Einwohner entehrt wird. Man sucht die Civilbehörden und die Geistlichen auf jede mögliche Weise zu bestechen, und wenn auch der Angeklagte nicht den mindesten Anspruch auf Barmherzigkeit zu machen hat, so geht man doch bis zum Gouverneur und überreicht ihm ein s. g. *Impeño* oder Privat-Bittschreiben, auf welches in der Regel keine abschlägige Antwort folgt.

Als ich eines Tages am Carcal vorüberging, sah ich vor einem schwarzen Tuch, der Kapelle des Gefängnisses gegenüber, ein Kreuz mit Laternen aufgestellt. Dieſs war das Zeichen, daſs am nächsten Morgen ein Verbrecher hingerichtet werden sollte. Es war ein groſser starker Neger, der gefesselt und bewacht, mit einem Priester zur Seite, in der Kapelle saſs. Am folgenden Morgen wurde der in ein weiſses Gewand gekleidete Neger aus der Kapelle herausgeführt und eine Strecke weit auf einer Schleife fortgezogen, dann aber genöthigt, bis zu der 1½ (engl.) Meile weit auſserhalb der Stadt liegenden Ebene, die

Digitized by Google

zu beiden Seiten vom Meere bespühlt wird, und wo der Galgen aufgerichtet war, zu Fuſse zu gehen. Er wurde von einigen Mitgliedern der „Brüderschaft der christlichen Liebe" begleitet, von welchen der Eine eine Flasche Branntwein und ein Glas trug. Zur Seite gingen die Stadt-Milizen (*Companios urbanos*), in grünen Jacken und ledernen Kappen, mit Carabinern und Säbeln bewaffnet. Als der Zug am Orte seiner Bestimmung angelangt war, wo sich eine Menge neugieriger Zuschauer versammelt hatte, erhielt der Delinquent nochmals eine reichliche Gabe aus der Branntweinflasche und bestieg darauf mit einem wild aussehenden Neger, dem Henker, die doppelte Leiter. Dieser legte ihm den Strick um den Hals, lispelte ihm etwas ins Ohr, wahrscheinlich um die Aufmerksamkeit abzulenken, und gab ihm dann einen kräftigen Stoſs, so daſs der Körper des Gehängten frei in der Luft schwebte. Mit gröſster Schnelligkeit sprang ihm der Henker nach, ergriff den Strick, und lieſs sich daran auf die Schultern des Delinquenten herab, um durch sein Gewicht das feste Zusammenschnüren des Stricks zu befördern. Als er sah, daſs Alles gut von Statten gegangen war und der Delinquent kein Lebenszeichen mehr gab, lieſs er sich an den Füſsen desselben langsam wieder auf die Erde herab. Nun stieg ein Priester auf die Leiter und hielt an das versammelte Volk eine kurze, aber eindrucksvolle Anrede. Der Leichnam wird bis Mittag am Galgen gelassen, dann herabgenommen

Digitized by Google

und enthauptet, das Haupt aber auf einem Pfahle an der Stelle aufgerichtet, wo das Verbrechen begangen worden ist.

Spanien fand es von jeher seiner Staatsklugheit gemäſs, über Alles, was den innern Zustand und die Hilfsquellen seiner Colonie betraf, einen geheimniſsvollen Schleier zu werfen. Hinsichtlich der Insel Cuba aber ist dieser Schleier unter der Leitung des jetzigen General-Capitains, vor Kurzem unvermuthet weggezogen worden. Eine von ihm niedergesetzte Commission, aus Militär- und Civil-Beamten bestehend, hat im J. 1829 eine statistische Uebersicht der „allezeit getreuen Insel Cuba" bekannt gemacht.

Die letzte Volkszählung (1829) giebt eine Summe von 704,867 Einwohnern, auf einer höchst fruchtbaren Oberfläche von 2309 geogr. Geviertmeilen. In diesem Augenblicke (1833) wird die Volksmenge zu 1,020,000 Seelen angenommen. Rechnen wir in runder Summe eine Million, so besteht die eine Hälfte davon aus freien Menschen, die andere aus Sklaven. Unter den Freien zählt man 300,000 Weiſse, 125,470 Mulatten und 74,530 Neger. Die sklavische Bevölkerung enthält etwa 50,000 Mulatten. *) Indessen ist es,

*) Folgende von den obigen sehr abweichende Angaben, enthält der zu Weimar erscheinende „*Ge-*

Digitized by Google

wie Dr. *Abbots* Tabellen zeigen, fast unmöglich, über die Sklavenbevölkerung etwas Gewisses zu erfahren. Es treffen beständig frische Zufuhren aus Afrika ein; Einige schätzen sie für das letzte Jahr auf 10 bis 15,000. Unter meinem Fenster gingen allein an einem Morgen 2000 eben aus Afrika angekommene Sklaven vorüber. Aber die Sterblichkeit unter diesen Unglücklichen ist furchtbar und beträgt 10 bis 15 Prozent. Es liegt im Interesse der Pflanzer, die Zahl ihrer Sklaven, von welchen sie Kopfsteuer bezahlen müssen, nie genau anzugeben. Eben so liegt es in der Politik der Regierung, die Neger selbst nicht wissen zu lassen, wie stark sie eigentlich sind. Dasselbe gilt von der militärischen Besatzung der Insel, welche zu 20,000 Mann angenommen werden kann.

Die Zahl der nach Cuba (ohne die Havaña) eingeführten Sklaven ist von jeher ansehnlich gewesen. Sie betrug z. B. vom Jahr 1521 bis 1763

---

nealogisch-statistische Almanach, für das Jahr 1834. „Cuba zählt jetzt nach den neuesten officiellen Angaben, 730,562 Bewohner, worunter: 114,098 weiſse Männer, 101,534 weiſse Frauen, 18,037 freie Mulatten, 20,450 freie Mulattinnen, 17,945 freie Neger, 19,447 freie Negerinnen, 154,516 schwarze und mulattische Sklaven und 88,000 schwarze und mulattische Sklavinnen. Jedoch hat die Insel durch die Cholera neuerdings gegen 50,000 Bewohner verloren, wovon allein auf die Stadt Havaña 14,000 kommen.“ S. S. 602, Spanien.

Der Her.

Digitized by Google

an 60,000, und von 1764 bis 1790 sogar 33,490. Nach der Havaña allein wurden eingeführt: von 1791 bis 1805: 91,211, und von 1806 bis 1820: 131,892 Sklaven. Auſserdem brachte man von 1791 bis 1820 heimlich nach den östlichen Theilen der Insel 56,000. Die meisten Mulatten sind auſser der Ehe erzeugt. Im J. 1828 fand auf 194 Individuen der ganzen Bevölkerung nur Eine Ehe statt.

Die s. g. *Monteros*, oder die niedere Klasse der weiſsen Bevölkerung, sind über das Land zerstreut und haben kleine Pachtwirthschaften. Sie bedienen sich zur Bearbeitung des Bodens eines rohen Pfluges, an welchen Pferde oder Ochsen gespannt sind. Auſser diesen kleinen Landwirthschaften, über deren Zahl keine Angaben vorliegen, enthält die ganze Insel jetzt an 1200 Zucker- und 2200 Kaffee-Pflanzungen.

Die Insel wird in drei Provinzen getheilt: ***Havaña***, ***Cuba*** und ***Puerto Principe***, deren jede ihren eignen Gouverneur hat. Doch ist der Gouverneur von Havaña, mit dem Titel eines ***General-Capitäns***, Statthalter über die ganze Insel. Jede Provinz zerfällt wieder in ***Partidos*** oder Abtheilungen von etwa $1\frac{1}{2}$ bis 2 spanischen Quadratmeilen. Man zählt deren zusammen 120, doch gilt dieses nur von dem bewohnten und angebauten Theile der Insel. Die unbewohnten Bezirke sind nicht eingetheilt und man sieht beiläufig daraus, daſs die letztern den gröſsten Theil der Insel einnehmen. Unterabtheilungen der Partidos

Digitized by Google

sind die *Kirchspiele (Parroguias)*. Städte von 1000 Einwohnern und darüber haben ihren eignen Magistrat, der aber dem Capitän des Partido untergeordnet ist, welcher seinerseits wieder vom Gouverneur der Provinz abhängt.

Die unbewohnten Theile der Insel waren bei der Landesvermessung in geometrische Kreise abgetheilt worden, die einander an den Peripherien berührten. Folglich gab es Stellen dazwischen, die zu keinem dieser Kreise gehörten. Die Bewohner der nahen anglo-amerikanischen Staaten Louisiana und Florida hatten diese herrenlosen Stücke bald ausgespäht und allmählig kamen Colonisten auf die „allezeit getreue" Insel herüber und setzten sich, ohne um Erlaubniſs zu fragen, oder dergleichen zu erhalten, hier fest. Ich hörte manche Klagen über diese gewaltsamen Eindringlinge und die spanischen Eigenthümer drohten ganz ernstlich, daſs wenn sie nicht wieder abzögen, oder ihr Land nicht auf dem ordentlichen Wege käuflich an sich brächten, das Recht des Fortprügelns gegen sie in Ausübung gebracht werden würde.

Folgendes ist ein Verzeichniſs der Schiffe, welche die Havaña im Oktober 1831 verlassen haben:

	Kriegsschiffe.	Kauffahrer.
Spanische . . .	3 . .	42
Amerikanische . .	1 . .	27
Englische . : .	5 . .	3
Lat.	9 . .	72

Digitized by Google

	Kriegsschiffe.	Kauffahrer.
	Lat. 9	Transp. 72
Hamburger . . .	—	. . 1
Preuſsische . . .	—	. . 1
Sardinische . . .	—	. . 1
Zusammen:	9	. . 75

Angekommen waren überhaupt 75 Fahrzeuge.

Die gesammte Einfuhr der Insel Cuba wurde für das Jahr 1831 berechnet:

Spanischer Handel . .	3,924,847	Piaster
Auswärtiger Handel . .	11,487,842	,,
Binnenhandel . . .	1,923,501	,,
Zusammen:	17,336,190	Piaster.

Die Ausfuhr desselben Jahres war:

Spanischer Handel . .	2,373,298	Piaster
Auswärtiger Handel . .	10,344,631	,,
Binnenhandel . . .	1,488,823	,,
Zusammen:	14,206,752	Piaster.

Das gesammte Einkommen der Insel stieg im J. 1831 auf 9 Millionen Piaster.

Es sind nur drei ansehnliche englische Handlungshäuser in der Havaña, aber die Zahl der amerikanischen ist sehr beträchtlich. Unter den Letztern stehen viele nicht im besten Ruf. Gewöhnlich hat es diese Art von Leuten zuerst mit New-Orleans versucht, und wenn es dort nicht mehr geht, so kommen sie nach der Havaña. Die spanischen Kaufleute haben groſse Furcht vor der überlegnen Geschicklichkeit (um keinen schlim-

Digitized by Google

mern Ausdruck zu gebrauchen) der Amerikaner. Sie erzählen ganze lange Geschichten von verdorbnem Mehl, von Steinen in den Fleischfässern u. dergl. m. Da sie die Amerikaner beständig mit Schreiben und Rechnen beschäftigt sehen, so behauptet man, daſs sie die Feder hinter dem Ohre schon mit auf die Welt bringen müſsten. Ich lernte zwar einen oder zwei sehr achtungswerthe amerikanische Kaufleute kennen, aber im Allgemeinen bestehen die aus fremden Ländern nach der Havaña kommenden Handelsleute aus einem Gemisch von Schelmen und Vagabonden aller Nationen, und ein Theil derselben auch aus Engländern.

In Hinsicht der Naturgeschichte ist die Insel Cuba bis jetzt noch ein fast unbetretnes Feld. Es ist unmöglich, weit in das Innere einzudringen, ausgenommen in groſsen Gesellschaften und hinlänglich bewaffnet. Gebirge und Thäler wimmeln von Straſsenräubern, und da die Verbrecher selten zur Strafe gezogen werden, so werden sie dadurch um so kühner und nur wenig Naturforscher haben den Muth gehabt, wissenschaftliche Forschungen anzustellen. Ueber die Insekten der Insel läſst sich Vieles von dem brittischen Gerichtscommissär *Macleny* erwarten, der eine reichhaltige und schätzbare Sammlung zusammengebracht hat. Säugthiere und Amphibien bieten nicht viel Merkwürdiges dar. Der Botaniker aber würde eine reiche Ausbeute finden. In Betreff der Gebirgskunde ist zu bemerken, daſs die ganze Insel

Digitized by Google

von Osten nach Westen von einer Bergkette durchzogen wird, welche hauptsächlich aus Kalkstein besteht, und stellenweise viele und groſse Höhlen enthält, worin sich die schönsten Tropfstein-Gebilde vorfinden. Der höchste Punkt der Insel ist der Berg *Tarquino*, welcher 7700 Fuſs (engl.) Meereshöhe hat. Am malerischsten ist die Umgebung von St. Jago, an der östlichen Seite der Insel, wo die aus Urgebirge bestehende Küste sehr zerrissen ist und zahlreiche Bayen enthält, die den Seeräubern zu Schlupfwinkeln dienen.

Ich hatte die Festungswerke der Havaña schon so lange von weitem gesehen, daſs ich endlich Lust bekam, sie in der Nähe zu betrachten. Das Innere zu besuchen, war nicht erlaubt; aber ich nahm mir vor, wenigstens die Gräben und die Auſsenwerke zu erforschen. So stand ich denn eines Morgens früh auf, bestieg ein Boot, lieſs mich nach der andern Seite des Hafens übersezzen, und wanderte dann zu Fuſs zwischen dem *Fort Moro* und dem *Fort Cabanas* ins Land hinein, ohne mich weder zur Rechten noch zur Linken viel umzusehen, erreichte aber doch, ohne von einer Schildwache angerufen zu werden, meinen Zweck und sah so viel, als ich zu wissen brauchte.

Der *Moro* liegt am äuſsersten Ende des Landrückens, gegenüber von der Stadt, und wird

Digitized by Google

auf zwei Seiten vom Meer bespühlt. An der dritten ist ein, dem Anscheine nach 100 Fuſs tiefer und 80 F. breiter Graben in dem Felsen ausgehauen. Der einzige, diesem ähnliche Graben, den ich gesehen habe, ist der von *Dowlutabad*, in Ostindien. Er ist so wenig zu überschreiten, als der Styx für die Schatten der unbegrabnen Todten. Als die Engländer 1762 den Moro nach einer vierwöchentlichen Belagerung einnahmen, hatten sie einige Batterien auf dem Hügel errichtet, auf welchem jetzt das ungeheure *Fort Cabanas* steht, welches an 30,000 Mann fassen kann. Der Moro und Cabanas sind $\frac{1}{8}$ engl. M. von einander entfernt, hangen aber durch einen bedeckten Weg, und wie Manche behaupten, auch durch einen unterirdischen Gang zusammen. Als die Engländer sehr unüberlegter Weise diese glänzende Eroberung im J. 1764 wieder aufgaben, wurde der Bau des Fort Cabanas angefangen und Mexico muſste das Geld dazu liefern. Es soll an 50 Millionen Piaster gekostet haben, und dennoch wird versichert, daſs die gänzliche Vollendung der Werke nicht unter 100 Mill. möglich gewesen sei. Es ist bekannt, daſs der König von Spanien (Karl III.), als ihm die Rechnungen vorgelegt wurden, die Frage that, ob das Fort von Silber gebaut sei.

Nichts könnte die Vereinigten Staaten mehr und schneller in Harnisch bringen, als wenn England oder Frankreich die Insel Cuba in Besitz nähmen. Das Mississipi-Thal würde dann von

Digitized by Google

hier aus beherrscht werden und der Handel des groſsen Stapelplatzes New-Orleans würde ganz unter der Controlle einer dieser beiden Mächte stehen, was für das Cabinet von Washington gewiſs unerträglich wäre. Als die Mexicaner sich von Alt-Spanien getrennt hatten, boten sie den Cubanern ihre Dienste an, wenn sie ebenfalls das Joch des Mutterlandes abschütteln wollten. Es war ein ziemlich lächerliches Anerbieten, denn die Mexicaner sind jetzt kaum im Stande, sich selbst zu beschützen. Auſserdem wäre aber auch noch ein anderes Hinderniſs der Vereinigung Cuba's mit Mexico entgegengestanden. In Mexico wurde nämlich schon in den ersten Jahren der Revolution die Sklaverei abgeschafft, während Cuba nicht darein willigen konnte, und überdieſs so manche Vortheile genieſst, daſs es vor der Hand ganz und gar nicht zu einer Empörung gegen Spanien geneigt ist. Die Einwohner zahlen keine direkten Steuern, ausgenommen eine Abgabe von jeder Volante. Die indirekten lasten blos auf den Erzeugnissen des Bodens und auf den verkauften Waaren, und betragen 4½ Prozent.

Die spanischen Offiziere bezeigten keine Lust, mich ihre Casernen und den Zustand ihrer Mannschaft sehen zu lassen. Wenn Alles in Ordnung wäre, müſsten die Offiziere stolz darauf seyn, es von fremden Militär-Personen betrachtet zu sehen. Ich wohnte einer Abend-Parade bei und überzeugte mich, daſs es nicht gefährlich seyn würde, dem Feuer der Infanterie gegenüber zu stehen.

Digitized by Google

Einst sah ich eine Salve von 50 Mann, aber nur 3 Musketen gingen los. Indessen will ich gern glauben, dafs wenn ein Krieg bevorstände, die Truppen neue und gute Musketen erhalten würden. Die Offiziere waren recht zierlich uniformirt.

Ich hatte auch die Ehre, die Bekanntschaft eines sogenannten *Zucker-Obersten* zu machen. Man versteht darunter den Besitzer einer Pflanzung, welcher sich eine Stelle im Regiment gekauft hat und schnell emporgestiegen ist, ohne jemals ernstlich gedient und Pulver gerochen zu haben. Der ehrenwerthe Herr, von dem ich spreche, gehörte zu einem von jenen Bataillons, mit welchen Alt-Spanien vor mehren Jahren den unglücklichen Versuch machte, Mexico wieder zu erobern. Unser Mann wurde krank und die Aerzte riethen ihm, die warmen Bäder von Guanabacoa zu gebrauchen.

Wenn man die Havaña verläfst und aufs Land geht, so sieht man überall, wie sehr die Spanier für allerlei Malereien an ihren Häusern eingenommen sind. An den Kaufläden erblickt man Vögel und vierfüfsige Thiere; an den Mauern Reiter mit Säbel und Pistol, oder Mädchen, die ihren Fächer schwingen. Bei den Wirthshäusern (*Posadas*) trifft man immer einen Trupp von Landleuten, auf langgeschweiften Rossen sitzend, starke hübsche Bursche mit Strohhüten, gestreiften Hemden und Beinkleidern, jeder mit einem Dolch oder einem langen Degen versehen, welcher in dem Tuch steckt, das die Lenden umgürtet. Auf der Strafse begegneten uns Hunderte von kleinen Pferden in

Digitized by Google

langen Reihen hinter einander, mit Kaffeesäcken oder Zuckerfässern beladen. Auf dem Leitroſs sitzt der Treiber, mit einer Cigarre im Munde und Schwert und Dolch an der Seite. Ueberhaupt sieht man die Leute überall bewaffnet, den Landmann an seinem Pflug, wie den einsamen Hirten in der weiten Savaña.

In einer Entfernung westlich von der Stadt sind weitläuftige Küchengärten, aber nirgends eine Spur von Pflanzungen oder Landsitzen. Die Plantagen sind weiter im Innern des Landes, und obschon die angenehmen Umgebungen der Hauptstadt reizende Stellen zur Anlage von Villen darbieten, so würde es doch für eine angesehene Familie bedenklich und unsicher seyn, in der Nähe von Havaña ein einsames Landhaus zu bewohnen, dieses müſste denn mit einem Graben und einer Zugbrücke versehen seyn. Etwa 4 spanische Leguas von Havaña beginnt die groſse s. g. *Rothe Fläche*, die sich weit nach Süden und Westen ausdehnt. Sie enthält zahlreiche Kaffee-Pflanzungen, durch welche recht geschmackvoll schattige Gänge angelegt sind, mit Fruchtbäumen untermischt, und reichliche Aerndten liefernd.

Man behauptet gemeiniglich, daſs die Spanier ihre Sklaven sehr mild und nachsichtig behandeln. Dieſs gilt aber nur von der Hauptstadt. Auf den Landgütern ist das Loos der Sklaven sehr hart. Die Besitzer leben den gröſsten Theil des Jahres in der Havaña, und die Sklaven stehen unter der Aufsicht gefühlloser Canarier, die stets bewaffnet

einhergehen und ein Paar s. g. Bluthunde oder groſse Doggen als Gehilfen und Beschützer bei sich haben. Vor den Letztern fürchten sich die Neger mehr als vor den Waffen. Schon zwei Stunden vor Sonnenaufgang werden die Sklaven zur Arbeit angetrieben, und während noch der Thau auf dem Boden liegt oder dieser während der Regenzeit in einen Sumpf verwandelt ist, müssen sie Gras mähen und das Vieh füttern. Hierauf beginnt die Arbeit auf den Kaffee- und Zuckerpflanzungen, bis zum Frühstück, wozu ihnen eine halbe Stunde Zeit gelassen wird. Dann geht es wieder an die Arbeit, bis zum Mittagsessen, welches eine Stunde währt; aber zur Aerndtezeit wird ihnen nur eine Viertelstunde dazu vergönnt. Auch mit Sonnenuntergang ist noch kein Feierabend, sondern sie müssen bei mondhellen Nächten Holz oder Steine herzutragen. Erst um 9 Uhr ruft sie die Glocke zum Nachtlager in ihren Hütten. Die spanischen und französischen Pflanzer von Cuba geben ihren Sklaven Reis, Mais und 4 Unzen an der Sonne gedörrtes Rindfleisch auf jede Mahlzeit. Bei den Amerikanern bekommen sie statt des Fleisches gesalzne Fische, weil diese wohlfeiler sind; ihre Neger sind aber auch nicht so stark als jene. Die Feldneger gehen nackt. Die Negerinnen bedecken sich mit einem Kaffeesack, in welchen Löcher für den Kopf und die Arme geschnitten sind. Der Sonntag ist kein Ruhetag für diese armen Sklaven. Bis 10 Uhr Vormittags und Nachmittags von 4 Uhr bis zur Dämmerung müssen

Digitized by Google

sie wie gewöhnlich auf den Feldern arbeiten. Nur in den Stunden von 10 bis 4 Uhr ist es ihnen vergönnt, ihr eignes Stückchen Feld zu besorgen. Gezüchtigt werden sie mit Peitschen aus geflochtnen Lederriemen. Man rechnet die jährliche Sterblichkeit der Sklaven zu 10 Prozent.

Digitized by Google

IV.

ZUR KENNTNISS DES RUSSISCHEN VOLKSLEBENS.

NACH PINKERTON. *)

Die Bevölkerung Ruſslands scheint in der frühesten Zeit aus drei Klassen bestanden zu haben: *Bojaren* oder Edelleuten, die ungefähr mit den altschottischen Baronen gleichen Rang gehabt haben mögen; *Ludi*, Krieger und freie Leute, welche nach ihrer Beschäftigung wieder verschiedene Abtheilungen hatten, und *Rabi* oder Leibeigne. Die Bojaren waren verpflichtet, der Fahne des Fürsten zu folgen, und eben so waren die Ludi ihren Bojaren heerespflichtig. Von der im Kriege gemachten Beute behielt der Fürst die eine

---

*) *Russia: or Miscellaneous Observations on the past and present State of that Country and its Inhabitants;* etc. By *Robert Pinkerton*, D. D. Author of „The present State of the Greek Church in Russia" and foreign Agent to the British and Foreign Bible Society. London 1833. Mit 8 illum. Steintafeln, von welchen wir eine haben copiren lassen.

Digitized by Google

Hälfte für sich; die andere wurde unter die Anführer und ihr Gefolge vertheilt. Auſserdem belohnte der Fürst solche, die sich vorzüglich hervorgethan hatten, noch mit einem Antheil von seiner eignen Hälfte. Auf diese Weise erhielten die Bojaren Ländereien vom Fürsten, und die Krieger von den Bojaren. Die Stärke eines Jeden richtete sich nach der Zahl der Mannschaft, die er ins Feld stellen konnte. Die Rabi waren Kriegsgefangne und ihre Nachkommen, oder auch solche Personen, die sich durch gesetzwidrige Handlungen den Verlust ihrer Freiheit zugezogen hatten. Auſserdem gab es auch eine Klasse von Unfreien, welche sich oder ihre Kinder unter gewissen Bedingungen freiwillig als Leibeigne verkauft hatten und *Halop* hieſsen. Nach uraltem Herkommen hatte nämlich jeder Vater das Recht, durch einen Vertrag, *Kabala* genannt, seine Kinder entweder für eine bestimmte Reihe von Jahren oder auf Lebenszeit zu verkaufen. Auch zahlungsunfähige Schuldner wurden die Leibeignen ihrer Gläubiger, so lange bis durch ihre Arbeit die Schuld getilgt war. Andere dagegen, die ihre Familien nicht ernähren konnten und unter dem Schutze eines Bojaren in Sicherheit zu leben wünschten, begaben sich ebenfalls freiwillig in die Dienste ihres Vasallen. Alle diese vertragsmäſsigen Leibeignen hieſsen *Zakupnie* (Gekaufte) oder *Kabalnie ludi* (Vertragsleute), und unterschieden sich von den *Rabi* dadurch, daſs sie nicht wieder verkauft oder auf andere Weise veräuſsert werden konnten,

Digitized by Google

während die Letztern in einem durchaus rechtlosen Zustande und in jeder Beziehung das Eigenthum ihrer Herren waren, die nach Gefallen selbst über ihr Leben schalten konnten.

Dieser Unterschied zwischen völliger und theilweiser Leibeigenschaft bestand, wie alle russischen Geschichtsschreiber melden, bis zum Anfange des XVIII. Jahrhunderts oder bis auf Zar *Peter I.* Aber schon seit dem XVI. Jahrhunderte waren Beschränkungen in dem Zustande der freien Bauern eingetreten. Ein Ukas von *Iwan Wasiliwitsch* im J. 1550 bestimmte die Zeit, wo sie von dem Gute des einen Herrn auf das eines andern übersiedeln durften (was ihnen nach Erfüllung aller Verpflichtungen gestattet war) auf die nächsten Wochen vor und nach dem St. Georgs-Feste im Herbste. Im J. 1597 erlieſs Zar *Theodor Iwanowitsch* eine Verordnung, wodurch der freie Abzug der Bauern untersagt und befohlen wurde, sie in regelmäſsige Verzeichnisse zu bringen und darauf zu sehen, daſs sie auf den Ländereien bleiben sollten, die sie damals im Besitz hatten. Die ärmere Klasse der Edelleute war mit diesem Ukas sehr zufrieden, indem die reichen Bojaren und die vornehmern Geistlichen bisher immer mehr Bauern an sich gelockt und jenen entzogen hatten. Da jedoch auf der andern Seite eben so groſse Unzufriedenheit mit der neuen Verfügung entstand, so wurde sie von Theodors Nachfolger, *Boris Gudonoff*, im J. 1602 widerrufen. Indessen wuſste es der zahlreiche und sehr unruhige ärmere Adel

Digitized by Google

nach wenig Jahren doch wieder dahin zu bringen, daſs Gudonoff die Verordnung seines Vaters wieder in Kraft setzte, welche auch 1607 durch Zar *Wasili Iwanowitsch Schinski* feierlich bestätigt wurde. Als Grund dafür wurde angegeben, „daſs die Wanderung der Bauern groſse Störungen verursachte und der Schwächere von dem Stärkern nur Beleidigungen und Gewaltthätigkeiten dabei zu erdulden habe.“

Im J. 1622 befahl der Zar *Michael Feodorowitsch*, daſs alle Bauern den Ländereien zugeschrieben werden sollten, welche der Krone und den Edelleuten gehörten, und den Letztern ward aufs strengste verboten, solche Bauern aufzunehmen, die bereits in die Verzeichnisse ihrer Nachbarn eingetragen waren. Das 11. Kapitel des Gesetzbuches von Zar *Alexie Michaelowitsch*, dem Vater Peters des Groſsen, enthält die ausdrückliche Vorschrift, „daſs die Bauern in Gemäſsheit der Registerbücher gerichtet werden sollen; und wenn sich einer von der Stelle, wo er ursprünglich eingeschrieben worden, entfernt hätte, so solle man ihn mit Gewalt wieder dahin zurückbringen.“ Aus demselben Kapitel sieht man zugleich (wie der russische Geschichtschreiber *Uspenskoi* bemerkt), daſs die Bauern schon damals mit dem Boden, den sie bearbeiteten, verkauft werden konnten.

Bei dem Census, der 1718 auf Befehl des Zar *Peter I.* vorgenommen wurde, hörten zuerst alle bisher noch bestandnen Abstufungen der Va-

Digitized by Google

sallenschaft gänzlich auf, und alle Bauern wurden unter die einzige gemeinschaftliche Rubrik *Rabi* (Leibeigne) zusammengefaſst. Zwei besondere Ukase verordneten, daſs der Gutsherr für die auf seinen Ländereien seſshaften Bauern die Kopfsteuer zu bezahlen und auch die verlangte Zahl von Rekruten zu stellen habe. Durch die Ausführung dieser Maſsregeln erlangte der Gutsbesitzer vollends unumschränkte Gewalt über alle seine Bauern und erwarb sich allmählich auch das Recht, sie sowohl einzeln als Familienweise zu verkaufen. „Die Edelleute" — sagt der russische Geschichtschreiber *Boltin* — „übten von dieser Zeit an dieselbe unumschränkte Gewalt über Leben und Eigenthum ihrer Halops und Bauern aus, welches in alter Zeit nur in Beziehung auf Kriegsgefangene zugestanden war."

Kaiser Alexander hat, wie bekannt, durch eine Reihe von Verordnungen das Loos der russischen Leibeignen zu mildern begonnen; aber das vollkommenste Gelingen seiner menschenfreundlichen Absichten ist nur von der Zeit zu erwarten.

Die russischen Leibeignen bestehen jetzt aus zwei Klassen, solchen, welche der *Krone* (oder Regierung) und solchen, welche den *Edelleuten* gehören. Zur ersten Klasse rechnet man zuvörderst jene Bauern, welche auf Kronländereien angesiedelt sind und daher als National-Eigenthum betrachtet werden, nächst diesen aber auch die ehemals den Bischöfen, Klöstern und Kirchen gehörigen Bauern, welche im J. 1764 diesen ent-

Digitized by Google

zogen und von der Regierung an sich genommen wurden. Diese Kronbauern genieſsen einige Vorrechte vor den Adelsbauern. Sie haben volle Gewalt über die Erzeugnisse ihrer Felder und den Erwerb ihres Fleiſses und können nach Gefallen über ihr bewegliches Eigenthum verfügen. Durch eine Verordnung Kaiser Alexanders vom J. 1801 ist ihnen gestattet, Land zu besitzen, (obwohl keine Leibeignen), mit Einwilligung der Beamten Gewerbe aller Art und auch Handel zu treiben, u. s. w. Sie leben gemeiniglich in groſsen Dörfern beisammen und stehen unter der Verwaltung ihrer eignen Aeltesten oder *Starosti*, welche die Steuern einsammeln, bei der Rekrutirung das Loos ziehen lassen und überhaupt alle gemeinschaftlichen Angelegenheiten des Dorfes besorgen. Was die einzelnen Individuen dieser Kronbauern betrifft, so werden sie zu Tausenden in den Bergwerken, Fabriken und Manufakturen der Regierung verwendet und selbst Privatleuten zur Betreibung ihrer Gewerbe überlassen. Den Letztern war bis in neuere Zeiten nicht gestattet, für ihre Fabriken eigne Bauern anzukaufen; indessen ist dieses Verbot seit einigen Jahren aufgehoben worden und der Ankauf von Leibeignen ist den Fabrikunternehmern unter der Bedingung zugestanden, daſs sie denselben nach Verlauf von 18 Jahren wieder die Freiheit schenken müssen. Auch ist in demselben Ukas verordnet, daſs die Arbeiter zwar in den ersten 12 Jahren nur Kost, Kleidung und Wohnung erhalten sollen; für die übrigen

16 *

Digitized by Google

6 Jahre aber muſs ihnen auch auſserdem noch ein Arbeitslohn bezahlt werden.

Die Zahl der Kronbauern mag nicht über 14 Millionen (beiderlei Geschlechts) betragen. Gröſser ist die Zahl der Adelsbauern, welche man auf 21 Millionen schätzt.

Das Eigenthum eines russischen Edelmanns wird nicht nach der Ausdehnung seines Gebietes, sondern nach der Zahl seiner seſshaften Bauern, oder wie es in der herkömmlichen Landessprache heiſst, nach der *Zahl der Seelen* bestimmt, die er besitzt. Den Verordnungen Alexanders von 1808 und 1812 zufolge darf kein *einzelner* Bauer mehr verkauft oder von dem Grund und Boden getrennt werden, den er bearbeitet; aber in ganzen Familien können sie aus einer Gegend des Reichs nach einer andern versetzt werden. Auf diese Weise sind seit der Eroberung der Krimm, Bessarabiens und der Kaukasischen Provinzen zahlreiche neue Dörfer entstanden, die jetzt ganz von Bauern aus dem Innern Ruſslands bewohnt werden.

Es liegt im Interesse des Gutsbesitzers, für das Wohlbefinden seiner Bauern zu sorgen, da sein eigner Wohlstand von dem ihrigen abhängig ist. Wenn Miſswachs oder andere Uuglücksfälle eintreten, ist er verbunden, sie mit Saatkorn zu versehen und für ihren Lebensunterhalt bis zur nächsten Aerndte zu sorgen. Auch wenn sie alt werden und nicht mehr arbeiten können, ist der Herr gesetzmäſsig verpflichtet, sie zu erhalten.

Der gewöhnliche Verkehr zwischen einem

Digitized by Google

russischen Edelmann und seinem Leibeignen ist, dem Aeuſserlichen nach, durch einen gewissen Grad von Humanität bezeichnet. Der Letztere redet den Herrn stets mit „Vater“ an, und dieser nennt jenen „Bruder“; wenn mehre beisammen sind, so nennt er sie „Kinder.“ Am besten haben es die Bauern der reichen Edelleute; sie dürfen einen beträchtlichen Theil eigner Felder besitzen, und selbst Handel und Gewerbe in Städten betreiben, wozu sie vom Herrn mit einem Erlaubniſsschein versehen werden. Dafür zahlen sie von jedem männlichen Mitgliede der Familie eine Kopfsteuer (*Obrok*) von 10 bis 30 Rubel (Papiergeld). Es giebt sogar Leibeigne groſser und reicher Herren, (z. B. der Grafen *Orloff*, *Demidoff*, *Scheremetoff* u. a. m.) welche eigne Güter gekauft, groſse und schöne Häuser in den Städten erbaut und prachtvoll eingerichtet haben u. dgl. m. Diese groſsen Herren sind stolz darauf, so reiche Unterthanen zu besitzen und um keinen Preis würden sie dieselben sich loskaufen lassen.

Von der Anhänglichkeit und Liebe solcher Bauern, die von ihren Herren gut behandelt werden, erzählt *Pinkerton* ein paar schöne Beispiele.

Am 15. Oktbr. 1808 starb in Moskau der Fürst *Paul Michaelowitsch Wolchonski* in einem Alter von 46 Jahren. Als die Nachricht davon auf sein Gut nahe bei Moskau gelangte, kamen an 200 Bauern, ihren Aeltesten an der Spitze, und baten um die Erlaubniſs, die Leiche ihres Herrn zu Grabe tragen zu dürfen. Die Verwandten

Digitized by Google

des Fürsten waren zwar sehr gerührt von diesem Beweise treuer Ergebenheit, sagten aber den guten Leuten, daſs der Verstorbne nicht in Moskau, sondern in dem etwa 90 Werst entfernten Kloster *Baroſsk*, wo seine Voraltern ruhten, beigesetzt werden würde. Weit entfernt, sich dadurch abschrecken zu lassen, wurde der Eifer der Bauern dadurch nur noch mehr entflammt und ihre Zahl wuchs bald zu 300 an. Sie theilten sich in kleine Haufen, welche einander alle zwei Werst ablösten, und lieſsen sich so, trotz der strengen Kälte eines russischen Winters, das Vorrecht, ihren „Vater" zu seiner letzten Ruhestätte zu geleiten, durch Niemanden entreiſsen.

Das Folgende ist ein Beispiel treuer Sorge eines russischen Bauers für das Eigenthum seines Herrn, zu einer Zeit, wo ein von auſsen her eingedrungener Feind sich vergebens bemühte, Tausende zur Abschüttelung ihres Joches zu bewegen. Als im J. 1812 das Land von den Franzosen besetzt war, lebte der Bauer *Alexander Froloff* als Aeltester (*Starost*) in dem Dorfe *Smerdina*, welches einem Herrn *Bulgakoff* gehörte. Alle Einwohner der umliegenden Orte waren in Bereitschaft, nach verschiednen Richtungen hin zu fliehen, und gaben ihm den Rath, das Korn in dem Magazine des Herrn zu verkaufen und sich an sie anzuschlieſsen. Alexander verweigerte dieſs, indem er sagte: „Gottes Wille geschehe! Meine Schuldigkeit ist, das Getraide zu bewahren und ich habe keinen Befehl, es zu

Digitized by Google

verkaufen.“ Schon waren die Feinde nur noch 9 Werst von dem Dorfe und schlugen eine Brücke über den Fluſs *Kleazma*, aber der Alte blieb auf seinem Posten. Alles Getraide, das noch auf den Feldern war, schaffte er herein und sorgte treulich für die Erhaltung dessen, was bereits auf dem Schüttboden war. Zugleich munterte sein Beispiel viele Bewohner der andern Dörfer auf, ebenfalls muthig auszuharren. Als nach dem Rückzuge der Feinde sein Herr ihm aufrichtig dankte, war Alexanders Antwort: „Gott war gnädig gegen uns alle!“

Am schlimmsten ist das Loos solcher Leibeignen, deren Herren nicht selbst auf ihren Gütern wohnen, sondern den gröſsten Theil des Jahres in einer groſsen Stadt zubringen. Diese hangen dann meistens von den Launen der Gutsbeamten ab, deren Gesinnungen nicht immer so menschenfreundlich sind, wie die der Herren. Eben so schwer drückt das Joch der Leibeigenschaft diejenigen, welche auf den Gütern der armen und geringen Edelleute leben. Da diese jedes Mittel ergreifen, ihre geringen Einkünfte zu vermehren, so wird dem Bauer so viel Arbeit aufgebürdet, als er nur immer zu verrichten im Stande ist. Die Zahl dieser kleinen Edelleute ist aber in stetem Zunehmen begriffen, und zwar erstens in Folge des russischen Gesetzes, daſs die Güter des Vaters unter die Kinder getheilt werden müssen; zweitens durch die fortwährende Vergröſserung der Adelsklasse, indem jede höhere Rangstufe im Militär- und

Digitized by Google

Civildienste den Adelsrang mit sich bringt. Doch ist im J. 1822, um jenem Uebel zu begegnen, die Verordnung erlassen worden, daſs nur Edelleute der höhern Grade in Zukunft Bauern kaufen dürfen.

Eine besondere Klasse von Leibeignen sind diejenigen, welche man in den Haushaltungen der Gutsbesitzer findet. Es sind meistens junge und sämmtlich unverheurathete Leute beiderlei Geschlechts. Man trifft nicht selten in einem einzigen adeligen Hause 30 bis 40 Frauenzimmer, zwischen 16 und 30 Jahren, gröſstentheils mit weiblichen Arbeiten, als Nähen, Stricken, Waschen u. dgl. beschäftigt; auſserdem eine eben so groſse Anzahl von männlichen Dienern, unter der Benennung von Kutschern, Lakeien, Reitknechten etc.; alle zusammen führen gröſstentheils ein müssiges Leben und drei Viertheile derselben könnten weit nützlicher als Handarbeiter oder Ackersleute verwendet werden. Aber der Stolz der Familie würde, wie man glaubt, darunter leiden, wenn man die Zahl dieser Leute verringern wollte, ungeachtet ihre Erhaltung für viele Familien eine drückende Last ist. Wo der Reichthum des Gutsbesitzers es gestattet, steigt jene Zahl von häuslichen Leibeignen wohl auf 2- bis 300. Sie bilden dann, auſser den gewöhnlichen Dienstleuten, ganze Gesellschaften von Musikern, Sängern, Schauspielern und Tänzern. Andere treiben mechanische Gewerbe aller Art, vom Uhrmacher an bis zum Schmidt und Kaminfeger herab.

Digitized by Google

Das russische Landvolk ist im Ganzen von starker und kräftiger Leibesbeschaffenheit. Sie achten es für nichts, Tag für Tag, selbst im heiſsesten Sommer, vierzehn Stunden anhaltend zu arbeiten, ohne etwas Anderes zu genieſsen, als Brod und Salz und eine Kanne Quaſs. Eben so machen sie im Winter, bei anhaltender Kälte von 15° bis 25° R., weite Reisen nach den beiden Hauptstädten, indem sie auf Schlitten allerlei Gegenstände auf die Märkte führen und in 24 Stunden wohl 50 bis 60 Werste zurücklegen.

Mangel an Brod ist eine groſse Seltenheit unter dem russischen Volke. Man findet überall, ausgenommen in Zeiten des Miſswachses, reichliche Vorräthe von Getraide. Die fruchtbaren Steppen ernähren zahllose Heerden von Hornvieh, Schafen und Pferden. Die Wälder sind reich an Wildpret und die Flüsse haben einen Ueberfluſs an Fischen. Es fehlt also nirgends an den ersten Nothwendigkeiten des Lebens, und mit den Gegenständen der Ueppigkeit, etwa Branntwein und Bier ausgenommen, ist der gemeine Bauer im Ganzen unbekannt. Ueberdieſs ist noch so viel unangebautes Land vorhanden, daſs wohl eine drei bis vier Mal stärkere Bevölkerung als die gegenwärtige, darauf leben könnte.

Die *Nahrungsmittel* des russischen Landvolks sind zum Theil sehr von denen in andern europäischen Ländern verschieden. Wahrscheinlich hat dazu die groſse Zahl der von der griechischen Kirche gebotnen Fasttage (*Postnie dni*) bei-

Digitized by Google

getragen. Die Bauern essen im Ganzen lieber Fisch als Fleisch. Obwohl getrocknete Pilze, die in groſsen Vorräthen für den Winter aufbewahrt werden, so wie auch Gurken und Kohl, ein Lieblingsgericht ausmachen, so haben sie doch im Ganzen wenig Neigung zu Pflanzenspeisen. Im Sommer ist die *Potwinia*, eine kalte Suppe aus Küchenkräutern, Fisch und Quaſs bestehend, ein tägliches Gericht, selbst auf den Tischen der Reichen.

Roggenbrod (gewöhnlich *Tschernoi hleb*, Schwarzbrod, genannt) ist das gemeinste Nahrungsmittel aller Volksklassen. Es wird in runden Laiben von 18 bis 24 Zoll Durchmesser und 6 bis 7 Zoll Dicke gebacken. Mit drei Pfund solchen Brodes, zwei Loth Salz und einer Kanne Quaſs täglich verrichtet der Bauer die schwersten Arbeiten und der Soldat erduldet die stärksten Beschwerden. Auch der *Tschi*, eine Art von Kraftbrühe oder Suppe, ist ein beliebtes und sehr gemeines Gericht. Er besteht aus klein gehacktem Kohl, Wasser und ein wenig Schweine- oder Rindfleisch, welches alles zusammen gekocht wird. An Fasttagen wird statt des Fleisches Oel dazu genommen. Auch Sauerkohl und Sauergurken findet man in allen Haushaltungen, und sie bilden einen wesentlichen Artikel des innern Handels, indem sie aus den südlichen Provinzen, wo sie besser gedeihen, in groſsen Fässern nach Moskau, Petersburg und andern Städten gebracht werden.

Die Landleute beobachten die *Fasten* mit gro-

Digitized by Google

ſser Strenge. Es giebt vier groſse Fasten im Jahre, wo sie weder Fleisch, Eier und Butter essen, noch Milch trinken dürfen. Die erste Fasten ist die vor *Ostern;* doch dürfen sie in der ersten Woche derselben noch Butter, Eier, Milch etc. genieſsen und nur Fleisch ist ihnen verboten. Diese Woche heiſst *Maslonitha*, oder Butterwoche, und ist, da sie mit allerlei Lustbarkeiten zugebracht wird, der Fasching der griechischen Kirche. Die zweite Fasten ist die an *St. Peter;* sie dauert vom Montage nach Pfingsten bis zum 29. Juni (alten Styls), und ist daher, da Pfingsten wie Ostern ein bewegliches Fest ist, bald länger, bald kürzer. Die dritte oder die Fasten der *Jungfrau Maria* dauert vom 1. bis 15. August. Die vierte oder *St. Philipps*-Fasten beginnt mit dem 15. November und endigt am 26. Dezember. Auſserdem ist jeder Mittwoch und Freitag das ganze übrige Jahr hindurch ein Fasttag. Mann kann also jährlich gegen 200 Fasttage rechnen.

Noch im XVII. Jahrhunderte bedienten sich die meisten Edelleute bei der Tafel hölzerner Teller und Becher mit vergoldeten Rändern, welche von den Mönchen verfertigt und verkauft wurden. Dergleichen Geschirre sind jetzt nur noch bei den Land-Kaufleuten und geringern Volksklassen im Gebrauch. Auch findet man hier noch den *Kubok*, einen groſsen silbernen Becher, aus welchem die Gäste wechselseitig einer des andern Gesundheit trinken. Auf den Tafeln der höhern

Digitized by Google

Stände dagegen sieht man Gläser, Steingut, Porzellan etc. wie anderwärts in Europa.

Der *Izbiten* ist ein Stellvertreter des Thees; er besteht aus Küchenkräutern, Ingwer, Pfeffer, und Honig, welche in Wasser gekocht und wie Thee getrunken werden, dem dieses Getränk auch in der Farbe gleicht. Es ist ein uraltes russisches Getränk und war ehemals bei allen Klassen beliebt; jetzt findet man es nur noch beim gemeinen Volke. Es wird in den Straſsen von Moskau und St. Petersburg von eignen Männern (*Izbitentschiki*) verkauft, die es heiſs herum tragen und gläserweise verkaufen. Es ist ein kräſtiges warmes Getränk, welches besonders bei den auf den Markt kommenden Bauersleuten bei strenger Kälte und stürmischer Witterung sehr beliebt ist.

Der *Thee* wurde in Ruſsland erst um die Mitte des XVII. Jahrhunderts eingeführt. Die Eroberung Sibiriens brachte die Russen in Berührung mit den Chinesen, und bald wurde der Transport des Thees zu Lande durch Ruſsland nach Europa ein wichtiger Handelszweig, wie er dieſs in gröſserer Ausdehnung noch heut zu Tage ist. Die Theehäuser werden jetzt selbst von gemeinen Leuten häufig besucht.

Die Russen sind auſserdem groſse Freunde von allerlei weinartigen Getränken, von welchen sie viele selbst bereiten. Die unter dem Namen *Naliwki* bekannten sind aus verschiedenen Früchten gemacht und oft ganz vortrefflich. Indessen

soll seit der Einführung der fremden Weine in allen Theilen des Reichs diese Bereitung der Naliwki sehr abgenommen haben. In alten Zeiten erhielten die Russen ihre Weine aus Griechenland; sie wurden aber meist nur als Arznei oder zum Gebrauch beim heil. Abendmahle in der Kirche verwendet, oder kamen höchstens an besondern Festen auf die Tafel der Zare und Bojaren. Heut zu Tage werden überall französische und Rheinweine getrunken, ausgenommen auf dem Lande, wo der Bauer noch seinen Branntwein (*Wodka*) vorzieht. Auch der *Meth* hat viele Liebhaber, besonders unter den Kauf- und Gewerbsleuten, deren Frauen und Domestiken ihn selbst zu machen verstehen.

Der *Branntwein* soll um das Jahr 1398 durch die *Genueser*, welche damals die Halbinsel Krim beſaſsen, nach Ruſsland gekommen seyn. Jetzt ist er eine Hauptquelle des Staatseinkommens, aber auch leider der leiblichen und geistigen Verderbniſs des Volks geworden. Die Brennereien, welche Gutsbesitzern und Kaufleuten gehören, erzeugen jährlich 25 Millionen Wedros, und die Brennereien der Krone 2 Millionen. *)

Den *Tabak* kennen die Russen schon seit der Mitte des XVI. Jahrhunderts; er wurde bald so allgemein beliebt, daſs der Patriarch und der Zar ihn zu verbieten für nöthig fanden. Am all-

*) Das *Wedro* hält 9 Wiener Maſs; obige 27 Mill. sind demnach 6,075,000 Wiener Eimer.

gemeinsten war der Gebrauch des Schnupftabaks. Schwere Strafen, als der Kantschu, das Nasenaufschlitzen etc. wurden vergebens dagegen angewendet. Die Kaiserinn Elisabeth lieſs durch eigne Leute den Edelleuten in der Kirche ihre Dosen wegnehmen. Aber schon Peter der Groſse hatte 1698 den Handel mit Tabak erlaubt. Gegenwärtig wird er in den südlichen Provinzen sehr stark angebaut.

Ein groſses Bedürfniſs selbst für den gemeinsten Russen, ist das *warme Bad*, welches, nur Ein Mal wöchentlich genommen, gewiſs sehr heilsam ist, dagegen im Uebermaſse gebraucht, der Gesundheit schadet. Es wird bekanntlich meistentheils als *Dunst-* oder *Schwitzbad* gebraucht. In der Mitte der Badstube steht ein groſser Ofen, auf welchem eine Menge loser Steine liegen; rings umher sind Bänke in verschiedener Höhe angebracht. Durch das Heizen des Ofens werden die Steine bis zum höchsten Grade erhitzt und dann mit Wasser begossen, worauf sich eine Menge Dampf erzeugt, welcher die ganze Badstube erfüllt. Der Badende legt sich nun auf eine höhere oder tiefere Bank, je nachdem er mehr oder weniger Hitze verlangt, und läſst sich 15 oder 20 Minuten lang gelind mit Birkenruthen peitschen, an denen die Blätter sitzen. Hierauf wäscht er den ganzen Körper mit heiſsem Wasser, welches in Töpfen auf dem Ofen bereit steht, kleidet sich an und geht nach Hause. In jedem Dorfe befinden sich einige solcher Badstu-

Digitized by Google

ben. Der russische Bauer hütet sich überhaupt sehr sorgfältig vor jeder Erkältung. Selbst mitten im Sommer, wenn der Wind nach einem heiſsen Tage aus Norden oder Osten weht, legt er augenblicklich seinen *Schub* oder Schafpelz an, ein Kleidungsstück, das er aus Fürsorge auch auf jede Reise mitnimmt, es mag das Wetter noch so mild und freundlich seyn.

Kein Russe, zu welcher Volksklasse er auch gehören möge, unternimmt etwas Wichtiges, ohne sich vorher bekreuzigt und Gottes Beistand dazu erfleht zu haben. Ehe man eine weite Reise antritt, ist es bei reichen Kaufleuten und auch bei den Adeligen gebräuchlich, in die Kirche zu gehen und den Allmächtigen um Segen und Schutz anzurufen. Selbst der Kaiser unterläſst nicht, diesen frommen Gebrauch zu beobachten. Andere laden zu diesem Behuf den Popen und seine geistlichen Gehilfen zu sich in ihre Wohnung und lassen hier vor dem Bildnisse des Schutzheiligen der Familie einen besondern Gottesdienst abhalten, welchem alle Dienstleute, Kinder und Freunde des Hauses beiwohnen. Dieselben religiösen Feierlichkeiten finden Statt, wenn man von der Reise glücklich wieder zurückgekommen ist. Eben so pflegt auch das russische Militär im Felde, bevor sie in die Schlacht gehen, Gott um seinen Beistand anzuflehen, und, wo es die Umstände erlauben, auch zu beichten und das heilige Abendmahl zu empfangen.

In den übrigen altväterlichen Sitten und Ge-

Digitized by Google

bräuchen des russischen Volks sind seit den Tagen Peters des Ersten manche Veränderungen vorgegangen. Unter andern hat der Umgang zwischen beiden Geschlechtern in den letzten fünfzig Jahren sich weit mehr der europäischen Sitte genähert, als man hätte erwarten sollen. Vor Peter dem Groſsen wurden die Frauen und Töchter des Adels und der Kaufleute in strenger Gewahrsam gehalten, fast so wie in den meisten asiatischen Ländern. Dem Anblicke der Fremden waren sie gänzlich entzogen und mit dem andern Geschlecht war ihnen jeder Umgang untersagt, nur ihren nächsten Verwandten war der Zutritt gestattet. Sie durften nur an hohen Festtagen in die Kirche gehen, und auch da geschah es unter strenger Aufsicht und sie muſsten über und über eingehüllt und verschleiert seyn.

Der erste Schritt zur Emancipation der russischen Frauen bestand darin, daſs unter den Damen in Moskau die Sitte aufkam, nach der Mahlzeit einen kurzen Besuch im Speisezimmer zu machen und jedem der anwesenden Gäste des Hausherrn ein Glas *Naliwki* (Liqueur) darzureichen. Sobald aber dieſs geschehen war, zogen sie sich augenblicklich wieder in ihre Gemächer zurück. Zuweilen auch, wenn der Herr vom Hause seinen Gästen einen besondern Beweis von Achtung geben wollte, ersuchte er sie, in seiner Gegenwart seine Frau und seine Töchter zu begrüſsen. Wahrscheinlich war dieſs eine Nachahmung der deutschen Sitte, welche noch jetzt

Digitized by Google

allgemein eingeführt ist und wozu noch gehört, daſs man sich beiderseits, selbst Herr und Dame, auf die Wangen küſst. Es hatte sich nämlich schon damals eine groſse Menge von Teutschen in Moskau niedergelassen, welche einen eignen Stadttheil bewohnten, der die *Teutsche Sloboda* hieſs.

Die Gemahlinn des Zars erschien zum ersten Mal öffentlich, als *Alexie Michaelowitsch* eine Wallfahrt nach dem Kloster des heil. Sergius, etwa 64 Werste nördlich von Moskau, unternahm und bei dieser Gelegenheit von der Zarinn in einem offnen Wagen begleitet wurde. Aber die Russen waren mit Scenen dieser Art damals noch so wenig vertraut, daſs die meisten Zuschauer, als die Zarinn an ihnen vorüber fuhr, aus Verlegenheit entweder die Augen niederschlugen oder das Gesicht ganz wegwandten. *Sophie*, die ehrgeizige, emporstrebende Schwester Zar Peters, folgte dem Beispiele und unterredete sich öffentlich nicht bloſs mit den Staatsministern und den fremden Gesandten, sondern selbst mit den Offizieren und Soldaten des Corps der Strelitzen.

Als Peter der Groſse zur Regierung gelangte, suchte er, durch Veranstaltung theatralischer und anderer Volksvergnügungen, den öffentlichen Umgang beider Geschlechter immer allgemeiner zu machen, und im J. 1700 erlieſs er sogar einen Ukas, worin sowohl den verheuratheten als den unverheuratheten Frauen untersagt wurde, bei öffentlichen Feierlichkeiten, als Trauungen, Begräbnissen etc. verschleiert zu erscheinen. Auſser-

Digitized by Google

dem wurden die Bojaren mit ihren Weibern und Töchtern öfters nach Hofe eingeladen, wo allerlei Unterhaltungen und Feste nach europäischer Art Statt fanden. Zugleich befahl er, in europäischer Kleidung dabei zu erscheinen. Diese Bemühungen, das weibliche Geschlecht zu emancipiren, sind auch unter den folgenden Regenten fortgesetzt und mit dem besten Erfolge belohnt worden. Ein Ueberrest der alten Sitte wird nur noch in den häuslichen Cirkeln der Kaufleute im Innern des Landes gefunden, wo es den Wittwen und unverheuratheten Töchtern selten gestattet ist, Fremde zu sehen, und wenn sie ja vor denselben erscheinen, so geschieht es nicht ohne eine gewisse Scheu und Aengstlichkeit. Indessen vermindert sich jedes Jahr die Zahl der Bärte und langen Röcke unter dieser Klasse des russischen Volks und ihre Söhne und Töchter gerathen immer mehr unter den Einfluſs europäischer Sitten und Gebräuche.

Die russischen Mädchen flechten das Haar in einen Zopf, welcher auf dem Rücken hinab hangt und am Ende mit einem Bande, das bis an den Saum des *Sarafan* oder Oberkleides reicht, zugebunden ist. Auſserdem wird auch oft ein Band von Seide, Haaren, Gold oder Silber um die Stirn gebunden. Ueberhaupt verräth die Anordnung des Haares viel Geschmack; im Sommer flechten die Landmädchen allerlei Blumen hinein. Sobald aber die Heuraths-Ceromonie vorüber ist, dürfen die Haarzöpfe nicht mehr sichtbar seyn. Die Weiber bedecken ihren Kopf, je nachdem es die Vermö-

Digitized by Google

gensumstände zulassen, mit reich gestickten seidnen, baumwollnen oder leinenen Tüchern. Die mittlern und niedern Klassen halten es für unehrbar, wenn eine verheurathete Frau irgendwo öffentlich mit unbedecktem Haupte erscheint. Bloſs den vornehmen Damen wird zuweilen eine Ausnahme von der apostolischen Vorschrift nachgesehen. Der letzte Metropolit, *Platon*, zu Moskau, soll einst einer Edelfrau, welche sich dem Altare mit entblöſstem Haupte näherte, vor der ganzen christlichen Gemeinde einen sehr scharfen Verweis gegeben haben.

In den Provinzen ist die Kopfbedeckung der verheuratheten Frauen sehr verschieden. Im Allgemeinen aber tragen sie eine Art von Mützen (*Kokoschniki*), welche von Pappendeckel gemacht und mit einem seidnen Stoffe von lebhaften Farben überzogen, auch wohl mit Gold oder Silber gestickt sind. Dieser Kokoschnik bildet mit dem Sarafan, einem Paar Ohrringe und einem schmalen Gürtel um den Oberleib, die Hauptbestandtheile der russischen Frauenkleidung und wird selbst von den Damen am Hofe getragen.

Unter den ehemaligen heidnischen Russen herrschte die *Vielweiberei.* Als *Wladimir der Groſse* das Christenthum annahm, hatte er fünf Weiber und eine groſse Anzahl von Concubinen. Aber bevor er sich mit der griechischen Prinzessinn Anna vermählte, lieſs er sich von den Erstern scheiden. Worin die besondern Vermählungsfeierlichkeiten der heidnischen Russen bestanden haben,

Digitized by Google

ist nicht bekannt. Daſs sie in ihren Tempeln vor den Götzenbildern Statt gefunden, ist höchst wahrscheinlich. Wenigstens wird in den russischen Annalen bei Gelegenheit der Vermählung der *Olga* mit *Igor*, im J. 903, ausdrücklich gesagt, daſs sie mit groſser Feierlichkeit und Pracht im Tempel des *Perun* (Jupiters) zu *Pleshoff* vollzogen worden sei. Heut zu Tage sind noch manche abergläubische Gebräuche bei den Vermählungen zu bemerken, die ohne Zweifel aus der Zeit des Heidenthums zurückgeblieben sind. So muſs z. B. die Braut, wenn sie mit dem Bräutigam das erste Mal die Schlafkammer betritt, ihm die Stiefel ausziehen, und dieser giebt ihr mit einer Peitsche oder Ruthe einen Schlag über den Rücken. Es soll damit die vollkommene Herrschaft des Mannes über das Weib angezeigt werden. Unter den höhern Ständen ist zwar dieser Gebrauch längst abgeschafft, aber das gemeine Volk in gewissen Gegenden der innern Provinzen hält noch mit groſser Strenge darauf. Eben so sind die groſse Furcht vor Bezauberungen des neuen Ehepaares, das Amt der Beschwörer (*Znatoki*), um dem Einflusse der Zauberer entgegen zu wirken, das Schlafen der Neuverehelichten auf Stroh, in einem Zimmer, welches nie bewohnt und geheizt gewesen seyn darf, nebst mehren andern Gebräuchen dieser Art, gewiſs noch Ueberreste des Heidenthums.

Die jetzigen Vermählungsgebräuche der Russen sind von den Griechen entlehnt. Sie finden in der Kirche vor dem Altar Statt und bestehen aus

Digitized by Google

drei besondern Feierlichkeiten, die ehemals zu drei verschiednen Zeiten vorgenommen wurden, jetzt aber schon längst nur eine einzige ausmachen. Die erste Ceremonie ist die Verlobung, bei welcher die Brautleute die Ringe wechseln und einander Liebe und Treue versprechen. Die zweite ist die Krönung oder die eigentliche Trauung. Der Priester setzt beiden Theilen die Pflichten des Ehestandes aus einander, fragt jeden um seine besondere Einwilligung, und bekränzt darauf den Bräutigam mit einer Krone, indem er die Worte dazu spricht: ,,Der Diener Gottes N. N. wird gekrönt für die Dienerinn Gottes N. N. im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Dann nimmt er die zweite Krone, setzt sie auf das Haupt der Braut und spricht: ,,Die Dienerinn Gottes N. N. wird gekrönt für den Diener Gottes N. N., im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Der dritte Theil der Feierlichkeit ist die Wiederabnahme der Kronen, bei welcher der Priester folgendes Gebet spricht: ,,Wir, deine Diener, o Herr, haben den Vertrag bestätigt und das Amt der Vermählung vollzogen, wie zu Cana in Galiläa, und geben die Ehre Dir, dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste, jetzt und immer, von nun an bis in alle Ewigkeit.“

In frühern Zeiten bestanden diese hochzeitlichen Kronen aus Blumenkränzen; aber heut zu Tage hat jede Kirche zwei Kronen, entweder von Gold oder von Silber, welche bei dieser Feierlichkeit gebraucht werden. — Während der Fa-

Digitized by Google

stenzeit wird keine Hochzeit gefeiert. — Eine vierte Verehelichung ist nach den Gesetzen der griechischen Kirche nicht erlaubt.

Bevor noch europäische Sitten und Gebräuche in Ruſsland eingeführt waren, blieb der Abschluſs des Ehevertrags ein ausschlieſsliches Eigenthum der Aeltern und Verwandten; der Bräutigam durfte die Braut nicht eher als bei der Verlobung sehen. Dieser Gebrauch wurde selbst in der Familie des Zars streng beobachtet. Als Kaiser Friedrich III. im J. 1498 einen Gesandten an den Zar *Johann Wasiliwitsch* schickte, die Hand einer von den Töchtern für ein Glied der kaiserlichen Familie zu verlangen, und der Gesandte um die Erlaubniſs bat, die Groſsfürstinn sehen zu dürfen, erhielt er zur Antwort, „die russischen Prinzessinnen könne Niemand vor ihrer Verlobung zu Gesicht bekommen." Peter der Groſse schaffte im J. 1700 diesen Gebrauch ab und befahl, daſs in Zukunft die Brautleute vor ihrer Verlobung Gelegenheit haben sollten, sich mehrmals zu sehen und zu sprechen, und daſs kein Priester eine Vermählung vollziehen solle, bevor nicht die jungen Leute selbst ihre Einwilligung dazu gegeben hätten. Eben so untersagte Zar Peter auch im J. 1714 die unter allen Ständen von Alters her eingeführte Sitte, die Kinder schon sehr frühzeitig, selbst noch vor eingetretener Mannbarkeit, zu verloben. Er setzte fest, daſs der Bräutigam wenigstens 20 und die Braut 17 Jahr alt seyn müsse. Indessen wurde diese Bestimmung unter *Katha-*

Digitized by Google

rina II. im J. 1775 dahin abgeändert, daſs der Bräutigam schon mit 17 und die Braut mit 13 Jahren zur Ehe schreiten durften. Die neueste Verordnung in dieser Hinsicht ist die vom gegenwärtigen Kaiser *Nikolaus* im J. 1831 erlassene, wodurch den Priestern untersagt wird, keine Trauung vorzunehmen, wenn der Bräutigam nicht wenigstens 18 und die Braut 16 Jahr alt ist. Diese Verordnung erstreckt sich auch auf die Protestanten und die unirten Griechen des Reichs.

Der *Namenstag* und der *Geburtstag* sind zwei groſse häusliche Feste der Russen. Sie werden von allen Volksklassen gewissenhaft gefeiert, und alle Verwandten und Freunde der Familie werden dazu eingeladen oder finden sich freiwillig ein. Diese schöne Sitte führt für jedes Glied auch der ärmsten Familie, alt oder jung, wenigstens zwei fröhliche Tage im Jahre herbei. Der Namenstag, oder derjenige, welcher im Kalender mit dem Schutzheiligen bezeichnet ist, nach dem die Person benannt wird, gilt für das wichtigste Fest. Aber an beiden festlichen Tagen ist es Sitte, der gefeierten Person Geschenke zu machen, ihre Gesundheit bei Tische zu trinken und ihr überhaupt die gröſstmögliche Aufmerksamkeit zu bezeigen. Unter den russischen Kaufleuten im Innern des Reiches herrscht noch die alte Sitte, vor dem Anfange des Festes, in Gegenwart aller Gäste, einen groſsen Kuchen, der aus Buchwaizenmehl und Eiern gebacken ist, über dem Kopfe des *Imieninnik* (so heiſst der Held des Festes) in Stücke zu

Digitized by Google

zerbrechen, und wenn nun auf dem Kopfe und den Schultern viel von dem Kuchen liegen bleibt, so gilt dieſs für ein Zeichen, daſs er das ganze kommende Jahr hindurch gesund und in Allem glücklich seyn werde. Ehemals war diese Sitte selbst in der kaiserlichen Familie und bei den Bojaren herrschend, und es wird erzählt, daſs im J. 1671 *Zar Alexie Michaelowitsch* sich zum Patriarchen, am Namensfeste desselben, verfügte, ihm Glück wünschte und einen groſsen Kuchen schenkte.

Wenn die Hausdiener und Leibeignen ihren Namens- und Geburtstag feiern, so legen sie am Morgen desselben ihre besten Kleider an und begeben sich zu ihrem Herrn, welchem sie ein kleines Geschenk, aus einem Kuchen, einigen Aepfeln oder gedörrten Früchten bestehend, überreichen, wofür ihnen aber dieser ein gröſseres Gegengeschenk an Gelde macht, mit welchem sie ihre Freunde und Kammeraden traktiren. Die weiblichen Dienstboten erhalten statt des Geldes ein Kleidungsstück, ein Tuch, Band u. s. w.

Unter den vielen alten Gebräuchen, die noch an das *Heidenthum* erinnern, mögen folgende erwähnt werden.

Die unter dem Namen *Semika* bekannte Feierlichkeit stammt aus der Zeit her, wo die Göttinn *Tora* verehrt wurde. An einem gewissen Frühlingstage versammelten sich ehemals alle jungen Mädchen in Kieff und begaben sich nach einem benachbarten Hain, wo die Bildsäule der Göttinn stand, um welche sie herum tanzten und sangen.

Digitized by Google

Digitized by Google

in Stahl gestochen v. G. Döbler zu Neuhaus in Böhmen

LÄNDLICHE BELUSTIGUNGEN IN RUSSLAND

Verlag von J. G. Calve in Prag.

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

Jedes Mädchen trug einen grünen Zweig, der mit Tuchstreifen von verschiednen Farben verziert war. Diese Zweige wurden dann in den Fluſs geworfen. Wenn sie schwammen, so galt dieſs für ein Zeichen, daſs das Mädchen, dem der Zweig gehörte, noch in diesem Jahre einen Mann bekommen werde; sanken sie aber unter, so war es eine Vorbedeutung des Gegentheils. Dieser Gebrauch wird noch jetzt beobachtet, nur mit dem Unterschiede, daſs das Götzenbild verschwunden ist. In jeder Stadt und in jedem Dorfe sind vom ersten Pfingsttage bis zum nächsten Sonntage die Wände und Fluren der Kirchen und Häuser mit Baumzweigen und Blumen bedeckt, und die Mädchen singen und tanzen in verschiedenen Gruppen, während jede derselben einen verzierten Baumzweig trägt. Sogar auf den Straſsen von St. Petersburg werden dergleichen Tänze von Mädchen der niedern Volksklassen aufgeführt.

Die heidnischen Russen feierten um die Mitte des Sommers, bevor die Heuärndte begann, ein Fest zu Ehren einer Göttinn, die der griechischen Vesta entsprach, bei welcher Gelegenheit groſse Feuer angezündet wurden. Ein Ueberbleibsel dieses Festes sind die *Johannisfeuer*, welche am Vorabende des Festes des *heil. Johannes des Täufers* (24. Juni) und an diesem Festtage selbst angezündet werden. Um diese Feuer (*Kupalnitzi* genannt), welche die jungen Leute beiderlei Geschlechts auf den Straſsen und Plätzen der Städte und Dörfer veranstalten, tanzen sie fröhlich umher,

Digitized by Google

singen lustige Lieder und springen dann über den brennenden Holzstoſs hinweg. Während dieser Nacht sperrt man auch die Kälber zu den Kühen, um zu verhindern, daſs sie von den Hexen nicht der Milch beraubt werden. Auch werden alle Fenster der Bauerhäuser sorgfältig mit Nesseln eingefaſst.

Das groſse heidnische Fest *Kaliada*, welches in den letzten Tagen des Dezembers gefeiert wurde, entsprach ganz den römischen Saturnalien. Gegenwärtig heiſst es *Swiatki* und ist mit der Feier des Weihnachtsfestes vereinigt. Die altrussischen Weiber, jung und alt, pflegten sich am Vorabende dieses Festes, ehe noch der Mond und die Sterne sichtbar wurden, nachdem sie gefastet hatten, in den Straſsen zu versammeln und den Gott *Kaliada* (den Janus der Römer) in feierlichen Hymnen anzurufen. Dasselbe geschieht noch jetzt unter dem gemeinen Volke, besonders in Klein-Ruſsland, am Vorabende des Weihnachtsfestes, und wird drei Abende hindurch fortgesetzt, worauf die *Swiatki* ihren Anfang nehmen. Während dieser Zeit vereinigen sich die jungen Leute beiderlei Geschlechts zu verschiednen Abendgesellschaften und unterhalten sich mit allerlei Spielen, Gesängen, Maskeraden und Tanz, gieſsen geschmolznes Wachs oder Blei ins Wasser und deuten aus den Gestalten, die es annimmt, ihr künftiges Schicksal u. s. w. Auſserdem wird fast in jeder Hütte in Klein-Ruſsland, am Weihnachtsabend vor dem häuslichen Altar oder Bildnisse des

Digitized by Google

Schutzheiligen ein groſser irdener Topf aufgestellt, der mit gekochtem Waizen oder Gerste angefüllt ist. Dieses Gericht heiſst *Kut.* Ein anderer Topf, welcher gedörrte Aepfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen und Weintrauben enthält, und ebenfalls seinen Platz vor den Heiligenbildern einnimmt, heiſst *Uzwar.* Die ganze Woche hindurch wird von der Familie nach der Mittags- und Abendmahlzeit eine Portion aus diesen Töpfen genommen und zu Ehren der Heiligen genossen.

Am Abende des ersten Weihnachts-Feiertages gehen auch Gesellschaften von Jünglingen und Mädchen von Haus zu Haus, und singen unter den Fenstern gewisse ländliche Lieder, worauf sie von den Bewohnern ein kleines Geschenk erhalten. Man nennt dieses *Koliadawat.* Auch werden alle diese Festtage der Swiatki von den gemeinen Leuten *Koliadi* genannt. *)

Sobald jemand gestorben ist, wird die Leiche mit lauwarmem Wasser gewaschen. Man zieht dem Verstorbnen seine besten Kleider an und legt ihn auf eine Bahre. Bei den reichen Leuten geschieht dieſs in einem groſsen Zimmer oder Saale, bei den ärmern begnügt man sich, bloſs ein Heiligenbild über dem Kopfe der Leiche aufzustellen. Unterdessen werden Tag und Nacht Gebete und Psal-

*) Dieser Gebrauch erinnert an das ganz ähnliche „*Koleda* gehen," welches in Böhmen zur Zeit des Weihnachtsfestes üblich ist.

D. H.

Digitized by Google

men bei der Leiche gelesen, bis zu dem Augenblicke der Beerdigung, wo man sie vorher in Begleitung der Geistlichen, welche Heiligenbilder tragen und Psalmen singen, so wie der nächsten Verwandten, in die Kirche trägt. Hier wird der Verstorbne, welcher in einem offenen Sarge liegt, und auf dem Kopfe eine mehr oder weniger kostbare Krone trägt, nochmals eingesegnet, und die Verwandten und Freunde geben ihm den letzten Abschiedskuſs, indem sie ihn um Vergebung alles dessen bitten, womit sie ihn während seines Lebens beleidigt haben könnten. Ehe noch der Sarg zugemacht wird, giebt man dem Leichnam ein beschriebnes Papier in die Hand, welches eine vollständige Absolution enthält und vom Geistlichen unterzeichnet ist. Während der Beerdigung pflegen die Verwandten und Freunde ein lautes Klagegeschrei zu erheben; aber die Sitte, eigene Klagweiber für diesen Zweck zu miethen, ist in Groſs-Ruſsland schon längst abgeschafft, und auch in Klein-Ruſsland wird sie nur noch an einigen Orten beobachtet.

Ehemals wurden die Todten, wie in so vielen andern Ländern Europas, in und bei den Kirchen beerdigt, aber ein Ukas vom 31. Dezbr. 1731 untersagte diesen Gebrauch, und verordnete, daſs in allen gröſsern und kleinern Städten besondere Begräbniſsplätze in angemessenen Entfernungen vom Orte errichtet werden sollten. Im J. 1772 wurde dieser Befehl erneuert und zugleich gestattet, daſs bei den Begräbniſsplätzen, zum Behuf der Ein-

segnung des Todten, eigne Kirchen oder Kapellen erbaut würden. Gegenwärtig werden nur noch die Klostergeistlichen in den Kirchen ihrer Klöster begraben.

Digitized by Google

V.

BEMERKUNGEN ÜBER MANILA, DIE HAUPTSTADT DER PHILIPPINEN-INSEL LUÇON.

VON GEORGE BENNET. *)

Es war am 10. Juni 1830, Mittags, als wir die am Eingange der gleichnamigen Meerenge gelegne Insel *Bernardin* erblickten. Sie lag uns südsüdwestlich, etwa 8 oder 10 (See-) Meilen entfernt. Der Anblick, welchen uns die Durchfahrt durch diese Meerenge darbot, war sehr malerisch. Auf der einen Seite erhob sich der Vulkan *Butusan* nebst einigen weiter entfernten Gebirgen zu einer ansehnlichen Höhe, auf der andern zogen eine Menge gröſserer und kleinerer Inseln, mit dem herrlichsten Grün geschmückt, unsere Blicke auf sich. Der am Abende eintretende Landwind führte uns köstliche Wohlgerüche zu.

*) *Nouvelles Annales des Voyages* etc., 1833, August- und September-Heft, S. 234 u. ff.

Digitized by Google

Am 12. Juni wurden wir auf der Höhe des Dorfes *S. Jacinte*, auf der Insel *Ticao*, von einem Regierungs-Boote angerufen, welches nach dem Namen unsers Schiffes fragte. Wir fuhren mit einem schwachen Winde langsam an den Küsten dieser prachtvollen Insel hin. Am 13. Morgens befanden wir uns dem Dorfe *Donçols* gegenüber, welches auf der Insel *Luçon*, an der Mündung eines kleinen Flusses zwischen *Marigodon* und *Poutiao* liegt. Die Gegend umher war sehr schön und hatte ein fruchtbares Ansehen. Wir stiegen hier ans Land und wurden am Strande von mehren Eingebornen empfangen, welche uns in das Dorf zur Wohnung des Commandanten führten. Da er nicht zu Hause war, so verfügten wir uns zum Pfarrer. Diefs war ein kleiner Mulatte, von ungeheurer Corpulenz. Die Häuser stehen auf Pfosten, ein wenig über dem Erdboden erhöht; man steigt auf einer Leiter von Bambus hinauf. Auch das Gezimmer ist von Bambus; die Wände sind mit Matten bekleidet und das Dach ist mit Blättern der Palmengattung *Nipa fructicans* bedeckt. Die Wohnungen sind kühl und die ganze Bauart ist dem Klima sehr angemessen. Das Innere wird sehr rein gehalten. Die Kleidung der Eingebornen besteht bei den Männern in Beinkleidern von leichtem Baumwollenzeug, über welche ein Hemd angezogen wird; dieses ist aus einer sehr dünnen einheimischen Leinwand verfertigt, welche *Sinamaya* heifst. Auf dem Kopfe trägt man einen leichten Strohhut. In den Häusern sieht

Digitized by Google

man Webestühle, auf welchen die Frauen die erwähnte *Sinamaya* aus den Fasern einer *Musa*- oder Bananen-Gattung, die auf der Insel einheimisch ist, bereiten. Die aus diesem Gewebe verfertigten Kleidungsstücke sind kühl und dem Tropenklima sehr angemessen. Die dickere Rinde der erwähnten Pflanze liefert die *Araca*, oder den im Handel vorkommenden Hanf von Manila. Man giebt ihm alle Grade von Feinheit, bis er so zart wird, daſs er Gewebe liefert, die den schönsten Musselinen gleichkommen. Auſserdem wissen die Frauen auch Matten von sehr lebhaften Farben zu bereiten. Sie verwenden dazu eine Gras-Gattung, die aber vorher schon gefärbt worden ist.

Der Pflanzenwuchs war an der Küste sehr üppig, aber angebauten Boden sah man nur wenig.

Ein längliches Gebäude, aus geflochtnen Bambuszweigen errichtet und wie die Häuser der Einwohner mit Palmblättern gedeckt, stellte die Kapelle vor. Das Innere war reinlich und mit den gewöhnlichen Zierathen des katholischen Kultus ausgeschmückt, worunter sich auch einige schlechte Gemälde befanden. Neben der Kapelle stand ein ziemlich hohes kleines Fort von Holz, das nicht bloſs als Beobachtungsort errichtet zu seyn schien, sondern auch mit einigen kleinen Kanonen versehen war, um das Dorf vor den Anfällen der Seeräuber zu schützen, die die Ortschaften an der Küste auszuplündern und die Einwohner als Sklaven mit fortzunehmen pflegen. Wir kauften in *Donçols* einige Hühner, Eier und Obst, zu einem

Digitized by Google

Preise, der uns in Betracht der Armuth dieser Gegend, übermäſsig hoch vorkam. Der Pfarrer begleitete uns, als wir auf unser Schiff zurückgingen, und hatte sich bei dieser Gelegenheit in seinen besten Staat geworfen. Bevor er das Schiff verlieſs, bat er den Kapitän um etwas Wein für den Gottesdienst. Er empfing einige Flaschen und kehrte vergnügt in einem Kahne zurück, welchen ihm ein Einwohner des Dorfes nachgeschickt hatte.

Am 17. befanden wir uns in der Durchfahrt zwischen *Luçon* und der *Grünen Insel.* Der Anblick war entzückend. Auf der einen Seite hatten wir die hohe Insel Luçon mit ihren steilen, aber gut bewaldeten Abhängen; auf der andern lachte uns die, von den mit dichtem Gehölz bedeckten Gebirgen der Insel Mindoro überragte, Grüne Insel freundlich entgegen. Einige Kähne der Eingebornen trugen längs den Küsten zur Belebung dieses Gemäldes bei, auf welches bei einbrechender Nacht starke und häufige Blitze eines herannahenden Gewitters ihr magisches Licht warfen. Indessen gelang es uns, am folgenden Morgen mittelst eines günstigen Windes glücklich aus dieser Meerenge hinauszukommen.

Am 19. nöthigte uns eine Windstille bei der *Corregidor-Insel*, am Eingange der Bay von Manila, liegen zu bleiben. Auf dieser Insel befindet sich ein Signal-Posten und eine kleine Batterie. Am 20. Juni, um 7 Uhr Abends, gingen wir endlich im Hafen von *Kavite* vor Anker. Die kleine Stadt Kavite, welche ein sogenanntes Bassin und

Digitized by Google

ein Arsenal besitzt, die aber beide in schlechtem Zustande sind, liegt auf einer niedrigen Halbinsel und enthält eine Menge Kirchen, auf deren einer sich ein Telegraph befindet. Kavite hat auch ein Krankenhaus und Militär-Kasernen, aber wenig gut gebaute Häuser. Es liegt 8 oder 9 Meilen von Manila. Während der Regenzeit oder der südwestlichen Monsoons wird der Hafen stark besucht und es ist alsdann einiges Leben in dieser kleinen Stadt. Die umliegende Gegend ist schön und fruchtbar.

Die Stadt *Manila* entsprach keineswegs meiner Erwartung; ich fand den Anblick derselben nicht so imposant und die Geschäftigkeit der Einwohner nicht so groſs, als mir Beides geschildert worden war. Die Stadt ist übrigens gut befestigt. Die Straſsen sind schmal und düster; man sieht viel Klöster. Die Kirchen haben ein ungefälliges Ansehen, was vorzüglich dem starken Mauerwerk zuzuschreiben ist, dergleichen man auch an den übrigen Gebäuden bemerkt. Indessen wird diese Bauart durch die häufigen Erdbeben nothwendig gemacht. Uebrigens ist an den Kirchen groſse Pracht verschwendet. Das Aeuſsere der Kathedrale zu *S. Pedro* ist zwar mit ihrer Kuppel nichts weniger als schön und es fehlt dem ganzen Gebäude gehöriges Ebenmaſs; aber das Innere ist eben so reich als geschmackvoll verziert.

Nächst der Kathedrale, welche die eine Seite des Hauptplatzes einnimmt, steht der Palast des Gouverneurs; er hat ein ärmliches Ansehen und scheint aus zwei ursprünglich verschiednen Gebäu-

Digitized by Google

den zusammengefügt zu seyn. Gegenüber erblickt man das *Cabildo* oder Rathhaus, und in der Mitte des Platzes die Bildsäule Karls IV., Königs von Spanien. Das neue Zollhaus, welches man schon bemerkt, wenn man den Fluſs Pasig hinauffährt, ist ein sehr geschmackvolles Gebäude.

Der gröſste und angesehenste Theil der Einwohner lebt in den Vorstädten. Hier sind die Comtoirs der Kaufleute und überhaupt die Wohnungen der Reichen. Man sieht überall eine Menge Gewölbe, worin die mannichfaltigsten Waaren zum Verkauf ausgelegt sind; fast alle gehören Chinesen. Eine steinerne Brücke über den Pasig vereinigte noch vor Kurzem die Vorstädte mit der eigentlichen Stadt; seitdem aber ein Erdbeben den mittlern Bogen derselben zerstört hat, ist sie durch eine hölzerne ersetzt worden. Die Straſsen der Vorstädte sind breit; die Häuser aber bieten sowohl im Aeuſsern als im Innern nicht die mindeste Regelmäſsigkeit dar. Die Mauern sind ungeheuer dick, die Zimmer aber sehr geräumig, was dem Klima vollkommen angemessen ist. Der spanischen Sitte gemäſs befinden sich im Erdgeschoſs die Schreibstuben, die Ställe etc. Die Familie selbst bewohnt nur die obern Gemächer. Statt der Glasscheiben sieht man an den Fenstern kleine durchsichtige Austerschaalen, welche *Lapez* heiſsen. Sie werden in äuſserst dünne Scheibchen gespaltet und geben während der Tageshitze eine recht angenehme Helle.

Die Wege in der Umgebung der Stadt sind

Digitized by Google

in sehr gutem Zustande. Rechts und links sieht man die aus Bambus recht nett erbauten Häuser der Eingebornen, von hübschen Gärten umgeben, in welchen der Santan seine prachtvollen scharlachrothen Blumen entfaltet.

Zunächst den Wällen der Stadt befindet sich die, stellenweise mit persischen Mandelbäumen eingefaſste, *öffentliche Promenade*, wo sich am Abende zahlreiche Equipagen der wohlhabendern Einwohner versammeln und die gesammte schöne Welt von Manila zu sehen ist. Auch der Gouverneur, *Don Rocafuerte*, pflegt hier öfters in einem vierspännigen Wagen, von einer Abtheilung mulattischer Reiterei begleitet, frische Luft zu schöpfen.

Die dunkelfarbigen Damen haben zwar keine schönen Züge, zeichnen sich aber durch einen trefflichen Wuchs und edle Haltung aus. Ihr Putz besteht in einer Tunica oder *Camisa* von sehr feiner Sinamaya mit farbigen, äuſserst sorgfältig gearbeiteten Figuren. Um die Hüften tragen sie die *Saya* oder den Unterrock, der aus Kattun zu bestehen pflegt, welcher entweder aus Europa kommt oder auf der Insel selbst bereitet wird. Ueber dieser Saya umschlieſst der *Tapis*, ein Stück Seiden- oder Baumwollenzeug, den Unterleib und reicht bis auf die Füſse hinab, wie der *Pau* der Frauen auf den Sandwich-Inseln oder der *Cambaya* der malayischen Weiber. Die glänzend schwarzen Haare lassen die manilischen Damen entweder frei über den Rücken und die Schultern hinabfallen, oder sie winden sie am Hinterhaupte

zusammen und stecken goldne oder silberne Nadeln durch. Die Fufsbekleidung besteht in kleinen gestickten Pantoffeln, welche nur die Zehen bedekken, daher auch die meisten hiesigen Frauen im Gehen häufig wanken. Ob man gleich, wie schon gesagt, keine besondern Schönheiten unter den manilischen Damen findet, so begegnet man doch überall dem durchdringenden spanischen Auge, so wie sich auch noch manche andere weibliche Annehmlichkeiten der ursprünglichen Einwanderer aus Spanien erhalten haben.

Die Ueberfahrt von *Kavite* nach *Manila* kann entweder auf dem *Gilalo*, wie man das gewöhnliche dazu bestimmte Fahrzeug nennt, oder auf Kähnen der Eingebornen gemacht werden, welche *Bancas* heifsen. Die Erstern sind sehr grofs, haben s. g. Auslieger und fahren äufserst schnell. Man findet hier ein Gemisch der verschiedenen Volksklassen, welche die Hauptstadt bewohnen, wodurch der Fremde Gelegenheit erhält, Beobachtungen über den Charakter der Bevölkerung zu machen. Aufser den Reisenden haben diese Ueberfahrts - Schiffe auch Kaufmannsgüter, getrocknete Fische und Obst für den Markt von Manila geladen. Die *Bancas* sind nicht viel mehr als kleine Boote oder eigentlich nur Kähne. Man sitzt unter einem Schirmdach von Matten, welches bei der Tageshitze eine angenehme Kühle verbreitet. Gewöhnlich hat eine solche Banca vier oder fünf Ruderer, und ein sechster steht mit seinem Ruder als Steuermann am Hintertheile des Fahrzeuges.

Digitized by Google

In den Straſsen der Stadt sieht man eine Menge Kramstellen, wo Obst und andere Gegenstände zum Verkauf ausgestellt werden. Am zahlreichsten sind die Betel-Buden, da das Kauen des Betels ein Lieblinsgenuſs der Einwohner ist. Man verkauft ihn schon ganz zubereitet, mit ungelöschtem Kalk, Tabak und andern scharfen Dingen vermischt, so daſs er gleich genossen werden kann. Die schwarzen Lippen und Zähne der Eingebornen beiderlei Geschlechts verrathen den häufigen Gebrauch des Betels, den man übrigens als ein gutes Magenmittel betrachtet.

Es ist den Fremden untersagt, ohne Paſs das Innere der Insel zu besuchen, und man giebt äuſserst selten die Erlaubniſs zu einem Ausfluge in eine nur einigermaſsen beträchtliche Entfernung von der Hauptstadt. Dieſs war von jeher die Politik Spaniens.

Am 23. Juli begleitete ich den Doktor *Keirulf* bei einem Krankenbesuche, den er einem Ordensgeistlichen von hohem Range zu machen hatte. Der Kranke befand sich in einem Landhause seines Ordens, am Ufer des Pasig, in einiger Entfernung oberhalb der Stadt. Auch der Statthalter und sein Gefolge kamen einige Augenblicke nach uns an, um den Pater *Carlos*, der unter seine Freunde gehörte, ebenfalls zu besuchen. Dieser Geistliche war ein sehr unterrichteter Mann; er sagte uns, er könne jedes englische und französische Buch lesen, getraue sich aber nicht, eine Unterhaltung in diesen Sprachen anzuknüpfen. Ich habe im

Digitized by Google

Allgemeinen die hiesigen in Europa gebildeten Geistlichen sehr unterrichtet und wohlerzogen gefunden; dagegen stehen die eingebornen, aus der Klasse der Mulatten und Mestizen, tief unter ihnen.

An den Ufern des Pasig oberhalb Manila sieht man weder angebaute Felder, noch Landhäuser oder Gärten; am häufigsten bemerkt man Bambus-Gebüsch, hie und da auch einige Hütten der Eingebornen. Auf dem Flusse schwimmt eine Menge *Quiapo*. Die Wurzeln dieser Pflanze sehen wie Federn aus; sie kommen aus den Seen im Innern der Insel.

Während an unserem Schiffe die nöthigen Ausbesserungen vorgenommen wurden, wohnten wir in einem Hause, welches einem gutgelaunten Dominikaner-Mönche, Pater *Ecclesiastica*, gehörte. Es war ein äuſserst gefälliger alter Mann. Am linken Backen hatte er eine groſse Narbe, die Spur einer Wunde, welche er bei dem Aufstande 1822 erhalten hatte. Er erzählte uns, daſs er auf der Ueberfahrt von *San Blas* (in Mexico) nach *Manila* durch die englische Fregatte Caroline zum Gefangnen gemacht und nach *Pulo-Pinang* gebracht worden wäre. Er lobte indessen die dortige Behandlung und schien für die Engländer recht günstig gestimmt zu seyn.

Auch von Seiten anderer Bewohner der Insel empfingen wir manche Beweise freundlicher Gesinnungen. Als einer von unsern Offizieren eines Tages mit der nöthigen Mannschaft sich in die Nähe von *Kavite* begab, um Wasser einzunehmen

men, wurde er von einer Frau gefragt, ob er ein Engländer sei. Auf seine bejahende Antwort brachte sie ihm sogleich Früchte, Brod und andere Erfrischungen.

Es bestehen in Manila sehr strenge Verbote in Hinsicht gewisser ausländischen Bücher. Die heimliche Einführung der Werke *Rousseau's* und *Voltaire's* wird sogar mit dem Tode bestraft. (?)

Kavite hat ein Kloster, worin die aus Spanien neu ankommenden Priester, bevor sie ins Innere des Landes geschickt werden, eine Zeit lang wohnen müssen, um die Sprache der Eingebornen zu lernen.

Wie bei den Spaniern, ist auch hier bei den Eingebornen die Guitarre das Lieblings-Instrument. Sie können recht angenehm dazu singen, und zwar spanische Lieder eben so fertig, als ihre eignen Volksgesänge. Die Letztern haben etwas Trauriges, sind aber doch nicht unangenehm. Auch die Geige und die Flöte werden häufig gehört.

Die Verstorbnen aus der niedern Volksklasse werden nicht in Särgen begraben. Man legt den Leichnam, mit unbedecktem Gesichte, auf eine Bahre. Als ich eines Tages einen Leichenzug in die St. Rochus-Kirche gehen sah, trieb mich die Neugierde, ihm zu folgen. Es war die Leiche einer eingebornen Frau, die etwa 50 Jahre alt gewesen seyn mochte. Der Kopf war mit Blumen geschmückt, und in der rechten Hand hielt sie ein Crucifix. Die Leiche wurde vor den Altar

Digitized by Google

gestellt; zu beiden Seiten brannten Kerzen und die in dunkelfarbige Baumwollenstoffe gekleideten Trauerleute lagen daneben auf den Knieen und beteten für die Seele der Verstorbnen. Nach einiger Zeit trug man die Leiche wieder zur Kirche hinaus und senkte sie, in eine Matte gehüllt, ins Grab, während der Priester einige Gebete über sie sprach und sie mit Weihwasser besprengte. Alles dieses geschah in ziemlicher Eile und hatte im Ganzen nichts Feierliches.

Die Strohhüte, welche die Eingebornen verfertigen, sind sehr dauerhaft. Gewöhnlich werden sie schön schwarz gefärbt und einer kostet 25 Piaster. (?) Die Eingebornen machen auch Cigarren-Büchsen aus einer Pflanze, die im Gebirge wächst, und verstehen sie auf mancherlei Weise zu färben und zu verzieren.

Der Pflanzenwuchs in und bei Manila ist reich und mannichfaltig. Der *Mangopflaumen-Baum* liefert vom März bis zum September die schönsten und wohlschmeckendsten Früchte. Wenn die Eingebornen besonders frühzeitige Früchte haben wollen, verfahren sie auf folgende Art. Sie häufen um den untern Theil des Stammes eine Menge Stroh oder Reiſsig, und zünden dasselbe an, so daſs der Rauch längs den Aesten und Blättern hinzieht. Das Treiben der Knospen soll dadurch beschleunigt werden. Dieses Verfahren wird mehre Tage nach einander, namentlich des Abends, wiederholt. Eine frühzeitige Aernte dieser Mangopflaumen verschafft aber auch dem Eigenthümer an-

Digitized by Google

sehnlichen Gewinn; ein einziger Baum kann 3- bis 4000 Piaster einbringen. Der *Mabolo (Diospyros mabolo)* ist ebenfalls sehr gemein; er ist stark belaubt und wird 30 bis 40 Fuſs hoch, die Blätter sind oval, dick, glatt und dunkelgrün, die Blüthen klein, weiſs und wohlriechend; die Frucht ist groſs, äuſserlich mit einer rauhen rosenrothen Haut bedeckt, inwendig von weiſsem Fleisch und 4 bis 8 fast halbkugelförmige Kerne enthaltend. Der Geschmack ist fad, der Geruch stark und ganz eigenthümlich. Die Eingebornen essen diese Früchte sehr gern. Man pflückt sie im Juli und den nächstfolgenden Monaten. Auch der *Santol* wächst sehr häufig. Dieser stark belaubte Baum wird an 30 Fuſs hoch; die Blätter sind ein wenig oval, dick, dunkelgrün und stark geädert. Die Frucht wird fast so groſs wie eine Pfirsche; das Fleisch ist gallertartig und enthält mehre halbkugelförmige Kerne. Eine Art Feigenbaum, der auf alten Mauern wächst, heiſst bei den Eingebornen *Isis;* er trägt eine kleine eſsbare Frucht von dunkelrother Farbe. Der *Manungy* oder *Malvingy* ist ein hübscher Baum, den man gemeiniglich in der Nähe bewohnter Orte antrifft; er erreicht eine Höhe von 25 bis 30 Fuſs, aber der Umfang ist nicht bedeutend; die weiſsen und wohlriechenden Blüthen kommen in groſsen Büscheln zum Vorschein; die Frucht ist eine Hülsenfrucht und wird, wenn sie reif ist, 12 bis 18 Zoll lang. Man pflückt sie aber noch grün und kocht sie wie Gemüs. Eben so pflanzt man,

Digitized by Google

um Schatten zu haben, eine Akazien-Gattung, welche die Eingebornen *Camachili* heifsen. Sie wird 30 bis 40 Fufs hoch, aber nicht sehr stark; die Aeste hängen herab und haben dreilappige Blätter. Die doldenförmigen Blüthen haben weifse Staubfäden und einen carmoisinrothen Griffel. Die Kapseln sind gedreht und enthalten 5 bis 6 röthliche Kerne, welche von den Kindern der Eingebornen gegessen werden. Auch der *Atis* oder Kuchenapfel ist sehr gemein, so wie man überhaupt die meisten Früchte der Tropengegenden hier antrifft.

Die *Caesalpinia sapan*, von welcher man das *Sapan-Holz* gewinnt, ist in Fülle vorhanden; dieses Holz heifst in der Tangalo-Sprache *Sibacao;* man verkauft das Pikul (125 Pfund) zu 5 bis 10 Realen. Indessen sagte mir ein Kaufmann, dafs das Sapan-Holz von Luçon schlecht sei.

Unter den verschiednen wohlriechenden Blumen, deren sich die Frauen des Landes als Kopfputz bedienen, ist die Blume *Kilongkilong (Uvaria odorata)* auszuzeichnen. Man bindet sie auch in einen Zipfel des Schnupftuchs, welches dadurch aufs köstlichste parfumirt wird.

Sobald die Abendglocke tönt, hört jede Beschäftigung auf; selbst die Fufsgänger bleiben stehen und die Wagen halten still, um ein kurzes Abendgebet zu verrichten. Sobald aber dieses zu Ende ist, setzt sich Alles wieder in Bewegung und das Geräusch beginnt von neuem.

Lebensmittel sind in Ueberflufs und wohlfeil

Digitized by Google

in Manila zu haben; 25 Pfund Rindfleisch z. B. kosten 1 Piaster.

Vor mehren Häusern der Eingebornen sah ich Palmenblätter unter mancherlei Formen als Zierrathen angebracht; sie stammten noch vom letzten Palmsonntage her; man hält sie für Schutzmittel gegen den Blitz.

Die Cigarre ist der treue Gesellschafter aller Einwohnerklassen von Manila. Manche gemeine Leute haben so starke, daſs sie den ganzen Mund ausfüllen. Ich habe mir eine aufgehoben, welche 12 Zoll lang ist und 6 Zoll im Umfange hat; sie ist mit einem seidnen Band umwunden. Die Arobe (25 Pfund) der besten Cigarren, welche etwa 4000 Stück enthält, kostet in Manila 18 Piaster. (S. weiter unten.)

Die Hahnengefechte sind die Lieblingsunterhaltung der Eingebornen. Sobald an Sonn- und Feiertagen die Messe vorüber ist, versammelt sich Alt und Jung, diesem grausamen Spiele beizuwohnen. Die Orte, wo sie Statt finden, werden von der Regierung verpachtet. Es sind Gebäude von Bambus; um das Parterre, wo die Hähne kämpfen, läuft eine kreisförmige Gallerie. Der Eintritt kostet 1 *Medio* oder $\frac{1}{2}$ Real. Sobald man übereingekommen ist, zwei bestimmte Hähne kämpfen zu lassen, werden sie auf die Arena gebracht. Ein Mann ist im Parterre aufgestellt, um den Betrag der Wetten in Empfang zu nehmen, welche von einem Medio bis zu 10 Piaster steigen. Die Wetten auf jeden Hahn werden dann in

Digitized by Google

zwei Reihen auf den Boden gelegt. Sobald auf jeder Seite eine hinlängliche Summe beisammen ist, fängt der Kampf an. Wenn er beendigt ist, vertheilt der Einnehmer im Parterre das Geld an die Personen, welche gewonnen haben, zieht aber eine Kleinigkeit davon für seine Bemühung ab. Gewöhnlich endet der Kampf mit dem Tode eines der beiden Hähne und ist von keiner langen Dauer. Die Hähne werden bekanntlich mit einem scharfen stählernen Sporn bewaffnet, der die Form einer Sense hat und etwa dritthalb Zoll lang ist. Der besiegte Hahn fällt dem Sieger als Eigenthum zu. Sobald die Niederlage eines Hahnes entschieden ist, rupft man ihm einige Federn oberhalb des Schweifes aus und steckt ihn in einen Sack, der im Parterre aufgehängt ist. Dieſs geschieht in der Absicht, die gewöhnlichste Farbe der überwundnen Thiere kennen zu lernen, und daraus auf die beste Rasse zu schlieſsen. Die Hähne mit weiſsen Streifen wurden gewöhnlich besiegt. Die Wettenden zogen jene vor, welche durch kleine Flecken ausgezeichnet waren, und wirklich gingen diese meistens als Sieger aus dem Kampfe hervor. In dem Augenblicke, wo man vor dem Anfange des Gefechtes die stählernen Spornen an den Füſsen des Hahnes befestigte, wechselte die Farbe seines Kammes vom Blassen bis zum Rothen, als ob das Thier schon voraus gewuſst hätte, zu welchem grausamen Zweck man es so bewaffnete. Dieses Geschäft erfodert übrigens ei-
gewisse Geschicklichkeit und wird von eige

bestimmten Personen verrichtet. Bis zum wirklichen Anfange des Kampfes wird auf den stählernen Sporn ein Futteral gesteckt.

Man arbeitet zu *Kavite* an ansehnlichen Befestigungen, um diejenigen zu ersetzen, welche die Engländer, als sie sich 1762 dieses Platzes bemächtigten, zerstört haben. Es geht aber sehr langsam damit vorwärts, indem nur eine kleine Zahl von Sträflingen zu diesem Festungsbau verwendet wird. Die neuen Werke liegen übrigens näher am Meere, als die alten.

Während meines Aufenthalts in Manila wurde den Bewohnern der Vorstädte untersagt, ihre Häuser auszubessern. Als Grund dieses Verbots führte man ein altes Gesetz an, welches innerhalb Kanonenschuſsweite von der Stadt kein Gebäude aufzuführen gestattete. Da man, der Erdbeben wegen, die Mauern der Häuser ungewöhnlich stark aufführt, so könnte der Feind, im Falle er sich in den Häusern der Vorstädte festsetzte, diese als eben so viele Citadellen gegen die Festungswerke der Stadt benutzen. Es ist indessen späterhin von jenem Verbot wieder abgekommen, unter der Bedingung, daſs die Einwohner der Vorstädte bei einem feindlichen Angriff verbunden seyn sollen, auf den ersten Befehl der Regierung ihre Häuser abbrechen zu lassen.

Der Telegraph von Kavite, welcher mit Manila in Verbindung steht, ist auf dem Glockenthurm einer Kirche errichtet, die im J. 1762 von den Engländern zerstört worden seyn soll. Man

genieſst vom Standpunkte dieses Telegraphen ei-ner sehr weiten Aussicht. Ich besuchte ihn am 25. Aug. Abends. Der Himmel war ganz rein und die Sonne im Begriff unterzugehen. Man konnte *Manila* mit den Schiffen auf seiner Rhede sehr deutlich erkennen. Die Häuser der kleinen zu meinen Füſsen liegenden Stadt *Kavite* stiegen aus einem grünen Gebüsch von Bananen-, Papageien- und andern Bäumen malerisch empor. In der Nähe lag das Dorf *San Roque*, aber so von Bäumen und Gesträuchen umgeben, daſs die Häuser kaum sichtbar waren. Das ganze Landschafts-Gemälde war höchst reizend. Es giebt vom Eingange der Bay bis *Manila* sechs telegraphische Posten.

Am 28. Aug. war das Arsenal zu *Kavite* in ungewöhnlicher Bewegung, bloſs um einige Barken auszurüsten, welche die mit jedem Tage von *Cadiz* erwarteten Truppen ausschiffen sollten. Die Ankunft europäischer Truppen wird von den Eingebornen sehr ungern gesehen. Das Land sei ohnehin arm genug, sagen sie, und diese Truppen würden es noch ärmer machen. Gegenwärtig besteht das hiesige Militär aus Mestizen, zusammen etwa 13000. Die Uniformirung ist nett. Sie werden theils von europäischen, theils von Mestizen-Offizieren befehligt, und sind sehr gut eingeübt. Der monatliche Sold eines Gemeinen ist drei Piaster, nebst Lebensmitteln und Kleidung.

Am 30. traf ein Theil der von Cadiz erwarteten Truppen auf mehren Schiffen der Philippinen-Compagnie und auf dem *Relanpago*, einer

Digitized by Google

spanischen Kriegsbrigg, in Kavite ein. Seit ihrer Abreise von *Anjer*, wo sie angelegt hatten, um Lebensmittel und Wasser einzunehmen, hatten diese Fahrzeuge viel Menschen durch Krankheiten verloren. Die Ruhr und die Cholera herrschten noch an Bord. Die kranken Soldaten wurden sogleich in die Spitäler gebracht, die gesunden aber in den Klöstern einquartiert. Den Offizieren und ihren Frauen verschaffte man einstweilen Unterkommen bei den wohlhabendern Einwohnern, bis sie im Stande seyn würden, sich selbst Quartiere zu besorgen. Der Rest der Truppen traf am 5. Sept. ein. In Cadiz waren 1225 Mann eingeschifft worden, hier aber kamen nur etwa 1100 an.

Ich machte einige Ausflüge zu Pferde in der Umgebung von Manila. Die Dörfer *Paco*, *Almita*, *Malati* u. a. sind ganz von Eingebornen bewohnt. Die Häuser sind hübsch und haben kleine Gärten oder Pflanzungen; aber das Land bietet nichts Anziehendes dar. Der Boden ist niedrig und an vielen Stellen sumpfig; es wird viel Reiſs gebaut, der vortrefflich gedeiht und von guter Beschaffenheit ist.

Am 4. Sept. ging ich in Begleitung des Hrn. *Keirulf* nach der *königlichen Cigarren-Fabrik*. Sie ist in *Binondo*, einer Vorstadt von Manila, bei der Kirche dieses Namens. Wir traten durch ein steinernes Thor ein, welches an die Niederlage des Blättertabaks stieſs, und begaben uns von da in einen schmalen Gang. Das eine Ende desselben war vermauert und am andern befand

Digitized by Google

sich ein kleines Gemach nebst einer Thüre, durch welche die Arbeitsleute nach vollbrachtem Tagewerk gehen müssen, vorher aber in dem kleinen Gemach durch eigene Personen untersucht werden, ob sie nicht einigen Tabak entwendet haben. *) Als wir aus dem erwähnten Gange traten, sahen wir das groſse schwerfällige Gebäude der Fabrik vor uns. Ueber dem Eingange prangte das königlich - spanische Wappen. Im ersten Stockwerk besuchten wir zuvörderst den groſsen Saal, wo die fertigen Cigarren aufbewahrt werden. Sie sind hier in Packeten auf Gestellen von Bambus aufgestapelt und stehen zum Verkauf bereit. Aus diesem Saale gelangten wir in einen andern gröſsern; der durchdringende scharfe Tabaksgeruch und das heftige Geräusch verkündigten uns, daſs hier die eigentliche Werkstätte der Fabrication sei. Wir sahen hier eine groſse Menge Frauen beschäftigt. Die Zahl aller Personen, welche in der Fabrik arbeiten, wird zu 4000 angegeben. Sie saſsen an einer niedrigen Tafel und rollten die Tabaksblätter zu Cigarren zusammen. Dieses geschicht auf folgende Weise. Das Blatt wird auf dem Tische ausgebreitet, mit ein wenig Wasser angefeuchtet, und dann platt geschlagen, indem man es mit einem

*) Da, wie weiterhin gesagt wird, an 4000 Arbeiter angestellt sind, so würde diese Untersuchung viel Zeit wegnehmen oder höchst oberflächlich vor sich gehen. Wahrscheinlich ist unser Verf. falsch berichtet worden.

D. H.

kleinen runden Steine so lange klopft, bis es ganz gleichförmig glatt und weich anzufühlen ist. Hierauf wird ein zweites Blatt, welches ebenfalls wie das erste zubereitet worden, damit verbunden. Dieses ist die Hülle der Cigarre. In die Mitte werden die kleinen Stückchen Tabak gelegt, welche beim Zuschneiden der Blätter abfallen; hierauf rollt man die Blätter zusammen und die Cigarre ist vorläufig fertig. Nun kommt sie noch in die Hände anderer Frauen, welche sie an beiden Enden ein wenig beschneiden, damit sie alle gleiche Länge haben. Sie werden dann in Packete gebunden, deren jedes eine gewisse Zahl enthült, und kommen nunmehr in den oben erwähnten Saal zum Verkauf. Die Menge der hier fabricirten Cigarren mufs ungeheuer seyn. Der gröfste Theil wird in Manila und in den benachbarten Provinzen verbraucht. Man hat mich versichert, dafs jährlich nur etwa für höchstens 100,000 Piaster ausgeführt werden. Man schätzt den Gewinn der Regierung von diesem Monopol jährlich auf 500,000 Piaster. Unter den Sälen, wo die Weiber arbeiten, sind an 1000 eingeborne Arbeiter beschäftigt, kleine Papier-Cigarren zu machen, welche *Cigarillos* heifsen. Diese Leute sitzen ebenfalls vor einem Tische und haben eine bestimmte Menge Tabak vor sich, der in kleine Stücke zerschnitten ist. Neben ihnen liegt das schon zugerichtete Papier. Sie nehmen nun ein Blatt davon, thun so viel Tabak hinein als nöthig ist, und rollen es dann zusammen. Das Hauptgeschäft bei diesem Verfah-

Digitized by Google

ren, welches sehr schnell und in Folge der langen Uebung mit groſser Genauigkeit von Statten geht, verrichten die beiden Daumen. Ein Arbeiter kann in der Stunde 4 - bis 500 Stück machen. Diese Cigarillos werden dann zu 30 in Packete gebunden und wie die andern mit einem Umschlage versehen, dem der königliche Stempel aufgedrückt ist. Sie werden durchaus nur im Lande selbst verbraucht. Wenn man berechnet, daſs jedes Packet 30 Stück enthält, an 1000 Menschen jahraus jahrein mit ihrer Verfertigung beschäftigt sind, und auſserdem noch 4000 Weiber gewöhnliche Cigarren bereiten, so kann man sich einen Begriff von dem ungeheuern Tabaksverbrauch machen, der allein nur auf den Philippinen Statt findet.

Zur Aufsicht über das gesammte Arbeiter-Personale der Fabrik und überhaupt zur Aufrechthaltung des Tabak - Monopols besteht eine besondere Garde. Diese ist blau uniformirt, mit rothen Aufschlägen, und trägt auf dem Kopfe eine Art von chinesischem Hut mit schwarzen Pferdehaaren. Die Waffen bestehen in Säbel und Pistolen. Man verwendet diese Garde in den Bezirken, wo Tabak gebaut wird und die Regierung denselben von den Pflanzern zu einem bestimmten Preise kauft. Die Garde hat darauf zu sehen, daſs keine unerlaubten Verkäufe Statt finden und kein fremder Tabak eingeschwärzt werde. Die Hauptbezirke, wo Tabak gebaut wird, sind *Cagagan* und *Gapan*. Es sind gewisse Strecken Landes von der Regierung bestimmt, wo allein dieser Anbau Statt fin-

Digitized by Google

den darf. Das Gesetz verpflichtet jeden Pflanzer, den Beamten einen Ausweis zu übergeben, worin die Menge des angebauten Tabaks genau angezeigt ist. Zur Zeit der Aerndte muſs dann dieselbe Quantität an die Regierung abgeliefert werden. Es steht Gefängniſsstrafe darauf, wenn auch nur eine einzige Pflanze fehlt. Sollte während des Wachsthums durch Naturereignisse, Insekten etc. Schaden an den Feldern angerichtet werden, so hat der Pflanzer den Aufseher augenblicklich davon in Kenntniſs zu setzen. Dieser überzeugt sich dann von dem wahren Thatbestand und löscht im Verzeichnisse die beschädigten oder zerstörten Pflanzen. Wenn der Ertrag einer Aerndte den Bedarf der Regierung übersteigt, so wird der Ueberschuſs vernichtet, ohne daſs der Pflanzer eine Entschädigung anzusprechen hätte.

Am 5. Septbr. besuchte ich das *Hospital* der Aussätzigen zu *St. Lazarus*. Es liegt in geringer Entfernung von Manila und ist sehr dauerhaft aus Quadersteinen erbaut. Den vordern Theil des ansehnlichen Gebäudes haben die Jesuiten errichtet und es war ursprünglich zu einer Maierei bestimmt. Das Uebrige ist um das J. 1786 durch die Franciskaner hinzugefügt worden. Wir wurden von zwei Brüdern dieses Ordens empfangen. Das Hospital wird durch Almosen und den Miethzins einiger ihm gehörigen Häuser erhalten. Der Gouverneur allein trägt jährlich 1000 Piaster bei. Noch vor 20 Jahren wurden hier bis 230 Kranke verpflegt; gegenwärtig ist das Einkommen so verrin-

Digitized by Google

gert, daſs nur 190 aufgenommen werden können. Die Säle sind geräumig, luftig und werden sehr reinlich gehalten. Aus den Fenstern hat man eine weite und herrliche Aussicht. Da viele Kranke höchst ungern in das Spital gehen, der Gouverneur aber streng darauf sieht, daſs jeder mit der schrecklichen und ekelhaften Elephantiasis Behaftete hieher gebracht werde: so erregt die schöne Aussicht aus den Fenstern häufig eine Art von Heimweh, und viele Kranke suchen zu entweichen. Indessen ist dieses auſserordentlich schwierig und jeder Kranke darf erst nach vollkommner Heilung entlassen werden. Da indessen noch kein zuverlässiges Mittel gegen das schreckliche Uebel entdeckt worden ist, so bleiben diese Unglücklichen meistens für ihr ganzes Leben hier eingekerkert. Es ist wirklich ein jammervoller Anblick, junge Leute von 15 oder 16 Jahren alle Qualen des furchtbaren Uebels erdulden, aller Jugendfreuden beraubt und zu einer ewigen Gefangenschaft verurtheilt zu sehen! Alle Kranke waren arme Leute, ein Spanier ausgenommen, welcher vor einiger Zeit aus Europa gekommen und erst hier von dem Aussatz befallen worden war.

Am 20. Septbr. verlieſs das englische Schiff diese vom Mutterlande höchst vernachlässigte schöne Kolonie und ging nach Singapur unter Segel.

Digitized by Google

Digitized by Google

Verbesserungen.

S. V Z. 5 v. u. }
- VIII - 9 - - } statt *Commandeur* lese *Commander*.
- XV - 8 - - }
- VII - 8 v. o. statt *mit dem Obolly* lese *mit Okolly*.

S. 1. Z. 3 v. o. statt *VRIMARS* lese man *VEIMARS*.
- 113 - 9 v. u. statt *im* lese *zum*.
- 239 - 16 v. o. - *Halop* lese *Hlop*.
- 241 - 6 und 7 v. u. ist das Eingeklammerte auszustreichen.

Digitized by Google

Druck und Papier von *C. Schumann* in *Schneeberg*.

Digitized by Google

A 406686

UNIVERSITY OF MICHIGAN

3 9015 06218 6823

Digitized by Google

Digitized by Google